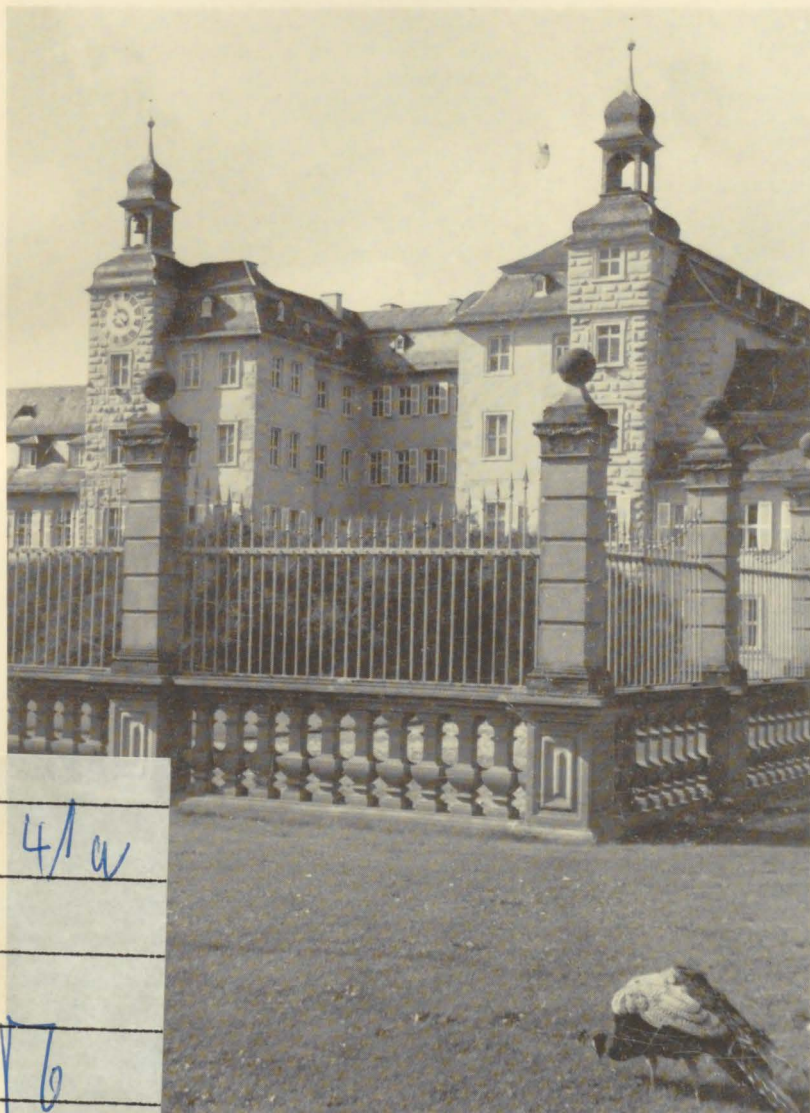


BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

Landesverein Badische Heimat e. V., Freiburg



Oz B 4/w

66
/9/6

N MK

TR +

Schwetzingen-Heft

Herausgeber

Landesverein Badische Heimat e. V.

für Heimatkunde und Heimatpflege,
Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst,
Familienforschung
Präsident: Ludwig Vögely

Schriftleiter: Heinrich Hauß
Redaktion: 7500 Karlsruhe 31,
Weißdornweg 39

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12
7800 Freiburg i. Br., Tel. (0761) 73724

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge
sind ausschließlich deren Verfasser
verantwortlich.

Diese Zeitschrift erscheint viertel-
jährlich. Der Verkaufspreis ist durch
den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Ab 1. Jan. 1982

Jahrespreis
für Einzelmitglieder DM 35,—

Alle Rechte der Vervielfältigung und
Verbreitung behält sich der Landesver-
ein vor: veröffentlichte Manuskripte
gehen in das Eigentum des Landesver-
eins über.

Alle Sendungen für die Zeitschrift
sind an die Redaktion, Weißdornweg 39,
7500 Karlsruhe 31, zu richten.

Für unverlangte Manuskripte und
Besprechungsstücke wird keine
Haftung übernommen.

Zahlstellen des Landesvereins
Postcheckkonto Karlsruhe 164 68-751
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873
BLZ 680 301 00
Öffentl. Sparkasse Freiburg,
Girokonto 200 3 201
BLZ 680 501 01
Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.
Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse Freiburg
Vermerk: Spende Badische Heimat bitte nicht
vergessen

Gesamtherstellung
und Anzeigenverwaltung:
G. Braun, Druckerei und Verlage,
Karl-Friedrich-Straße 14 — 18
7500 Karlsruhe 1
Telefon (0721) 165-1
Telex 7 826 904 vgb d
Reproduktionen:
Reprotechnik Specht, Karlsruhe

Zu diesem Heft <i>Ludwig Vögely, 1. Landesvorsitzender</i>	1
Respekt vor dem Alten — Mut für das Neue <i>Gerhard Stratthaus, Bürgermeister der Stadt Schwetzingen</i>	3
Die Kurpfalz — gestern und morgen <i>Prof. Walter Krause, Innenminister a. D., Mannheim</i>	10
Der Rhein-Neckar-Kreis <i>Albert Neckenauer, Landrat, Heidelberg/Schwetzingen</i>	20
Der Rhein-Neckar-Raum <i>Otto Heinrich Kleinschmitt, Schwetzingen</i>	35
Wirtschaftsdiagramm der Stadt Schwetzingen um 1900 <i>Karl Wörn, Schwetzingen</i>	42
Das Schwetzingener Schloß und die baulichen Anlagen im Schloßgarten <i>Gerhard Glockner, Mannheim</i>	46
Die Schwetzingener Festspiele <i>Willy Grüb, Gerlingen</i>	53
Willy Grüb <i>Karl Wörn, Schwetzingen</i>	65
Musik im Schwetzingen Karl Theodors <i>Werner Steger, Heidelberg</i>	67
Neue Ausgrabungen in Schwetzingen 1985 <i>Clemens Eibner, Heidelberg</i>	75
Otto Mindhoff — Maler und Graphiker von eigenwilliger Ausstrahlung <i>Karl Wörn, Schwetzingen</i>	81
Stefanie Napoleon in Schwetzingen <i>Günter Zobeley, Plankstadt</i>	86
Das Tabakmuseum der Stadt Hockenheim <i>Karl Wörn, Schwetzingen</i>	92
Museum für Wald, Landwirtschaft und Handwerk in Oftersheim <i>Dieter Burkart, Oftersheim</i>	96
Notizen zur Auswanderung im 19. Jahrhundert <i>Volker Kronemayer, Brühl</i>	99
Mundart: Eugen Pfaff	109
Kurpfälzer (Dialekt) Anekdoten <i>Karl Frei, Oftersheim</i>	112
Die Schwetzingener Hardt <i>Walter Koch, Schwetzingen</i>	113
Geschichte des Hockenheimrings und dessen wirtschaftliche Bedeutung für die Stadt <i>Gustav Schrank, Bürgermeister der Stadt Hockenheim</i>	121
Wiesloch (Stadt) im Schatten der Eisenbahn <i>Volker Kronemayer, Brühl</i>	126
Ketsch — ehemaliges speyerisches Dorf an Kurpfälzer Grenze <i>Robert Fuchs, Ketsch</i>	136
Das Seckenheimer Ried und seine Riedgemeinde als Beispiel einer Weidengenossenschaft in der Rheinaue <i>Hansjörg Probst, Mannheim</i>	147
Aussagen — Pfade in die Vergangenheit der Gemeinde Plankstadt <i>Eugen Pfaff, Plankstadt</i>	160
Literaturverzeichnis	172
Buchbesprechungen	173

BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatpflege / Natur- und Denkmalschutz
Volkskunde und Volkskunst / Familienforschung

Herausgegeben im Auftrage des

Landesvereins Badische Heimat e. V.

Präsident: Ludwig Vögely, Karlsruhe

Schriftleitung: Heinrich Hauß, Karlsruhe

66. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis



Haus Badische Heimat, Freiburg i. Br., Hansjakobstraße 12

1295

1. Geschichte

Heft Seite

95 Jahre Lehrerinnenheim Baden-Baden Hans Clauser, Karlsruhe	3	304
Das Gymnasium illustre in Durlach Dr. Peter Güß, Karlsruhe	4	489
Der ehemalige Mühlensteinbergbau bei Waldshut Franz Falkenstein, Dogern	2	291
Daniel Weik — Ignaz Scherer — Zwei Badener Pioniere der Metereologie Robert Hensle, Heddesheim	4	577
Notizen zur Auswanderung im 19. Jahrhundert Volker Kronemayer, Brühl	1	99
Heinrich Dietrich: Ein religiöser Sozialist in Baden Eckart Marggraf, Karlsruhe	3	431
Ein Tag in der ehemaligen Heidelberger Neckarschule Ludwig Merz, Heidelberg	3	383
Die Ruprecht-Kurfürsten Kurt Sommer, Heidelberg	3	367
Das Gymnasium illustre in Karlsruhe Gertrud und Dr. Ullrich Staffhorst, Karlsruhe	4	497
Der Rheinübergang bei Neuenburg Winfried Studer, Neuenburg am Rhein	3	451
Steinbrücken von Gottfried Tulla H. Wiczorek, Weingarten	2	282
Stefanie Napoleon in Schwetzingen Günter Zobeley, Plankstadt	1	86
Zur Erinnerung an den badischen Liberalen Friedrich Daniel Bassermann Hans Leopold Zollner, Etlingen	4	569
Ein billiger Streifzug durch Alt-Karlsruher Kaffeehäuser Josef Müller, Karlsruhe	3	425

2. Kunst und Kunstgeschichte

Die katholische Kirche in Hockenheim und der Jugendstil Prof. Dr. Richard Bellm, Karlsruhe	4	535
Der Zeichner und Maler Walter Schmidt, 75 Jahre Prof. Dr. Richard Bellm, Karlsruhe	4	545
Emil Wachter — Glasfenster Prof. Dr. Richard Bellm	4	549
Schöpferische Entfaltung und folgerechte Gestaltung — Werk des badischen Melerstechers Bernhard Epple Prof. Dr. Walter Henss, Heidelberg	4	551
August Babberger, mein Lehrer Ernst Rehmann, Karlsruhe	2	299
Die Barock-Sonnenuhren im Münstertal Dr. Heinz Schumacher, Freiburg	3	395
Bibliotheca Palatina Susanne Schweinfurth, Schwetzingen	4	563
Die barocke Hochzeit von Mechanik und Musik Dr. Johannes Werner, Elchesheim	3	389
Otto Mindhoff — Maler und Graphiker Karl Wörn, Schwetzingen	1	81
August Babberger zum 100. Geburtstag Ludwig Vögely, Karlsruhe	2	294

3. Literatur

„Den hundertsten Geburtstag Scheffels vor Augen“ Zu G. Mahals und R. Selbmanns neuen Scheffelbüchern Heinrich Hauß, Karlsruhe	2	247
Erasmus von Rotterdam in Freiburg (1529—1535): Schwanengesang des Friedens Heinrich Hauß, Karlsruhe	4	509

	<i>Heft</i>	<i>Seite</i>
Hebelpreis 1986 an Peter Bichsel —		
Geschichten erzählen, „um es wenigstens sinnvoll nicht leicht zu haben“ Heinrich Hauß, Karlsruhe	4	589
Victor von Scheffel — ein rechtskundiger Dichter		
Rainer Hähling von Lanzener, Baden-Baden	2	230
Scheffel und Bad Säckingen		
Peter Christian Müller, Bad Säckingen	2	218
Geistige Begegnung — J. V. v. Scheffel und Peterca		
Norbert Thamm, Karlsruhe	2	211
Lebenswegweisung aus christlichem Geist		
Zum Ableben des Karlsruher Schriftstellers Otto Gillen		
Franz Wehinger, Karlsruhe	2	302
Scheffel und kein Ende? Bibliographischer Bericht 1970—1985		
Johannes Werner, Elchesheim	2	239
Zum 160. Todestag J. P. Hebels		
Karl Wörn, Schwetzingen	4	623
Die Familie Scheffel und ihre Freunde		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	2	193

4. Landschaft/Orte

4.1 Landschaft

Der Rhein-Neckar-Raum		
Otto Heinrich Kleinschmitt, Schwetzingen	1	35
Die Kurpfalz — Gestern und Morgen		
Prof. Walter Krause, Innenminister a. D., Mannheim	1	10
Der Rhein-Neckar-Kreis		
Albert Neckenauer, Landrat, Heidelberg/Schwetzingen	1	20
Hotzenwald und Hochrhein		
Prof. Dr. Bertold Rudolf, Karlsruhe	2	260

4.2 Orte

Das Schwetzingener Schloß und die baulichen Anlagen im Schloßgarten		
Gerhard Glockner, Mannheim	1	46
Die Schwetzingener Festspiele		
Willy Grüb, Gerlingen	1	65
Die Schwetzingener Hardt		
Walter Koch, Schwetzingen	1	113
Wiesloch im Schatten der Eisenbahn		
Volker Kronemayer, Brühl	1	126
Das Seckenheimer Ried und seine Riedgemeinde als Beispiel einer Weidegenossenschaft in der Rheinaue		
Hansjörg Probst, Mannheim	1	147
Pfade in die Vergangenheit der Gemeinde Plankstadt		
Eugen Pfaff, Plankstadt	1	160
Musik im Schwetzingen Karl Theodors		
Werner Steger, Heidelberg	1	67
Wirtschaftsdiagramm der Stadt Schwetzingen um 1900		
Karl Wörn, Schwetzingen	1	42

4.3 Dorf- und Stadtanierung

Stadtentwicklung und Denkmalspflege		
Eine Betrachtung über 10 Jahre Stadtanierung in Markdorf		
Eugen Braun, Markdorf	3	335
Kürnbach (Kraichgau) — Fachwerkmantik und Sanierungsmodell		
Edmund Kiehle, Eppingen	3	348
Gegendarstellung zum Artikel „Kürnbach“ (Kraichgau)		
Klaus Schmich, Bruchsal	4	643

5. *Volkskunde/Regionalismus/Heimat*

Heft Seite

Das Wandergewerbe der Stadt Walldürn

Prof. Dr. Peter Assion, Walldürn/Marburg 3 403

**Zu den Bemühungen um Landeskunde/Landesgeschichte im Oberschulamtsbezirk
Karlsruhe**

Dr. Leonhard Müller, Karlsruhe 4 613

6. *Heimattage Baden-Württemberg 1986*

Heimatliebe und Weltoffenheit sind keine Gegensätze

Kultus und Unterricht, Heft 20/86 4 472

7. *Mundart*

Mundart: Eugen Pfaff 109

Kurpfälzer (Dialekt) Anekdoten

Karl Frei, Oftersheim 112

Mundart: Klaus Meier, Waldshut-Guntwil 2 279

8. *Kirchen*

Chronik der katholischen Kirche 1986

Josef Dewald, Karlsruhe 4 627

Evangelische Landeskirche in Baden 1985/86

Hermann Erbacher, Karlsruhe 4 635

9. *Persönlichkeiten*

Bundesverdienstkreuz für den Ersten Landesvorsitzenden Ludwig Vögely

Heinrich Hauß, Karlsruhe 4 598

Prof. Dr. Friedrich Wieland zum 80. Geburtstag

Ludwig Vögely, Karlsruhe 4 603

Nachruf auf Prof. Dr. P. Anstett

D. Lutz, Karlsruhe 4 605

Zum Gedenken an Wolfgang Wipprecht

Erwin Dittler, Kehl-Goldscheuer 4 609

10. *Museen unserer Heimat*

Museum für Wald, Landwirtschaft und Handwerk

Dieter Burkart, Schwetzingen 1 96

Das Tabakmuseum der Stadt Hockenheim

Karl Wörn, Schwetzingen 1 92

11. *Vereinsnachrichten*

Aus der Arbeit der Ortsgruppen

Ludwig Vögely, Karlsruhe 4 619

12. *Texte*

Bäume

Hermann Hesse 3 330

Hans Thoma und die Pflege des Waldes 3 331

Die Schöpfung zu bewahren ist Aufgabe Nr. 1

Richard Weizsäcker 3 330

	<i>Heft</i>	<i>Seite</i>
Der Baum auf dem Felde bedeutet des Menschen Leben	4	534
Zu Hause in Gottes Welt	4	562
Heimat mit Peter Bichsel	4	597
Mensch und Umwelt		
Ludwig Vögely	4	600
Die Zeit drängt		
Carl Friedrich von Weizsäcker	4	608
Lektürevorschläge des Erasmus von Rotterdam	4	646

13. Gedichte

Lieder des stillen Mannes		
J. V. v. Scheffel	2	258
Lieder des Katers Hiddigegei		
J. V. v. Scheffel	2	254
Was ist uns Deutschen der Wald?		
Erich Fried	4	622

14. Editorial

Zu diesem Heft		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	1	1
Zu diesem Heft		
Wendung des Blicks		
Heinrich Hauß, Karlsruhe	2	181
Zu diesem Heft		
Heinrich Hauß, Karlsruhe	3	321
Zu diesem Heft		
Heinrich Hauß, Karlsruhe	4	469

Einbanddecken bitten wir, bis 1. 5. 1987 beim Landesverein in Freiburg zu bestellen.
 Preis: 10,00 DM incl. Porto.
 Geschäftszeiten des Landesvereins —
 Geschäftsstelle Freiburg: Mo. 14.00—18.00 Uhr, Di. 8.00—12.00 Uhr, Do. 8.00—12.00 Uhr.

Zu diesem Heft

Sehr geehrte Mitglieder und Freunde der „Badischen Heimat“!

Es ist das erste Mal in der Geschichte des Landesvereins „Badische Heimat“, daß er seine Mitgliederversammlung in Schwetzingen abhalten kann. Voraussetzung dazu war, daß die Ortsgruppe Schwetzingen im Jahre 1979 entstehen konnte, die unter der Leitung von Karl Wörn und seinen bewährten Mitarbeitern zu einem gewichtigen kulturellen Faktor der Stadt geworden ist. Voraussetzung aber war auch, daß wir der Stadt jederzeit willkommen waren, daß Herr Bürgermeister Stratthaus uns seine volle Unterstützung gewährt hat. Allen, die am Zustandekommen der Landestagung in Schwetzingen mitgeholfen haben, sei ein herzliches Dankeschön gesagt.

Die Freude, in Schwetzingen tagen zu können, ist in vielfacher Hinsicht berechtigt. Wir laden unsere Mitglieder und Freunde in eine Stadt ein, deren Namen weit über die Grenzen unserer Heimat hinaus einen hervorragenden Ruf hat. Schwetzingen, das ist die Stadt mit einer temperamentvollen, fleißigen,

aufgeschlossenen Bevölkerung, die seit Jahrhunderten das Auf und Ab der Geschichte, gute und sehr oft schwere Zeiten bewundernswert bewältigt hat. Schwetzingen, das ist die Stadt, die mit Schloß und Park, dem Sommersitz der Kurpfalz, ein großartiges und einzigartiges Geschenk und Erbe der Kurfürsten von der Pfalz in ihren Mauern besitzt. Beide werden, besonders zur Zeit der Fliederblüte, von Hunderttausenden besucht. Es ist die Stadt, in der Johann Peter Hebel begraben liegt, der im Hause seines Freundes und tüchtigen Gartenbaudirektors Johann Michael Zeyher verstorben ist, die Stadt, die auch Karl Friedrich Schimper, einen der Begründer der modernen botanischen Morphologie und erfolgreichen Geologen als Dritten im Bunde sich zurechnen darf. Schwetzingen, das ist die Stadt der Kunst, der Festspiele, kulturelle Ereignisse ersten Ranges. Schwetzingen ist auch eine Stadt mit aufstrebender Industrie und Wirtschaft, sie ist die Stadt des weitgeschätzten Schwetzingener

Spargels und einer gediegenen Gastronomie. Dies alles und noch viel mehr ist Schwetzingen, die im Herzen der Kurpfalz gelegene einstige Residenz der Kurfürsten von der Pfalz, die der Stadt ihr unverkennbares Gepräge gegeben haben.

Daß der Landesverein „Badische Heimat“ seine Mitgliederversammlung im Schlosse abhalten kann, ist ein besonders erfreuliches Entgegenkommen der Staatl. Schloßverwaltung. Welche Stadt hätte ähnlich repräsentative Räume zu bieten? Besonders schön ist es, daß die Festversammlung im Rokokotheater stattfinden darf, dem Meisterwerk des Nicolas de Pigage, eines der schönsten Rokokotheater überhaupt, ein glanzvoller Rahmen für jede Festlichkeit! Wir danken

der Oberfinanzdirektion Karlsruhe und der Staatlichen Schloßverwaltung für ihre bereitwillige Hilfe.

Vorstand und Beirat laden alle Mitglieder und Freunde des Landesvereins „Badische Heimat“ freundlichst zur Teilnahme an der Mitgliederversammlung am 15. Juni 1986 in Schwetzingen ein.

Bitte, entnehmen Sie den geplanten Verlauf und das Nachmittagsprogramm der diesem Heft beiliegenden offiziellen Einladung. Nicht nur der wichtigen Tagesordnung wegen bitten wir um einen recht zahlreichen Besuch: Schwetzingen ist allemal eine Reise wert. Hier läßt sich das Nützliche und Notwendige glücklich mit dem Angenehmen verbinden.

L. Vögely
Präsident

Respekt vor dem Alten — Mut für das Neue!

Einige Betrachtungen zu den Herausforderungen
der Schwetzingener Kommunalpolitik
Geographie und Geschichte prägen den Charakter einer Stadt

Gerhard Stratthaus, Bürgermeister der Stadt Schwetzingen

So wie jeder Mensch sich von allen anderen Menschen unterscheidet, ist jede Stadt anders als alle anderen Städte! Der Charakter eines Menschen ist das Ergebnis seiner Veranlagungen und die Summe seiner Erlebnisse. Eine Stadt ist geprägt von ihrer Geschichte und diese ist beeinflusst von ihrer geographischen Lage.

Die Lage im Rheingraben und die geschichtliche Entwicklung bestimmten den Charakter Schwetzingens, bestimmen ihn heute noch und sind die Grundtatsachen, die auch in Zukunft unsere Stadt prägen werden.

Der Rheingraben war schon immer eine der offensten Regionen Mitteleuropas, in der insbesondere allerlei kriegerische Verwicklungen dazu führten, daß Menschen verschiedener Herkunft sich vermischten und vermengten, in der aber auch geistige Strömungen sich besonders schnell verbreiteten. Gebräuche, Gewohnheiten, alte Festen und Trachten konnten sich hier weniger bewahren als in abgelegenen Gebirgstälern.

Schwetzingens Entwicklung seit dem 18. Jahrhundert ist ohne die Städte Heidelberg und Mannheim, ohne die traditionsreiche Stadt des Geistes im Osten und die junge, kräftige Industriestadt im Norden nicht denkbar.

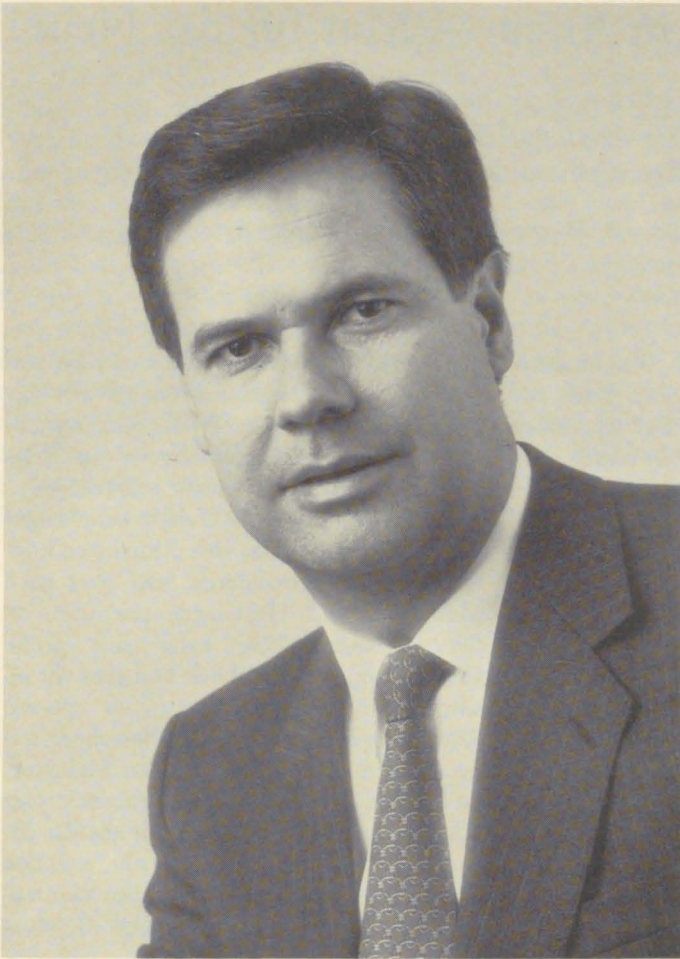
Durch den rasanten wirtschaftlichen Aufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg, insbesondere bedingt durch die Verbreitung des Autos als Massenverkehrsmittel, wurden die Verflechtungen im Raum Mannheim/Heidelberg immer enger, die Entfaltungsmöglichkeiten der Bürger der Stadt Schwetzingen

durch die Nutzung des kulturellen und wirtschaftlichen Angebotes der ganzen Region immer größer, aber — das rückt erst allmählich in unser Bewußtsein — die Belastung unserer Umwelt immer gefährlicher.

Schwetzingen ist für die unmittelbare Umgebung ein Zentrum, das viele Aktivitäten konzentriert, auf der anderen Seite aber nach Mannheim und Heidelberg orientiert ist. Diese Zwitterstellung kann eine große Chance sein, im Augenblick sind aber vor allem die Belastungen daraus zu spüren: Schwetzingen dient für viele Bewohner seiner näheren Umgebung als Durchfahrtsort zu den Großstädten und ihrem Angebot. Der Sog der eigenen Attraktivität und die Durchgangsfunktion für den Verkehr zu den Großstädten machen das Wohnen in manchen Straßen von Schwetzingen zu einer Qual.

Das, was Schwetzingen heute von anderen Kleinstädten deutlich unterscheidet, hat es zu einem großen Teil „seinem“ Kurfürsten Carl Theodor zu verdanken. Der Schloßgarten, das Theater, die Carl-Theodor-Straße und die Führung der Lindenstraße, im Grunde auch die Konzeption der barocken Stadtanlage.

Vieles aus dieser Zeit ist erhalten, manches Schöne aber ist versteckt, und es ist sicherlich eine der Hauptaufgaben der zukünftigen Kommunalpolitik, versteckte Schönheiten wieder sichtbar zu machen, sie so zu zeigen, wie sie zu ihrer Entstehungszeit geschaffen wurden, ihnen wieder die Aufgabe im Stadtleben zuzuweisen, für die sie gedacht waren.



*Gerhard Stratthaus,
Bürgermeister der Stadt
Schwetzingen*
(Foto: W. Thome, Schwetzingen)

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden in Schwetzingen die Einrichtungen geschaffen, die heute zum Ausstattungsstandard einer Stadt dieser Größe gehören. Schulen wurden gebaut, ebenso wie Sportanlagen, Straßen und Kanäle. Das Wachsen der Einwohnerzahl war beträchtlich, blieb aber dennoch in seinem relativen Ausmaß hinter dem relativen Wachstum der Gemeinden der Nachbarschaft zurück.

Der Stadtteil Hirschacker, das Kleine Feld und die Nordstadt sind neue Wohngebiete, die in ihrem äußeren Erscheinungsbild zei-

gen, was unter modernem und zeitgemäßem Wohnen in der Nachkriegszeit verstanden wurde. Sicher empfinden die meisten Bürger die Nordstadt als zu großstädtisch. Dies sollte bei zukünftigen Planungen vom Gemeinderat bedacht werden!

Wahrscheinlich wird auch die aktuelle Architektur und der gegenwärtige Städtebau in einigen Jahren wieder Gegenstand harter Kritik sein. Dennoch sollte der Kommunalpolitiker aus der Entwicklung der Nachkriegszeit lernen, daß alles, was besonders schnell entsteht auch wieder schnell vergeht! Eine Stadt

muß wachsen — nicht explodieren. Im Städtebau, der ja wohl für lange Dauer angelegt ist, sollte deswegen allem Neuen, allem Modischen, dem „letzten Schrei“ mit großer Skepsis begegnet werden.

Weiterentwickeln oder Bewahren?

Kommunalpolitik, die mehr sein will als die Reaktion auf Einzelprobleme im Rahmen der finanziellen Möglichkeiten, muß sich die

Frage stellen, was der Mensch als gesellschaftliches Wesen von seiner Gemeinde erwartet.

Die Familie als Urzelle der menschlichen Gemeinschaft läßt schon das Kind erleben, daß es nicht allein auf der Welt ist. Öffentlichkeit — als Politik im weitesten Sinne — erfährt der Mensch zuerst und am sichtbarsten in seiner Stadt. Von der Gesellschaft und also von seiner Gemeinde erwartet der Mensch zweierlei: Geborgenheit und die Möglichkeit zur Entwicklung seiner Persönlichkeit.



Rathaus Schwetzingen, erbaut von Jakob-Friedrich Dyckerhoff, Schüler des bekannten bad. Baumeisters Weinbrenner, 1821

Dies hat der Kommunalpolitiker zu beherzigen und sich auch darüber im klaren zu sein, daß Geborgenheit und Entfaltungsmöglichkeiten wie überall im Leben auch in der Kommunalpolitik zu Widersprüchen führen können.

Sucht der Bürger in der Stadt Geborgenheit, dann will er alles lassen wie es ist. Er braucht die Straße, an die sich seine Erinnerungen knüpfen, er will sein Alter in der Nachbarschaft verbringen, in der er seine Jugend verlebte. Werden viele Möglichkeiten zur Selbstentfaltung geboten, dann bedingt dies Elemente des Veränderns, neue Wohnviertel entstehen, neue Gewerbebetriebe bringen andere Menschen in die Stadt, gesteigerte Aktivitäten verändern das Stadtbild.

Sicher gibt es Zeiten, in denen konservatives oder progressives Denken in der Stadtentwicklung stärker betont werden. Es scheint so, daß nach drei Jahrzehnten des oft ungezügelteren Veränderns die nächsten zwei Jahrzehnte eher im Zeichen des Bewahrens und der Geborgenheit stehen werden. Bedingt durch die Entwicklung der Industriewirtschaft zur Dienstleistungs- und Informationsgesellschaft wird sich die Arbeitswelt wahrscheinlich in den letzten Jahren dieses Jahrhunderts für die meisten Menschen rasant ändern. Da jeder Mensch nur ein bestimmtes — wenn auch individuell verschiedenen großes — Maß an Veränderungen psychisch verkraften kann und will, wird gerade von der Kommunalpolitik und der Stadtgestaltung eher ein konservatives Vorgehen erwartet werden. Gewissermaßen soll die gleichbleibende Umgebung der Nachbarschaft und die gleichbleibende Gestalt der Stadt ein Regulativ der Geborgenheit für die Unsicherheit, die aus den Veränderungen der Arbeitswelt kommt, bieten.

Erhalten und Bewahren bedeuten jedoch in der konkreten Situation Schwetzingens nicht Untätigkeit. Ganz im Gegenteil! Große kommunalpolitische Energie wird notwendig sein, um die negativen Folgen von Fehlentwicklungen zu mindern (Durchgangsverkehr!),

manche Anstrengung wird verlangt, um die zentrale Bedeutung Schwetzingens für die Umgebung zu erhalten und zu steigern. Der Ausbau der Zentralität Schwetzingens — und das wird zu beweisen sein — liegt im Interesse der Bürger dieser Stadt und ihrer Umgebung und vor allem wird sie die Belastung des südlichen Raumes Mannheim beträchtlich verringern.

Der größte Umweltschädler ist der Individualverkehr. Autos quälen uns mit Lärm, sie nehmen die Luft zum freien Atmen und bedingen Straßen, die die Landschaft zerschneiden. Das Auto hat andererseits auch den Menschen Freiheit verschafft und die Entfaltungsmöglichkeiten breiter Schichten in Maßen gesteigert, die früher nicht einmal denkbar waren.

„Die Vorteile des Autos erhalten, die Belästigungen auf ein Mindestmaß begrenzen“, kann ein gedanklicher Ansatz der kommunalen Verkehrspolitik sein. Menschen benutzen das Auto, weil sie wollen, aber auch weil sie müssen. Diese „Zwangsmobilität“ kann verringert werden, wenn möglichst viele Aktivitäten des täglichen Lebens in Schwetzingen selbst ausgeübt werden können. Wem Schwetzingen vieles bietet, der muß weniger in die umliegenden Großstädte fahren. Weniger und kürzere Autofahrten entlasten aber die Umwelt.

Wer vieles bringt, wird allen etwas bringen!

Der Bürger von Schwetzingen sollte also möglichst viel von dem, was Leben bedeutet, in seiner Stadt „erleben können“. Die Kommunalpolitik hat sich deswegen Gedanken über das Wohnen, die Arbeitsplätze, das Einkaufen, die Freizeit, das kulturelle und soziale Angebot zu machen.

Stadtbild und Verkehr

Viele Schönheiten Schwetzingens werden nicht erfaßt, weil der Verkehr sie verdrängt und dem Besucher nicht die Ruhe des Be-



Haus des Baumeisters Rabaliatti, um 1755

(Foto: Verkehrsverein Schwetzingen)

trachtens gibt. Schwetzungen muß deswegen in den nächsten Jahren vom größten Teil des Durchgangsverkehrs befreit werden, das auch eingedenk der Tatsache, daß Umgehungsstraßen die Umwelt belasten. Die Innenstadt soll wohnlicher werden und für die Fußgänger freundlicher. Dazu wird es notwendig sein, die Plätze und Gehwege, die sich die parkenden Autos geraubt haben, wieder den Menschen zurückzugeben.

Die Stadt hat bereits beachtliche Anstrengungen unternommen, um die Fußgängerfreundlichkeit der wichtigsten Straßen zu steigern. In der Mannheimer Straße und in der Dreikönigstraße wurden die Gehwege beträchtlich verbreitert, das wilde Parken wurde eingeschränkt und mit dem Bau (Tiefgarage Marstall) oder mit der Planung neuer Parkierungsanlagen soll diese Entwicklung fortgesetzt werden. Dem Fußgänger werden durch die Öffnung der Blockinnenflächen (Quartier I zwischen Mannheimer-, Schloß-, Dreikönig- und Carl-Theodor-Straße) und die Anlage innerstädtischer ruhiger Erholungsflächen (Marstallinnenhof) der Aufenthalt in der Stadt angenehmer gemacht.

Viele schöne Hausfassaden sind in den letzten Jahren zerstört worden, viele können aber renoviert werden. Neubauten werden zwar in der Schwetzingener Innenstadt notwendig sein, das Hauptanliegen der nächsten Jahre ist es jedoch, das Überkommene zu erhalten und ihm wieder seine ehemalige Schönheit und Bedeutung zu geben. Natürlich liegt in diesem Respekt vor dem Ererbten auch eine Gefahr. Die Stadt darf kein Museum werden. Wenn deshalb ein Neubau in der Innenstadt notwendig ist, sollte die Architektur Ausdruck des Geistes und des Lebensgefühles unserer Zeit sein. Nachempfindener Barock oder klassizistische Neubauten sind unecht und unehrlich. Was der Architekt beachten muß, ist jedoch dies: Er gestaltet oder saniert einen Organismus. Das Neue, das er schafft, muß sich dem Maß des Bestehenden unterordnen. Wenn das Maß gewahrt bleibt, ist modernes Bauen mit

neuen Formen in alter Umgebung nicht nur möglich, sondern auch reizvoll. Einige Beispiele von Bauten der letzten Jahre in der Schwetzingener Innenstadt haben dies bewiesen.

Wohnen, Arbeiten, Kultur und Freizeit

Die Lösung der Verkehrsprobleme würde das Wohnen in der Schwetzingener Innenstadt angenehmer machen. Wohnen in der Innenstadt wird in Zukunft für viele Personengruppen wieder erstrebenswert sein. Sicher sucht die Familie mit kleinen Kindern in Zukunft das Haus mit Garten als ideale Wohnform, die meist nur am Stadtrand geboten werden kann. Da aber die Zahl der Alleinstehenden und besonders die Zahl der alten Mitbürger relativ zunimmt, werden auch die Wohnwünsche in der Innenstadt mit allen Vorteilen der direkten Kommunikation und der kurzen Wege stärker werden. In Schwetzungen sind mehrere innerstädtische oder innenstadtnahe Wohnanlagen im Bau oder in der Planung. Neben den sogenannten „Industriebranchen“, in Schwetzungen vor allem die Grundstücke ehemaliger Brauereien und Zigarrenfabriken, werden auch zunehmend Versuche unternommen, die oft großen Innenflächen zwischen den bebauten Straßen für das Wohnen zu erschließen. Der umweltfreundliche, weil die Erschließung neuer Flächen im Außenbereich überflüssig machende Charakter dieser Bebauung der Blockinnenflächen soll hier nur am Rande vermerkt werden.

Neubaugelände wird es nur noch wenige geben. Diese aber sind wieder am Leitbild einer Kleinstadt zu orientieren. Praktisch bedeutet dies, daß das Ein- und Zweifamilienhaus, auch in allen seinen modernen Ausprägungen, die herrschende Wohnform bilden muß. Vier Geschosse sollten das Maß sein, das auf keinen Fall überschritten werden darf.

Schwetzungen ist eine Stadt ohne Raum! Große Industrieansiedlungen verbieten sich schon aus diesem Grunde. Wir sollen und



Palais Hirsch am Schloßplatz

(Foto: Verkehrsverein Schwetzingen)

werden die Möglichkeit ergreifen, neue Arbeitsplätze zu schaffen. Diese dürfen aber nur wenig Raum beanspruchen. Vor allem der Dienstleistungsbereich und das Kleingewerbe müssen ihre Chancen haben. Die Entwicklung zur Dienstleistungs- und Informationswirtschaft könnte gerade für Schwetzingen besondere Chancen bieten. Diese modernen Arbeitsplätze beanspruchen relativ wenig Platz und haben ganz andere Standortanforderungen als traditionelle Industriearbeitsplätze. Während die Industrieansiedlung von besonderen Verkehrsanbindungen und von Energie- und Rohstoffgesichtspunkten geprägt war, können sich Dienstleistungsbetriebe ihre Standorte oft relativ frei wählen. Sie suchen deswegen Städte mit besonderem Flair und hohem Wohnwert, der ja sehr stark vom Stadtbild und von der kulturellen Ausstrahlung geprägt ist.

Großflächige Sport- und Spielanlagen sind in Schwetzingen kaum noch möglich. Die Stei-

gerung des Freizeitangebotes wird sich deswegen auf den kulturellen Bereich konzentrieren, wobei es ein Anliegen sein muß, das zweifellos beachtliche, aber manchmal auch elitäre Kultur- und Kunstgeschehen für breitere Schichten aufzuschließen. Schwetzingen ist Kunst- und Fremdenverkehrsstadt, diese Verpflichtung wird auch in Zukunft zu großen Anstrengungen führen.

Entfaltungsmöglichkeiten und Geborgenheit verlangen die Bürger von ihrer Stadt. Schwetzingen wird seine Eigenart, seine beschwingte Liebeshwürdigkeit erhalten, ohne auf die Steigerung des Angebotes an Entfaltungsmöglichkeiten zu verzichten.

Der Bürgermeister und seine „Stadt“

Die Gemeindeordnung in Baden-Württemberg weist dem Bürgermeister eine äußerst vielseitige Stellung zu. Als Repräsentant drückt er das Selbstbewußtsein seiner Stadt

aus, das was sie einmalig und unverwechselbar macht. Als Vorsitzender des Rates und als Leiter der Verwaltung liegt seine Aufgabe darin, den politischen Willen der Bürger und des Gemeinderates zu erkennen, mitzubilden und in praktisches kommunalpolitisches Handeln umzusetzen.

Es sollen deswegen einige Gedanken darüber angestellt werden, was vom Schwetzingen Bürgermeister in den 80er Jahren verlangt werden wird.

In diesem Artikel wurde immer wieder die Sehnsucht der Menschen unserer Zeit nach Sicherheit und Geborgenheit erwähnt, ihre Angst vor zu viel Veränderung und Einsamkeit. Dennoch wird sich in Schwetzingen in

den nächsten Jahren vieles bewegen müssen. Ist dies ein Widerspruch zwischen Denken und Handeln? Keineswegs! Die Arbeit, der Fleiß der nächsten Jahre muß darauf gerichtet sein, manche Folgen der Stadtentwicklung der Nachkriegszeit erträglicher zu machen. Nicht nur die Gestaltung des Neuen, auch die Pflege des Ererbten, die Sichtbarmachung der Tradition erfordern Anstrengungen. Diese Anstrengungen werden die Bürger, der Gemeinderat und die Stadtverwaltung auf sich nehmen. Sie werden manchmal kühn denken, aber immer vorsichtig handeln müssen, ebenso entschlossen wie behutsam!

Die Kurpfalz — gestern und morgen

Innenminister a. D. Prof. Walter Krause, Mannheim

Erinnerung an die Geschichte

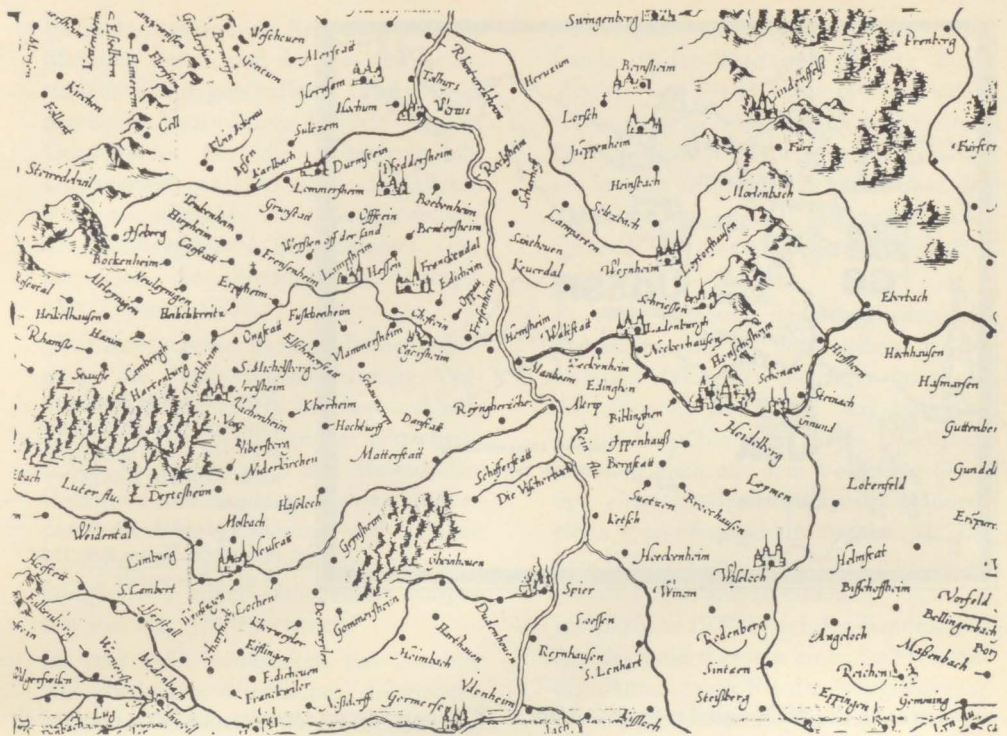
Über sechseinhalb Jahrhunderte waren links- und rechtsrheinische Gebiete am nördlichen Oberrhein im pfälzischen Kurfürstentum vereinigt. Seine Geschichte beginnt mit dem Jahr 1156, in dem Kaiser Friedrich I. (Friedrich Barbarossa) seinem Stiefbruder Konrad von Staufen den salisch-staufischen Besitz am Rhein übertrug und ihm die Würde eines Pfalzgrafen verlieh. Sie endet mit der Aufteilung der Kurpfalz im Frieden von Lunéville (1801) und im Reichsdeputationshauptschluß (1803).

Die Kerngebiete der ehemaligen Kurpfalz liegen in der Drei-Länder-Region, die wir heute als „Rhein-Neckar-Raum“ bezeichnen. Diese Region mit den Oberzentren Mannheim/Ludwigshafen und Heidelberg reicht von Worms und Bensheim im Norden bis

nach Speyer und Wiesloch im Süden, von Bad Dürkheim und Neustadt im Westen bis nach Eberbach und Sinsheim im Osten. Geprägt wird der Raum von den reizvollen Landschaften des Pfälzer Waldes und der Deutschen Weinstraße, der Bergstraße und des Odenwaldes, der Rheinauen und des Neckartales — und natürlich auch von der hier ansässigen Bevölkerung und ihrer pfälzischen Lebensart.

Zur Identität des Raumes gehören berühmte Bauwerke,

— z. B. das Heidelberger Schloß — lange Zeit Sitz der pfälzischen Kurfürsten —, die Dome von Speyer und Worms, das Mannheimer Schloß — im 18. Jahrhundert als Residenz der pfälzischen Kurfürsten erbaut —, das Rokokotheater in Schwetzingen, die alte Römerstadt La-



Palatinus Rheni von Gerhard Mercator, um 1590

denburg, die mittelalterliche Stadtanlage von Freinsheim

und natürlich auch die Erinnerung an bedeutende, kulturgeschichtliche Leistungen und Ereignisse,

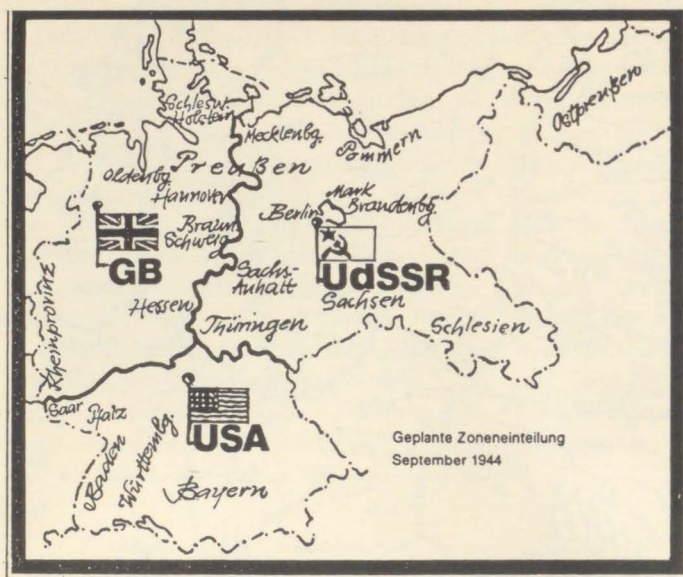
— z. B. die vor 600 Jahren gegründete Universität Heidelberg, die pfälzische Akademie der Wissenschaften, die Porzellanmanufaktur in Frankenthal, die Musik der Mannheimer Schule, das Mannheimer Nationaltheater, in dem im Jahr 1782 Schillers „Räuber“ uraufgeführt wurden.

Napoleon und die Folgen

Das Bild, das wir uns von der ehemaligen Kurpfalz machen, ist von freundlichen Erin-

nerungen an die Zeit der Gemeinsamkeit bestimmt. Es wird nur durch das Bedauern darüber getrübt, daß niemand mehr imstande war, die unter der Herrschaft Napoleons erfolgte Teilung der Kurpfalz aufzuheben. Die Grenzen zwischen Baden, Hessen und der — 1794 von den Franzosen besetzten — seit 1815 zu Bayern gehörigen (linksrheinischen) Pfalz blieben auch im Deutschen Reich bis zu seinem Ende bestehen.

Noch während des zweiten Weltkriegs gab es — wie wir heute wissen — für kurze Zeit eine Chance für die Wiedervereinigung ehemals kurpfälzischer Gebiete. In einem von amerikanischen, britischen und sowjetischen Diplomaten unterzeichneten Londoner Protokoll vom 12. September 1944 war vorgesehen, daß die amerikanische Besatzungszone nicht nur Bayern, Württemberg und Baden,



Karte nach dem Londoner Protokoll vom 12. September 1944 — veröffentlicht nach Alliierten Kartenskizzen (Karl Moersch, Staatsminister a. D., am 8. 9. 1984 in der „Rheinpfalz“)

sondern auch die Pfalz und das Saarland umfassen sollte. Was daraus hätte werden können, hat der frühere Mannheimer Oberbürgermeister Dr. Hermann Heimerich erkannt, als er am 10. Mai 1945 — zwei Tage nach der Kapitulation der deutschen Wehrmacht — von der amerikanischen Militärregierung zum Chef einer „Provinzialregierung für Saar, Pfalz und Rheinhessen“ und bald darauf zum Leiter des „Oberregierungspräsidiums Mittelrhein-Saar“ ernannt wurde. Heimerich bemühte sich, den Zuständigkeitsbereich seiner in Neustadt angesiedelten Provinzialregierung auf rechtsrheinische Gebiete auszudehnen und versuchte, die Amerikaner für seinen Plan zu gewinnen, das nordbadische Gebiet von Mannheim/Heidelberg bis nach Tauberbischofsheim, die Rheinpfalz, das Saarland und den hessischen Landkreis Bergstraße in einer Provinz Kurpfalz zu vereinigen. Dieser Plan scheiterte, nachdem sich die Alliierten über die Abgrenzung der französischen Besatzungszone geeinigt hatten und französische Truppen im Juli 1945 in die Rheinpfalz einzogen. Die

Rheingrenze war wieder etabliert. Heimerich trat von seinem Amt zurück. Heute können wir uns das Urteil erlauben, daß damit die einzige, ernsthafte Chance einer Revision der unter der Herrschaft Napoleons gezogenen Grenzen im Rhein-Neckar-Raum zu nichte gemacht wurde.

Neugliederungsversuche

Eines allerdings war anders geworden. Zum ersten Mal gab es ernsthafte Bestrebungen, die Rheingrenze aufzuheben:

- Im Jahr 1948 unterzeichneten 57 namhafte Persönlichkeiten aus dem Bereich Mannheim/Heidelberg und der Pfalz — darunter die Oberbürgermeister von Heidelberg, Ludwigshafen und Mannheim — eine Resolution, in der gefordert wurde, die linksrheinische Pfalz mit dem in der amerikanischen Besatzungszone gebildeten Land Württemberg-Baden — dem nördlichen Teil des heutigen Baden-Württemberg — zu vereinigen.

— Im Parlamentarischen Rat setzte sich die Meinung durch, daß die von den Besatzungsmächten geschaffene Länderstruktur einer Neuordnung bedürfe. In das Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland von 1949 wurde deshalb ein Verfassungsbefehl zur Neugliederung des Bundesgebietes aufgenommen, der die Ziele der Neuordnung festlegte (Art. 29 Abs. 1 GG):

„Das Bundesgebiet ist unter Berücksichtigung der landsmannschaftlichen Verbundenheit, der geschichtlichen und kulturellen Zusammenhänge, der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit und des sozialen Gefüges durch Bundesgesetz neu zu gliedern. Die Neugliederung soll Länder schaffen, die nach Größe und Leistungsfähigkeit die ihnen obliegenden Aufgaben wirksam erfüllen können.“

— Im Jahr 1950 veranstaltete das „Institut zur Förderung öffentlicher Angelegenheiten“ in Weinheim eine Konferenz, die Grundsätze für eine Neugliederung des Bundesgebietes erarbeitete und zugleich vorschlug, zuerst den Südweststaat — das heutige Land Baden-Württemberg — zu bilden und danach die Pfalz mit den unmittelbar angrenzenden, rechtsrheinischen Gebieten zu vereinigen.

— Nach der Bildung des Landes Baden-Württemberg im April 1952 trat im September 1952 eine von der Bundesregierung berufene Sachverständigenkommission unter Leitung des früheren Reichskanzlers Dr. Hans Luther zusammen, um über die Möglichkeiten einer den Erfordernissen des Art. 29 GG entsprechenden Neugliederung des Bundesgebietes zu beraten. Das im Jahr 1955 veröffentlichte Gutachten enthält für den mittelwestdeutschen Raum sieben Lösungsvorschläge.

— Zwei Vorschläge des Luther-Gutachtens wurden im Jahr 1956 aufgegriffen. Der „Verein Kurpfalz“ bemühte sich um die

Vereinigung der Rheinpfalz mit dem Lande Baden-Württemberg, der Bund „Bayern und Pfalz“ forderte die Wiedervereinigung der Pfalz mit dem Freistaat Bayern. Beide Volksbegehren scheiterten an dem im ursprünglichen Wortlaut des Art. 29 Abs. 2 GG vorgeschriebenen Quorum von einem Zehntel der Wahlberechtigten.

— Zu einer Belebung der Neugliederungsdiskussion kam es noch einmal in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre, als die „inneren Reformen“ das politische Feld beherrschten. An dieser Diskussion habe ich mich mit dem Vorschlag beteiligt, einen größeren Südweststaat durch einen Zusammenschluß des Landes Baden-Württemberg mit der Rheinpfalz und dem Saarland zu bilden.

— Im Oktober 1970 berief der Bundesminister des Innern erneut eine „Sachverständigenkommission für die Neugliederung des Bundesgebietes“, der auch der frühere Mannheimer Oberbürgermeister Dr. Hans Reschke angehörte. Den Vorsitz hatte der ehemalige Staatssekretär des Bundesinnenministeriums Prof. Dr. Werner Ernst. Der Bericht dieser Kommission, der im Dezember 1972 veröffentlicht wurde, enthielt zwei Vorschläge für den Rhein-Neckar-Raum:

— einen Zusammenschluß der Länder Hessen und Rheinland-Pfalz mit dem Saarland und dem Raum Mannheim/Heidelberg (Lösung C);

— einen Zusammenschluß des Landes Baden-Württemberg mit der Rheinpfalz und dem Saarland (Lösung D).

— Die Vorschläge der Ernst-Kommission lösten noch einmal politische Aktivitäten aus. So kam es im März 1974 zu einem einstimmigen Votum des Landtags von Baden-Württemberg für die Lösung D.

Einen Erfolg hatten alle diese Bemühungen nicht. Heute steht fest, daß die einzige, erfolgreiche Neugliederung — die Bildung des

Landes Baden-Württemberg — ein einmaliger, nicht wiederholbarer Glücksfall der deutschen Geschichte war. Im Jahre 1976 zogen Bundestag und Bundesrat aus dieser Entwicklung Konsequenzen. Durch eine Änderung des Art. 29 GG wurde der Verfassungsbefehl zur Neugliederung des Bundesgebietes gestrichen und die frühere Bestimmung durch eine Kann-Vorschrift ersetzt.

Der Weg zur Kooperation

Dem Rhein-Neckar-Raum bleibt unter den gegebenen — nicht änderbaren — Umständen nur der Weg der Kooperation. Das Bedürfnis nach Kooperation ist nach dem zweiten Weltkrieg in allen Regionen gewachsen — und es wird immer größer. Dafür gibt es mehrere Gründe. Der Lebenskreis vieler Menschen — zwischen Wohnung, Arbeitsplatz, Ausbildungsstätte, Freizeit und Erholung — hat heute regionale Dimensionen angenommen. Vor allem aber gibt es eine zunehmende Zahl von öffentlichen Aufgaben, die von einzelnen Gemeinden, Städten oder Landkreisen nicht mehr allein gelöst, sondern nur noch durch Zusammenwirken mehrerer oder aller kommunalen Gebietskörperschaften einer Region befriedigend erfüllt werden können („regionale Gemeinschaftsaufgaben“). Dazu gehören

- der öffentliche Personennahverkehr,
- die Wasserversorgung,
- die Abfallwirtschaft,
- die Energie- und Wärmeversorgung,
- die Sicherung der Arbeitsplätze,
- die Naherholung,
- die gemeinsame Interessenvertretung,
- die gemeinsame Werbung.

Im Rhein-Neckar-Raum ist die regionale Kooperation schon wegen seiner Struktur erschwert. Hier gibt es kein unbestrittenes Zentrum wie im mittleren Neckarraum die Landeshauptstadt Stuttgart oder in Oberbayern die Landeshauptstadt München. Im polyzentrischen Rhein-Neckar-Raum besteht das

Verdichtungszentrum aus mehreren Kernen von unterschiedlicher Struktur: der traditionellen Industriestadt Mannheim/Ludwigshafen — einer Doppelstadt, die unter normalen Umständen längst eine Großstadt mit nahezu einer halben Million Einwohner geworden wäre — und der Universitätsstadt Heidelberg. Das größte Hindernis aber liegt in der Tatsache, daß die Grenzen dreier Länder (Baden-Württemberg, Hessen und Rheinland-Pfalz) mitten durch die Kernstadt verlaufen. Die Rheingrenze zwischen Ludwigshafen und Mannheim ist eine Ländergrenze. Die Mannheimer Stadtgrenze besteht zu fast zwei Dritteln aus Ländergrenzen. Die einzelnen Teile der Region liegen in jedem der drei Länder in einer Randlage. Die Länder sind jeweils nur für einen Teil der Region zuständig. Solche Verhältnisse gibt es in keiner anderen deutschen Region.

Umso notwendiger ist hier die Kooperation. Trotz der hervorragenden Gunst der Lage in der europäischen Entwicklungsachse Rotterdam — Frankfurt — Basel gibt es im Kernbereich des Rhein-Neckar-Raumes Probleme mit der Abwanderung von Unternehmenssitzen. Verglichen mit Frankfurt oder Stuttgart sind hier die Beschäftigungsmöglichkeiten in dem — für die Zukunft besonders bedeutsamen — Dienstleistungsbereich erheblich geringer. Die Milliardeninvestitionen der vergangenen 20 Jahre in moderne Nahverkehrs- und S-Bahn-Systeme sind am Rhein-Neckar-Raum vorbeigeflossen. Die Region hat erfahren müssen, daß so bedeutsame Verbesserungen der Infrastruktur nur erreichbar sind, wenn alle Beteiligten — die kommunalen Gebietskörperschaften und die Länder — einen gemeinsamen, politischen Willen entwickeln und die Bedeutung des kurpfälzischen Raumes bei der Aufstellung staatlicher Förderungsprogramme nachdrücklich zur Geltung bringen.

Die Anfänge einer grenzüberschreitenden Zusammenarbeit entstanden schon bald nach dem Ende des zweiten Weltkriegs. Vertreter der links- und rechtsrheinischen Stadt- und

Landkreise gründeten im Jahr 1951 die „Kommunale Arbeitsgemeinschaft Rhein-Neckar“ — zunächst mit dem Ziel, die kommunale Zusammenarbeit im Rhein-Neckar-Raum zu fördern, bald aber mit der Absicht, gemeinsame Ziele für die weitere Entwicklung des Rhein-Neckar-Raumes zu verfolgen. In den sechziger Jahren wurden die Grenzen dieser Kooperation offenbar. Bei dem Versuch, einen regionalen Entwicklungs- und Raumordnungsplan aufzustellen, zeigte sich, daß eine verbindliche, grenzüberschreitende Regionalplanung nur über eine Körperschaft des öffentlichen Rechts erreichbar ist.

Raumordnungsverband Rhein-Neckar

Der entscheidende Schritt auf dieses Ziel hingelang im Jahr 1969 mit dem Abschluß des „Staatsvertrages zwischen den Ländern Baden-Württemberg, Hessen und Rheinland-Pfalz über die Zusammenarbeit bei der Raumordnung im Rhein-Neckar-Gebiet“. Aufgrund dieses Staatsvertrages konnte im folgenden Jahr (1970) der „Raumordnungsverband Rhein-Neckar“ gebildet werden. Oberstes Organ ist die Verbandsversammlung, eine mittelbar gewählte Volksvertretung.

Die Mitglieder der Verbandsversammlung des Raumordnungsverbandes haben sich in jahrelangen Beratungen mit allen raumordnerischen Problemen des Rhein-Neckar-Raumes und aller seiner Teile beschäftigt. Der Prozeß der regionalen Willensbildung war langwierig, aber von dem Bemühen getragen, zu gemeinsamen Ergebnissen zu gelangen und eine Verständigung über die anzustrebenden Entwicklungsziele zu suchen. Es war eine beachtliche Leistung, daß es im Dezember 1978 gelang, einen nahezu einstimmigen Beschluß über die Aufstellung des Raumordnungsplans Rhein-Neckar zu fassen. Der Plan fand im Juli 1979 die Zustimmung der obersten Landesplanungsbehörden der drei Länder. Die Planziele wurden an-

schließend über die zugehörigen Regionalpläne nach jeweiligem Landesrecht für verbindlich erklärt. Der damit erreichte Fortschritt ist bedeutsam. Zum ersten Mal gibt es gemeinsame Entwicklungsziele, die ohne Rücksicht auf Ländergrenzen für den gesamten Rhein-Neckar-Raum gelten. Planungen, die den verbindlichen Zielen der Raumordnung zuwiderlaufen, können heute verhindert werden.

Verkehrsverbund Rhein-Neckar

Die entscheidende Bewährungsprobe für die Kooperation stellt sich bei der Verwirklichung der regionalen Ziele, vor allem bei der Erfüllung der „regionalen Gemeinschaftsaufgaben“. Das wichtigste Kooperationsfeld — der Probefall — ist der öffentliche Personenahverkehr (ÖPNV).

Schon bei der Aufstellung des Raumordnungsplans ist die große Bedeutung eines Ausbaus des ÖPNV für die Entwicklungschancen und die Attraktivität des Rhein-Neckar-Raumes erkannt worden. Gleich im ersten Kapitel des Raumordnungsplans wird bei dem übergeordneten Ziel, die Entwicklung des Raumes „so zu fördern, daß die durch die Ländergrenzen verursachten Hemmnisse abgebaut und optimale Bedingungen für den Gesamttraum erreicht werden“, auch gefordert, „die integrationsfördernde Zusammenarbeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens ... zu stärken“ und „die räumliche Erreichbarkeit durch ein günstigeres Nahverkehrsangebot zu verbessern“ (Plansatz 1.1.3). In einem eigenen Kapitel (2.4.2) werden dann detailliert die Entwicklungsziele für den ÖPNV im Rhein-Neckar-Raum formuliert:

- Größere Attraktivität,
- Verbesserung der Bedienungsqualität,
- Ausbau eines Regionalbahnnetzes,
- Verknüpfung der Regionalbahn mit den innerstädtischen Verkehrsnetzen und dem Omnibusliniennetz,
- Mindestbedienung im ländlichen Raum,

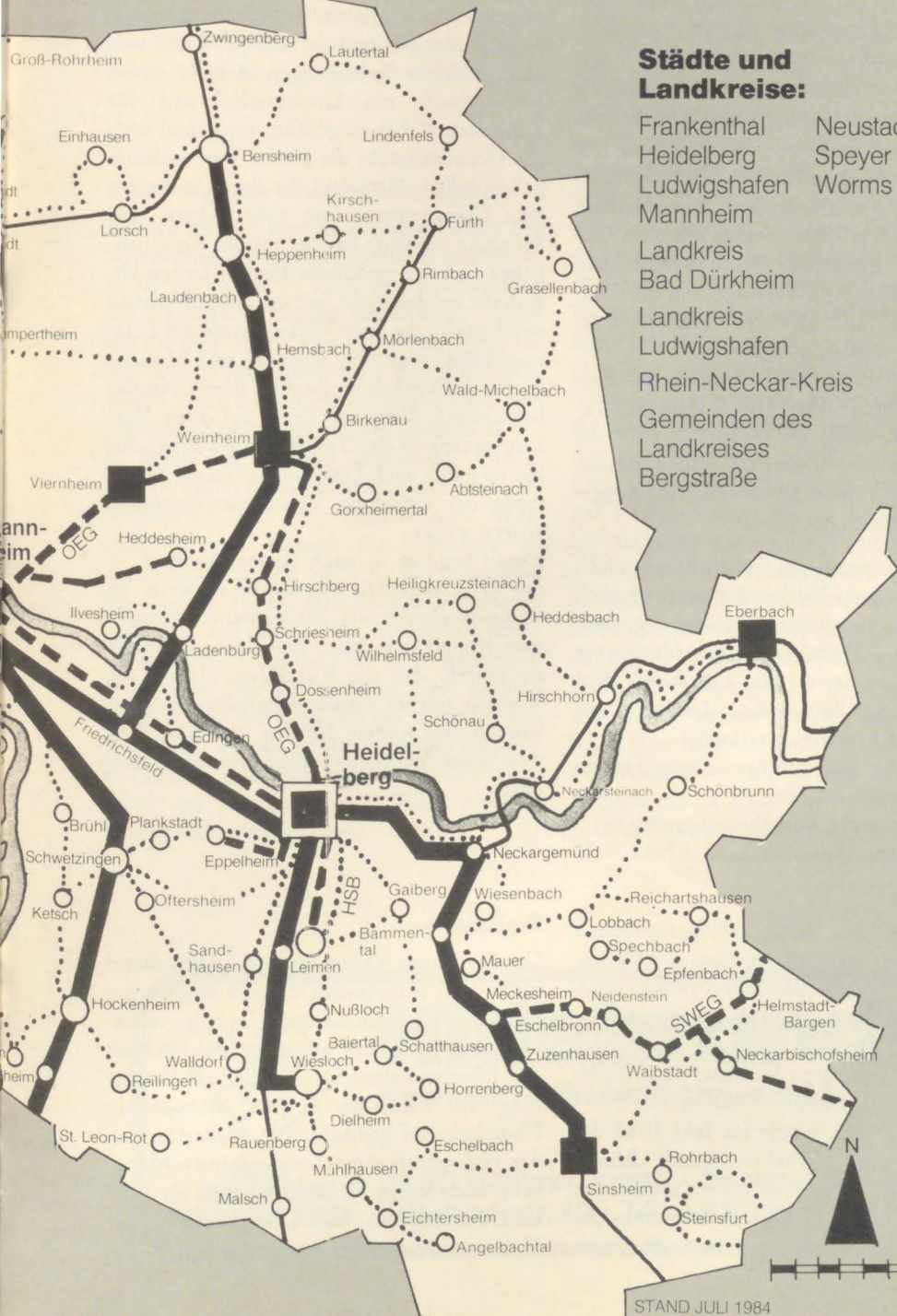
VERKEHRSVERBUND RHEIN-NECKAR

Verkehrsunternehmen:

- Heidelberger Straßen- und Bergbahn AG (HSB)
- Mannheimer Verkehrs-Aktiengesellschaft (MVG)
- Verkehrsbetriebe Ludwigshafen GmbH (VBL)
- Oberrheinische Eisenbahngesellschaft AG (OEG)
- Südwestdeutsche Eisenbahnen AG (SWEG)
- Rhein-Haardt-Bahn GmbH (RHB)
- Deutsche Bundesbahn (DB)
- Schienenverkehr
- Bahnbus Rhein-Neckar
- Private Buslinien



NECKAR (VRN)



STAND JULI 1984

- Ausbau der Park-and-Ride-Anlagen,
- Verkehrs- und Tarifverbund.

Diese Ziele wurden in den Raumordnungsplan aufgenommen, weil die Erfahrungen in anderen Verdichtungsräumen zeigen, daß ein schneller Taktverkehr auf regionalen Schienenstrecken, der Ausbau des Park-and-Ride-Systems und die enge Verknüpfung mit den innerstädtischen Verkehrsverbindungen und dem Omnibusliniennetz einen großen Gewinn an Mobilität ermöglicht und zugleich eine Entlastung von übermäßigem Straßenverkehr, eine Verringerung der Umweltbelastung und größere Verkehrssicherheit erreicht werden können.

Zur Vorbereitung eines verbesserten Leistungsangebots und eines Verkehrs- und Tarifverbundes wurde im Dezember 1979 die „Nahverkehrsgemeinschaft Rhein-Neckar (NRN)“ gegründet. Die Nahverkehrsgemeinschaft hat 23 Mitglieder:

- alle elf kommunalen Gebietskörperschaften des Rhein-Neckar-Raumes; nämlich die Städte Frankenthal, Heidelberg, Ludwigshafen, Mannheim, Neustadt, Speyer und Worms sowie die Landkreise Bad Dürkheim, Bergstraße, Ludwigshafen und der Rhein-Neckar-Kreis;
- die Länder Baden-Württemberg, Hessen und Rheinland-Pfalz;
- acht öffentliche Verkehrsunternehmen;
- der Raumordnungsverband Rhein-Neckar.

Die Organe der Nahverkehrsgemeinschaft können nach den Bestimmungen des Vertrages nur einstimmige Beschlüsse fassen. Nach mehrjährigen Beratungen ist ein Weg gefunden worden, der die Einführung einer ersten Stufe des angestrebten Verkehrs- und Tarifverbundes ermöglicht.

Zu diesem Zweck wurde im Jahr 1984 der „Zweckverband Verkehrsverbund Rhein-Neckar (ZRN)“ gegründet, dem inzwischen alle elf kommunalen Gebietskörperschaften des Rhein-Neckar-Raumes und die Stadt

Waghäusel angehören. Auch der Landkreis Alzey-Worms will Mitglied werden.

Der Zweckverband hat mit dem Bund und den drei Ländern einen Grundvertrag ausgehandelt, der festlegt, auf welche Weise und unter welchen Bedingungen in einer ersten Verbundstufe ein Gemeinschaftstarif für Zeitkarten (GfZ) eingeführt wird, und welche Grundsätze für die zweite Verbundstufe gelten sollen. Nachdem die drei Länder für eine Übergangszeit von zwei Jahren eine Starthilfe zugesagt haben, mit der ein erheblicher Teil der verbundbedingten Lasten abgedeckt werden kann, hat der Zweckverband beschlossen, die erste Verbundstufe am 1. Januar 1986 zu starten. Wochen- und Monatskarten des Verkehrsverbundes Rhein-Neckar berechtigen dann zur Fahrt auf allen Verkehrsmitteln in den Teilflächen (Waben), für die sie gültig sind. Daneben gelten die Haustarife der einzelnen Verkehrsunternehmen vorerst weiter.

Damit beginnt — nach langem Vorlauf — das erste regionale Gemeinschaftswerk im Rhein-Neckar-Raum. Elf Verkehrsunternehmen wollen sich daran beteiligen. Es bleibt zu hoffen, daß die Kurpfälzer alsbald die Vorteile solcher Gemeinschaftslösungen erkennen und weitere Schritte auf dem Weg zum vollen Verkehrsverbund erleichtert werden.

Regionalbahn

Der Start zum Verkehrs- und Tarifverbund sollte auch den Ausbau des seit langem geplanten Regionalbahnnetzes zügig voranbringen. Der Anfang wurde im Juni 1985 mit der Inbetriebnahme der westlichen Einführung der Riedbahn in den Mannheimer Hauptbahnhof gemacht. Die Weiterführung der Nahverkehrslinie Lampertheim—Mannheim nach Süden bis Waghäusel ist für 1987 zu erwarten, wenn der erste Abschnitt der Neubaustrecke Mannheim—Stuttgart der

Deutschen Bundesbahn in Betrieb genommen werden kann. Vordringlich aber ist jetzt eine baldige Entscheidung über den Ausbau der West-Ost-Verbindung von Neustadt bzw. Speyer über Ludwigshafen—Mannheim—Heidelberg nach Wiesloch/Walldorf.

Andere regionale Gemeinschaftsaufgaben

Erfolge für die Region auf dem Gebiet des öffentlichen Personennahverkehrs werden — so ist zu hoffen — auch den Bemühungen um regionale Lösungen auf anderen Gebieten Auftrieb geben. Das gilt insbesondere für die Wasserversorgung und die Abfallwirtschaft. Auch bei diesen Aufgaben wird eine regionale Kooperation immer dringender.

Je besser alle Partner zueinander finden, umso wirkungsvoller wird eine gestärkte Gemeinschaft auch ihre gemeinsamen Interessen vertreten können. Ein besonders bedeutsames Projekt ist z.B. der Anschluß der Region an das französische Schnellverkehrsnetz auf der Schiene mit einer Verbindung Paris—Saarbrücken—Ludwigshafen—Mannheim. Die Verknüpfung einer solchen West-Ost-Verbindung mit den Intercity-Zügen nach Basel, Stuttgart—München, ins Ruhrgebiet und nach Hannover—Hamburg würde die Attraktivität des Rhein-Neckar-Raumes erheblich stärken.

Kurpfalz 2000

Wenn der Durchbruch zum regionalen Denken überall gelingt und allen Beteiligten bewußt wird, daß gemeinsames Handeln Vorteile für alle bringt, dann werden sich die Zukunftschancen des Rhein-Neckar-Raumes beträchtlich verbessern. Die wichtigsten Voraussetzungen hierfür sind ein starkes Gemeinschaftsbewußtsein, ein entschiedener Wille zur Kooperation und die Bereitschaft zum gemeinsamen Handeln. Ebenso wichtig ist es auch, daß die beteiligten Regierungen ihre gemeinsame Verantwortung für diesen Raum wahrnehmen und ihn so fördern, als läge er ganz im eigenen Lande.

Der Weg wird noch lang und mühsam sein. Aber am Horizont des Jahres 2000 und für die Zeit danach zeichnet sich eine Vision ab, die alle Beteiligten ermutigen sollte: die Chance, eine Drei-Länder-Region mit eigener Verantwortung für die Lösung regionaler Aufgaben zu schaffen, mit einer direkt gewählten Volksvertretung und einem demokratisch gewählten „Kurfürsten“ — der natürlich auch die bescheidene Amtsbezeichnung „Regionalpräsident“ haben könnte.

Das wäre die Renaissance der Kurpfalz unter den heute gegebenen Bedingungen. Die Kurpfälzer haben es in der Hand, dieses Ziel zu erreichen — und die drei Länder wären weise, wenn sie diese Entwicklung nicht nur zulassen, sondern fördern würden.



Hillebrandt

Baumarkt · Fliesenfachgeschäft

**6830 Schwetzingen · Essener Str. 6
Friedrichstr. 10 · Tel. 062 02/40 66/67**

Der Rhein-Neckar-Kreis

von den altbadischen Kreisen bis zur Kreisreform 1973

Landrat Albert Neckenauer, Heidelberg/Schwetzingen

Mit den Institutionen Landkreis, Landrat und Kreistag tun sich auch kommunalpolitisch Interessierte oft noch schwer. Das liegt zum Teil daran, daß die Landkreise erst nach 1945 ihre heutige Bedeutung gewonnen haben, während Städte und Gemeinden auf eine jahrhundertalte Geschichte zurückblicken können.

Das „Sich-schwer-tun“ mit den Landkreisen rührt zum anderen daher, daß die Organisation der Landkreise in der Bundesrepublik — zurückgehend auf die Vorstellungen der damaligen Besatzungsmächte — unterschiedlich ist, wie überhaupt der Begriff „Landkreis“, gerade in einem Verdichtungsgebiet wie dem Rhein-Neckar-Raum, nicht mehr stimmt und mehr dem Zwecke dienen kann, zwischen den Stadtkreisen (9) und Landkreisen (35) in Baden-Württemberg zu unterscheiden. Auch ist der Begriff „Landkreis“, gerade in unserem Raum, nicht eindeutig, weil hier neue Siedlungs- und damit Lebensformen entstanden sind, die mit den herkömmlichen Begriffen städtisch und ländlich nicht mehr definiert werden können.

Schließlich sind im Landratsamt sowohl die kreiskommunale Selbstverwaltungsbehörde als auch die staatliche untere Verwaltungsbehörde für das Kreisgebiet zusammengefaßt. Eine sinnvolle Organisationsform, wie wir noch sehen werden, die aber das Verständnis nicht erleichtert.

Es ist mir deshalb ein Anliegen, die Entwicklung des Rhein-Neckar-Kreises in ihren wesentlichen Zügen aufzuzeigen, um aus der Geschichte zu lernen, die Gegenwart und damit den Kreis und seine Aufgaben für die Bürger in den kreisangehörigen Städten und Gemeinden besser zu verstehen.

Der Ursprung der Kreise

Ausgehen kann man davon, daß es bereits im Mittelalter neben den Ortsgemeinden gewachsene landschaftliche Einheiten gab, mit nachbarlichen, ökonomischen und sozialen Bindungen. Daß also — um das ganz allgemein auszudrücken — zwischen Gemeinden und Staat übergemeindliche Bereiche bestanden, die auf dem Bewußtsein von Interessengemeinschaften beruhten, als Landsgemeinden oder Landschaften bezeichnet, die erst später als Gaue und Zenteien zu herrschaftlichen Bezirken wurden.

So ist die Geschichte der Kreise, herkommend von den genannten landschaftlichen Einheiten, durch genossenschaftliche Elemente, die man dem Bereich der Selbstverwaltung zuordnen kann, und herrschaftliche Elemente, die dem Staate zugeordnet sind, bestimmt. In der Verwaltungsorganisation ist das im Zuge einer langen Entwicklung bis in das letzte Jahrhundert dadurch realisiert worden, daß im Großherzogtum Baden durch Organisationsreskript vom Jahre 1809 insgesamt 119 landes- und standesherrliche „Bezirksämter“ eingerichtet wurden, und durch Verwaltungsgesetz vom Jahre 1863 insgesamt 11 Kreisverbände als überörtliche Selbstverwaltungskörperschaften, darunter die Kreisverbände Mannheim und Heidelberg. In ihrem Gebiet waren sie deckungsgleich mit den staatlichen Amtsbezirken Mannheim, Schwetzingen und Weinheim bzw. Heidelberg, Wiesloch, Sinsheim und Eppingen. Die heute kreisfreien Städte Mannheim und Heidelberg gehörten also zu diesen Selbstverwaltungskreisen.

Bezirksämter und Kreise im Großherzogtum Baden

Da Verwaltungsgeschichte nur vor dem Hintergrund der Verfassungsgeschichte dargestellt werden kann, möchte ich die entscheidenden ersten Jahre badischer Geschichte skizzieren, wie sie sich nach dem Ende der absolutistischen Staaten — eingeläutet durch die Französische Revolution von 1789 — nach einem gewaltigen gesellschaftlichen und politischen Umbruch darstellt. Dabei ging es zu Beginn des letzten Jahrhunderts darum, den Polizei- und Wohlfahrtsstaat, der alle Lebensbereiche der Menschen gewissermaßen unter staatliche Vormundschaft stellte, zu überwinden. Manche Rückschläge — bis in unsere jüngste Vergangenheit — mußten hingenommen werden, bis der Gedanke kommunaler Selbstverwaltung als dem Recht, die eigenen örtlichen Angelegenheiten durch gewählte Vertreter der Bevölkerung in eigener Verantwortung zu entscheiden, in der heutigen Form realisiert werden konnte.

Baden war in der napoleonischen Epoche 1806 von der Markgrafschaft zum Großherzogtum aufgestiegen und stand vor der Aufgabe, neu gewonnene und mehrfach größere Gebiete als sein Stammland, „vom See bis an des Maines Strand“, Gebiete von besonderer politischer und kultureller Bedeutung wie die rechtsrheinische Pfalz mit Mannheim und Heidelberg zu integrieren.

Großherzog Karl-Friedrich, der bis 1811 regierte, bediente sich dabei der Organisationsform des französischen Verwaltungszentralismus und war doch bis zum Wiener Kongreß keinesfalls sicher, ob das neue Land Bestand haben würde. Wollte etwa Österreich den Breisgau, oder Bayern die rechtsrheinische Pfalz zurückfordern? Der Großherzog bemühte sich, wie er das in seiner kleinen Markgrafschaft geübt hatte, durch eine sparsam und sachlich arbeitende Beamtenschaft die Verwaltung zu verbessern, insbesondere gegenüber dem früheren, wohl etwas sorglo-

seren Verwaltungs- und Finanzgebaren der Pfälzer unter dem Kurfürst Carl Theodor. Der Unterschied zwischen beiden Fürsten könnte nicht größer sein; während Karl Friedrich mehr für Land und Leute sorgte, war Carl Theodor Kunst und Wissenschaften zugetan, ohne besondere Rücksicht auf die Bedürfnisse seiner Untertanen zu nehmen. Carlo Schmid hat das in seiner Ansprache zur 1200-Jahrfeier der Stadt Schwetzingen im Jahre 1966 so formuliert: „Seine Welt war nicht die Welt der Bürger und Bauern, sondern die Welt der europäischen Höfe, deren Gesellschaft aus Edelleuten, Gelehrten, Schöngestirnen und Künstlern, Abenteurern aus aller Herren Länder bestand.“

Nach den napoleonischen Kriegen und diktierten Friedensverträgen, namentlich durch den Frieden von Lunéville 1801 besiegelt durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 der die Entschädigungsfragen nach dem Verlust des linken Rheinufer an Frankreich regelte, war die Kurpfalz nach 600 Jahren untergegangen. Die Kurpfälzer rechts des Rheins wurden Badener, wenn man das stammesmäßig so überhaupt sagen konnte, denn das badische Unterland blieb weiterhin pfälzisch bestimmt. Die linksrheinische Pfalz war nach dem Wiener Kongreß 1815 bayrisch geworden. So endete die Geschichte der rheinischen Pfalz als selbständiges Territorium beiderseits des Rheins, ein Kurfürstentum, das im alten Deutschen Reich eine so bedeutende Rolle gespielt hatte.

Das Land Baden blieb auch nach dem Wiener Kongreß bestehen. Aber es war ein Land voller Gegensätze und Widersprüche. Weltliche und geistliche Herrschaften, geschichtliche und kulturelle Unterschiedlichkeiten galt es zu überwinden. Franken und Alemannen lebten in diesem Land und der sogenannten Neustamm der Pfälzer aus dem Gesamtverband der Franken machte bei dessen angestammten Temperament die Probleme nicht kleiner. Das neue Großherzogtum mußte versuchen, dem Land vom Staatlichen und von der Verwaltung her Gestalt zu geben. Die Organisa-

Großherzoglich Badisches Regierungs-Blatt.

Karlsruhe, Samstag den 24. Oktober 1863

Inhalt.

Gesetz, die Organisation der innern Verwaltung betreffend.

Gesetz,

die Organisation der innern Verwaltung betreffend.

Friedrich, von Gottes Gnaden Großherzog von Baden,
Herzog von Zähringen.

Mit Zustimmung Unserer getreuen Stände haben Wir beschlossen und verordnet, wie folgt:

I. Allgemeine Bestimmungen.

§. 1.

Die innere Verwaltung wird besorgt:

A. für das ganze Land:

durch das Ministerium des Innern, welches einen Theil seiner Zuständigkeit durch Ministerialbevollmächtigte (Landeskommissäre) ausüben kann und durch den dem Ministerium untergeordneten Verwaltungshof;

B. in den Bezirken:

durch die Bezirksämter theils allein, theils in Verbindung mit den Bezirksräthen.

Zur Pflege gemeinsamer öffentlicher Interessen und Angelegenheiten werden Kreisverbände errichtet, innerhalb derer kleinere (Bezirks-) Verbände sich bilden können.

V. Von den Kreisverbänden und den Bezirksverbänden.

§. 24.

Das Großherzogthum wird auf Grundlage gemeinsamer Interessen (§. 1) in Kreisverbände eingetheilt, deren jeder mehrere Amtsbezirke umfassen soll.

Die Bestimmung darüber, welche Amtsbezirke in einen Kreis zusammengefaßt werden sollen, bleibt der Regierungsverordnung vorbehalten.

Die durch Verordnung endgiltig festgesetzten Kreisverbände können gegen den Willen der theilhaftigen Kreise und Gemeinden nur im Wege der Gesetzgebung geändert werden.

§. 25.

Die Kreise bilden körperschaftliche Verbände. Sie besorgen ihre Angelegenheiten selbstständig, vorbehaltlich der gesetzlichen Aufsichtsrechte des Staats; sie können Vermögen erwerben und besitzen, und zur Bestreitung ihrer gesetzlichen Ausgaben Beiträge auf die Kreisgemeinden und Gemarkungen umlegen.

Gegenstände ihrer Beschlußfassung sind alle Einrichtungen und Anstalten, welche die Entwicklung, Pflege und Förderung der Interessen des ganzen Kreises betreffen.

Einrichtungen und Anstalten, welche einen Kostenaufwand erfordern, können auf Rechnung des Kreises nur so weit beschlossen werden, als ein Gesetz hiezu im Allgemeinen die Ermächtigung gibt.

Das regelmäßige Organ der Staatsregierung in Bezug auf die der Selbstverwaltung der Kreise überlassenen Angelegenheiten ist der Verwaltungsbeamte des Bezirks, in welchem die Verwaltung des Kreises ihren Sitz hat (Kreishauptmann)

§. 26

Die Kreisangehörigen werden vertreten durch die Kreisversammlung. Zur Verwaltung der Kreisangelegenheiten bezieht ein Kreisauschuß

tionsedikte der Jahre 1803 und 1809, die Einführung des Code Civil/Napoléon als badi-sches Landrecht von 1810 und die Verfas-sung von 1818 waren entscheidende Maß-nahmen, den Staat zu festigen. Trotzdem blieben Staat und Gesellschaft im Wider-spruch. Das führte zur Revolution von 1848, deren demokratische Anliegen damals er-folgos blieben.

Vor diesem geschichtlichen Hintergrund hat sich die Verwaltungsorganisation in Baden im 19. Jahrhundert entwickelt. Durch Or-ganisationsedikt vom Jahre 1809 wurden 119 landes- und standesherrliche Bezirksämter geschaffen. Es war das Werk des Ministers von Reitzenstein, der den neuen Verwal-tungsaufbau mit besonderem Gewicht staatlicher Verwaltung organisierte. Ausgehend von dem kritischen Gedanken des Freiherrn vom Stein, daß die Administration lediglich in den Händen besoldeter Diener liege und die Nation von aller Teilnahme ausgeschlos-sen sei, waren gesellschaftliche, wirtschaftliche und soziale Verhältnisse entscheidend für immerwährende Reformen oder auch nur Reformversuche. Es ging vor allem darum, die Staatsverwaltung durch die Selbstverwal-tung zu ergänzen. Aber erst 1831 wurden in der badischen Gemeindeordnung Möglich-keiten örtlicher Selbstverwaltung normativ geregelt und die Bürgergemeinde zur Ein-wohnergemeinde entwickelt, die allen gleiche Rechte gab.

Ein im Gefolge der Revolution von 1848/49 beschlossenes „Gesetz über die Einrichtung und den Geschäftskreis der Verwaltungs-behörden“, das die staatlichen Bezirksämter aufheben und durch 12 nach Grundsätzen der Selbstverwaltung organisierte Kreisver-waltungen ersetzen wollte, ist der Nieder-werfung der badischen revolutionären Unru-hen zum Opfer gefallen und nicht vollzogen worden. Die Revolution war übrigens der letzte Versuch, vom Volke aus die deutsche Einheit zu schaffen und die Demokratie zu verwirklichen.

Was 1848 nicht gelingen konnte, kam 15 Jahre später zur Wirkung, als im Zuge einer großen liberalen Reform durch den Mann-heimer August Lamey als Innenminister das „Gesetz, die innere Verwaltung betreffend“ vom 5. Okt. 1863 von „Friedrich von Gottes Gnaden Großherzog von Baden, mit Zustim-mung Unserer getreuen Stände“ beschlossen wurde. Die staatlichen Bezirksämter blieben zwar bestehen, aber es wurden 11 Groß-kreise als Selbstverwaltungsorganisationen geschaffen, erstmalig in den damaligen deut-schen Ländern.

Großherzog Friedrich I. regierte von 1856 bis 1907, in den Jahren des politischen, wirt-schaftlichen, sozialen und kulturellen Auf-stiegs des Landes. Die vorbildliche badische Verwaltung und die liberale Gesinnung des Großherzogs und der von Preußen gekom-menen Großherzogin Luise trugen dazu bei. Der Begriff vom badischen ‚Musterländle‘ ist damals entstanden. Die wirtschaftliche Situa-tion des Landes war bestimmt durch die be-ginnende Industrialisierung, den Straßenbau, den Bau neuer Eisenbahnlinien, die Rhein-korrektur; aber auch durch Hungersnöte, Massenauswanderungen und die Entstehung der sozialen Frage.

Durch das Gesetz von 1863 erhielten die staatlichen Bezirksämter Bezirksräte, ein Kollegium ehrenamtlicher Mitglieder, „zur Mitwirkung bei der Entscheidung öffentlich-rechtlicher Streitigkeiten und zur Unterstüt-zung bei der sonstigen staatlichen Verwal-tung“. Die Bestellung der Bezirksräte er-folgte durch das Ministerium des Innern aber aufgrund von Vorschlagslisten, die nach freien Wahlen aufgestellt waren.

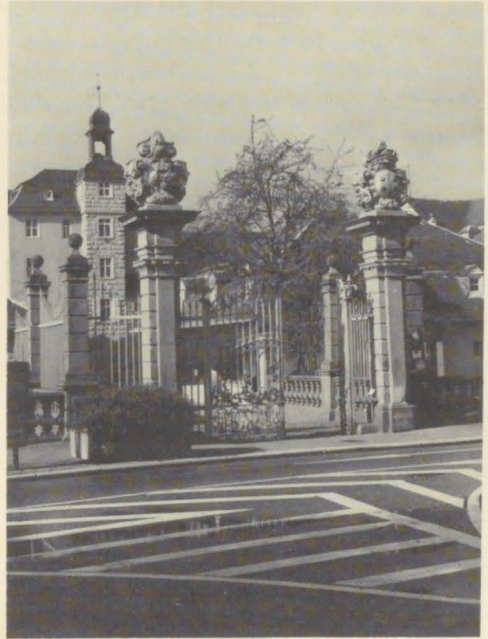
Für unsere Betrachtung wichtiger war die Schaffung der 11 Kreise, sogen. Großkrei-se; Selbstverwaltungskörperschaften mit der Bestimmung, gemeinsame Angelegenheiten selbständig unter der Rechtsaufsicht des Staates zu besorgen. Ihr Gebiet umfaßt meh-rere staatliche Amtsbezirke. Vertretungsor-gan des Kreises ist die Kreisversammlung, unter Vorsitz des jeweils zu Beginn jeder Sit-

zung gewählten Präsidenten, oft der Oberbürgermeister oder Bürgermeister der großen Städte. Die Kreisversammlung besteht aus Abgeordneten der Gemeinden (vor allem Bürgermeister), aus von der Bevölkerung über Kreiswahlmänner gewählten Mitgliedern, aus den Vertretern größerer Städte (ab 7000 Einwohnern) und aus den größten Grundbesitzern im Kreisbereich, ferner aus den Mitgliedern des Kreis Ausschusses als dem von der Kreisversammlung gewählten ständigen Vollzugsorgan, da die Kreisversammlung im allgemeinen nur einmal jährlich zusammentritt.

Die Kreisversammlungen werden durch den „Kreishauptmann“ — das ist der Oberamtmann des Bezirksamtes am Sitz der Kreisbehörde — jährlich im Oktober oder November einberufen. Der Kreishauptmann, der die Rechtsaufsicht wahrnimmt, hat in der Kreisversammlung zwar kein Stimmrecht, nimmt aber an der Diskussion teil.

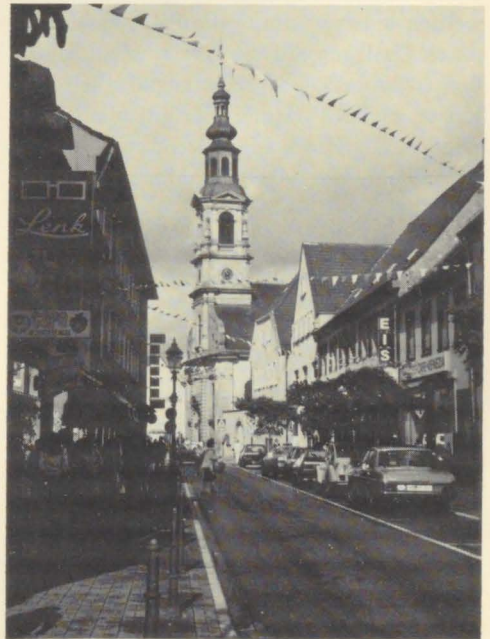
Die Aufgaben der Großkreise sind ursprünglich freiwillige, sie erstrecken sich auf „alle Einrichtungen und Anstalten, welche die Entwicklung, Pflege und Förderung der Interessen des ganzen Kreises betreffen“; später wurden ihnen Aufgaben kraft Gesetzes zugewiesen.

Im einzelnen ist im Gesetz von 1863 die Berechtigung der Kreisversammlung festgestellt, im Interesse des Kreises und seiner Bewohner gemeinnützige Anstalten zu gründen und zur Förderung der gemeinsamen Kultur, Wirtschaft und Wohltätigkeit die Gemeinden zu unterstützen; insbesondere faßt sie Beschlüsse u. a. über Straßenbau, Sparkassen, Kreisschulanstalten, Waisenhäuser, Armenhäuser, Krankenhäuser und Anordnungen über die Armenfürsorge, insbesondere der Orts- und Landarmen. Die Entscheidung über die Aufgaben erfolgt nach freiem Ermessen der Kreisorgane, doch später wurden den Kreisverbänden durch Gesetz wichtige Aufgaben zugewiesen, nämlich durch das Straßengesetz von 1864 und 1884 eine Beitragslast zu übernehmen bzw. die Kreisstra-



*Haupt-Eingang
Schloß und Park Schwetzingen*

(Foto: Karl Wörn)



*Schwetzingen,
Mannheimer Straße (Hauptgeschäftsstraße)*

(Foto: Karl Wörn)

ßen zu unterhalten; durch das Armengesetz von 1870 bzw. 1872 die Besorgung des Landarmenwesens. In Sinsheim wurden im Jahre 1879, in Weinheim im Jahre 1885 Kreispflegeanstalten errichtet, in denen unterstützungsbedürftige, körperlich und geistig gebrechliche Personen Unterkommen und Verpflegung fanden. In der Geschichte der Kreispflegeheime wird die Entwicklung von der Armenpflege des letzten Jahrhunderts deutlich, mit ordnungspolitischen Vorstellungen von Bewahranstalten über den Fürsorgegedanken nach dem 1. Weltkrieg bis zur heutigen Sozialhilfe als Aufgabe der öffentlichen Daseinsvorsorge. In Ladenburg entstand bereits 1869 ein Kreiskinderheim, das ursprünglich — dem Verständnis der damaligen Zeit entsprechend — als „Kreiserziehungsheim“ konzipiert war.

Es war die Folge der wirtschaftlichen und technischen Entwicklung, daß immer mehr Aufgaben auf übergemeindliche öffentliche Träger übernommen werden mußten.

Die finanziellen Aufwendungen des Kreises werden teilweise durch die Staatskasse oder durch Umlagen auf die Kreisgemeinden gedeckt, wobei die Leistungsfähigkeit der Kreise vielfach darauf beruht, daß ihnen steuerstarke Städte angehören; im Großkreis Mannheim war das vor allem die Stadt Mannheim.

Zu den 11 badischen Großkreisen (Mosbach, Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe, Baden, Offenburg, Freiburg, Lörrach, Waldshut, Villingen und Konstanz) gehören aus dem ehemals kurpfälzischen Raum der Kreis Mannheim für den Bereich der Bezirksamter Mannheim, Schwetzingen und Weinheim mit damals 35 Gemeinden, darunter die Stadt Mannheim, und rd. 110 000 Einwohnern, sowie der Kreis Heidelberg für den Bereich der Bezirksamter Heidelberg, Wiesloch, Sinsheim und Eppingen mit damals 105 Gemeinden, darunter die Stadt Heidelberg, und rd. 135 000 Einwohnern.

Vergleicht man die Kreisverbände des Jahres 1864 mit den Vorstellungen aus der Zeit der

48er Revolution, dann ist es nicht gelungen, eine auch der heutigen Landkreisverfassung ähnliche Organisation zu finden, weil man Selbstverwaltungskörperschaften neben den staatlichen Amtsbezirken geschaffen hatte und nicht — wie heute — Einheitsbehörden auf der Kreisstufe mit staatlichen und kreiskommunalen Aufgaben. In Abweichung der Regelungen in den übrigen deutschen Ländern ist hier eine Zweigleisigkeit entstanden, die erst 1939 — allerdings unter anderen politischen Vorstellungen — beseitigt wurde.

Trotzdem waren die Großkreise von 1864 in ihrer Großräumigkeit und finanziellen Leistungsfähigkeit für die damalige Zeit fortschrittlich und trugen in dieser Form zuerst in den deutschen Ländern den Gedanken kreiskommunaler Selbstverwaltung voran. Aus der überlieferten Diskussion in einer Kreisversammlung im Jahre 1882 im Rathaus in Mannheim lesen wir, wie August Lamey betont, daß der Kreisverband die billigste und freieste Selbstverwaltung sei, dessen Tätigkeit, ohne in der Presse von sich viel Lärm zu machen, eine stille und ersprießliche sei. Aus Unterlagen vom Jahre 1925 ersehen wir, daß das Kreissekretariat mit einem Kreisamtmann und zwei Gehilfen besetzt war; für die Straßen, Heime und für das Fürsorgewesen waren lediglich 90 Bedienstete vorhanden. Aber nicht nur deshalb mag es erlaubt sein, die heutigen Kreise als Nachfolger der badischen Großkreise zu sehen. Unterschiede bestehen allerdings darin, daß — seit 1939 — bei uns die Städte Mannheim und Heidelberg aus dem Kreisverband ausgeschieden sind und neben den damals geschaffenen Landkreisen „Stadtkreise“ wurden; daß ferner an die Stelle der Kreisversammlungen der von der Kreisbevölkerung gewählte Kreistag getreten ist, an die Stelle des jeweils für eine Sitzung gewählten Präsidenten der vom Kreistag gewählte Landrat und vor allem die Kreise heute eine verfassungsrechtlich garantierte umfassende Zuständigkeit übergemeindlicher Aufgabenerfüllung haben.

Die Entwicklung der badischen Kreise bis zu deren Auflösung 1939

Die Bestimmungen des Verwaltungsgesetzes von 1863 sind bis zur Kreisordnung vom Jahre 1923 — also 60 Jahre lang — mit zeitbedingten Änderungen in Kraft geblieben. Geändert hat sich natürlich das Wahlverfahren; seit 1919 wurden die Mitglieder der Kreisversammlung und des Bezirksrates von der Bevölkerung in unmittelbarer, gleicher und geheimer Wahl gewählt. Probleme der o. a. Zweigleisigkeit zeigten sich aber verstärkt mit Beginn dieses Jahrhunderts, weil nach 1871 mit der zunehmenden Reichsvereinheitlichung Selbstverwaltungsorgane auf der staatlichen Bezirksamtsebene fehlten. Zahlreiche Reichsgesetze setzten Landkreise als Selbstverwaltungskörperschaften voraus. Es wurde deshalb notwendig, die alte Idee zu verwirklichen, Staats- und Selbstverwaltung auf der Bezirks- bzw. Kreisebene miteinander zu verbinden, wie das 1872 in Preußen geschehen ist, und man deshalb dieses Jahr als den Ursprung der Verfassung der heutigen Kreise betrachtet.

Doch die neue Kreisordnung von 1923 läßt die 11 Großkreise als Selbstverwaltungskörperschaften bestehen und die Bezirksamter weiterhin rein staatliche Behörden bleiben. Organe des Kreises sind jetzt neben der Kreisversammlung der Kreisrat und der von der Kreisversammlung gewählte Kreisvorsitzende, der auch Vorsitzender des Kreisrats ist.

In der Staatsverwaltung wurde die Zahl der Bezirksamter erneut, und zwar von 53 auf 40, vermindert.

Die Leiter der Bezirksamter erhalten jetzt die Amtsbezeichnung „Landrat“, ein Begriff, der aus der preußischen Verwaltung kam.

Durch eine Verwaltungsreform vom Jahre 1939 wurden die staatlichen Verwaltungsbezirke nochmals von 40 auf 27 vermindert, um durch die Vergrößerung der Gebiete die Grundlage für die Landkreisverfassung von 1939 zu schaffen. Bei uns gab es nach Zu-

sammenlegung der Bezirksamter Weinheim (1936) und Schwetzingen (1924) nach Mannheim, und Wiesloch (1938) und (1924) Eberbach nach Heidelberg nur noch die staatlichen Bezirksamter Mannheim, Heidelberg und Sinsheim.

Das Ende der badischen Großkreise kam im Jahre 1939, als durch die Landkreisordnung in Baden vom 24. Juni 1939, beschlossen vom Staatsministerium und verkündet „im Namen des Reichs und mit Zustimmung der Reichsregierung durch den Reichsstatthalter in Baden“ die 1863 gebildeten Großkreise aufgehoben und die vergrößerten staatlichen Verwaltungsbezirke zu 27 Landkreisen und damit auch zu Selbstverwaltungskörperschaften gemacht wurden. Die Zweigleisigkeit staatlicher und kommunaler Aufgabenerfüllung war damit beendet.

Neben den Landkreisen wurden 7 Stadtkreise (Mannheim, Heidelberg, Karlsruhe, Baden-Baden, Pforzheim, Freiburg und Konstanz) gebildet.

Von „Selbstverwaltung“, also dem Recht, die eigenen örtlichen Angelegenheiten durch gewählte Vertreter der Bevölkerung in eigener Verantwortung zu entscheiden, blieb aber nicht viel übrig. Man machte schon vorher damit ein Ende, als 1935 die Kreisversammlung als Organ der Großkreise und ein Jahr später auch der Kreisrat als Beschlußorgan aufgehoben wurden. Mit einer Reichsverordnung vom 26. September 1939 wurden generell, entsprechend dem sogen. Führerprinzip, die Beschlußzuständigkeiten von Vertretungskörperschaften in der Kreisinstanz aufgehoben und dem Landrat übertragen.

Der vom Staat ernannte Landrat „führt die Verwaltung des Landkreises in voller und ausschließlicher Verantwortung“. Lediglich zur beratenden Mitwirkung stehen ihm 6 bis 10 Kreisräte zur Seite, zur Hälfte Bürgermeister, zur anderen Hälfte kreiseingesessene Gemeindebürger, die der Beauftragte der NSDAP (der Kreisleiter) im Einvernehmen mit dem Innenministerium beruft. Daß darin, — wie es in einer damaligen Gesetzeskom-



Landrat Albert Neckenauer

mentierung heißt — „eine wichtige Seite der Selbstverwaltung zum Ausdruck komme und keiner weiteren Begründung bedürfe“, spricht für sich.

Im Blick auf die Verwaltungsorganisation des Rhein-Neckar-Raumes bedeuten die Entscheidungen dieser Jahre folgendes:

Seit 1939 bestanden die Landkreise Mannheim, Heidelberg und Sinsheim als staatliche Verwaltungsbezirke und zugleich kreiskommunale Selbstverwaltungskörperschaften. Stadtkreise wurden Mannheim und Heidelberg. Was also seit der großherzoglich-badischen Verwaltungsorganisation zusammen war, — die Städte und Gemeinden im Bereich der Bezirksämter seit Anfang des letzten Jahrhunderts und im Kreisverband seit 1864 — wurde nunmehr in die Landkreise und in die Stadtkreise organisiert, wie das auch heute grundsätzlich noch der Fall ist.

Da die badischen Großkreise das Gebiet der jetzigen Landkreise und Stadtkreise umfaßten, war 1939 eine Auseinandersetzung über bisher gemeinsame Einrichtungen erforderlich. So sind u. a. das Kreiskinderheim Ladenburg, die Kreispflegeanstalten Weinheim und Sinsheim sowie das Altersheim Schriesheim den Landkreisen Mannheim bzw. Heidelberg und Sinsheim übertragen worden. Ähnliches galt für die Haushalts- und Landwirtschaftsschulen. Kreisgewerbeschulen — wie wir sie heute kennen — sind erst nach 1945 entstanden.

Reformen und Vorstellungen über kreiskommunale Selbstverwaltung, wie sie das nationalsozialistische Regime hatte, gingen im letzten Weltkrieg unter. Der Aufbau einer demokratischen Selbstverwaltung mußte in den harten Jahren des Wiederaufbaues bewältigt werden.

Der Wiederaufbau nach 1945

Nach dem Kriege und dem Verlust aller Staatlichkeit übten die Besatzungsmächte die oberste Staatsgewalt in Deutschland aus. Der Anfang eigenverantwortlicher Verwaltung begann deshalb mit einer Proklamation Eisenhower vom 19. September 1945, wonach die nordbadischen und nordwürttembergischen Stadt- und Landkreise zu einer Verwaltungseinheit zusammengeschlossen wurden, die sich zu einem Staat, dem Lande Württemberg-Baden entwickeln sollten. Es waren die Gemeinden und die Landkreise, die auf der Ebene kommunaler Selbstverwaltung die Grundlagen eines demokratischen Neubeginns geschaffen haben.

Im nüchternen, hungernden, kalten und frierenden Alltag sah das so aus, daß zunächst einmal mit unzureichenden Mitteln für die Unterbringung und Ernährung der heimischen Bevölkerung und der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen gesorgt werden mußte. Wer die Jahre der Not nach dem totalen Zusammenbruch nicht miterlebt und am eigenen Leibe erfahren hat, wird keine Vorstel-

lungen haben können über die Probleme eines materiellen, moralischen und staatlichen Wiederaufbaues der Bundesrepublik. Jedenfalls ging es täglich aufwärts und war in manchem vielleicht einfacher zu bewältigen als der sogen. „Wohlstand“ unserer heutigen Tage.

Die erste Kreisordnung nach dem Kriege wurde am 7. März 1946 durch die von der amerikanischen Militärregierung eingesetzte Landesregierung erlassen. Im übrigen war man von der Befehlsgewalt der Besatzungsmächte abhängig, die praktisch weitgehend die staatliche Gewalt ersetzt haben. Organe des Landkreises waren Kreistag, Kreisrat und Landrat, wobei der Kreistag in allgemeiner, geheimer und unmittelbarer Wahl von den Kreiseinwohnern und der Landrat (in den damaligen nördlichen Landesteilen) durch den Kreistag gewählt wurden. Der bis dahin staatliche Landrat wurde zum kommunalen Wahlbeamten und ist es noch heute.

Grundüberlegung aller gesetzgeberischen Maßnahmen war die Ausübung hoheitlicher Gewalt durch das Volk in Wahlen und Abstimmungen. Nach 12jähriger Unterbrechung war der Anschluß an die demokratische Entwicklung, die vor 150 Jahren begonnen hatte, wieder gefunden worden.

Erst nach Bildung des Landes Baden-Württemberg wurde am 10. Oktober 1955 die neue Landkreisordnung erlassen, die die Unterschiede der bisherigen drei Länder beseitigte und die — mit mehrfachen Änderungen, insbesondere durch das Kreisreformgesetz vom 26. Juli 1971 — noch heute gilt. Das Landratsamt ist Behörde des Landkreises für seine kreiskommunalen Aufgaben und zugleich untere staatliche Verwaltungsbehörde, eine sinnvolle Organisationsform, wenn sie auch — wie eingangs gesagt — das Verständnis über die Kreise nicht erleichtert. Mit der Landkreisordnung von 1955 wurde auf der Grundlage des Grundgesetzes von 1949 und der Landesverfassung von 1953 erstmals eine einheitliche Kreisverfassung für Südwestdeutschland geschaffen.

Die Kreise haben seit 1945 eine — man kann mit Recht sagen — große Aufbauleistung erbracht: Das Kreisstraßennetz ist entsprechend den Erfordernissen des gewachsenen Verkehrs ausgebaut, die Berufsschulen zum großen Teil neu gebaut worden. Die vom Kreis getragenen Alten- und Pflegeheime wurden baulich und in ihrer Einrichtung auf den notwendigen Stand gebracht. Die Sozial- und Jugendhilfe wurde als eine der vornehmsten Kreisaufgaben gesichert. Im Rahmen seiner Ausgleichsfunktion hat der Kreis schließlich die Voraussetzungen für wertgleiche Lebensverhältnisse auch im ländlichen Raum geschaffen.

Die kommunalen Reformen der 70er Jahre

Betrachtet man am Ende der 60er Jahre die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und sozialen Erscheinungen, dann wird deutlich, daß die in ihren Grundlagen auf das letzte Jahrhundert zurückgehenden Strukturen der öffentlichen Verwaltung auf Dauer den Anforderungen der Zeit nicht mehr entsprechen konnten. Die Vorstellungen der Landesregierung in den Denkmodellen gingen dahin, Kreise zu schaffen, in deren Bereich die Einheit von Verwaltung, Planung und Investition hergestellt ist, vor allem Kreise mit erhöhter wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit, die trotzdem bürgernah, überschaubar und in ihren geschichtlichen und landsmannschaftlichen Zusammenhängen garantiert sind. Das alles vereinbar zu machen, konnte natürlich so nicht gelingen.

Als nach heftigen Diskussionen und Auseinandersetzungen die Kreisreform durch Gesetz vom 23. Juli 1971 — inkraftgetreten am 1. Januar 1973 — mit großer Mehrheit durch den Landtag von Baden-Württemberg entschieden wurde, war das durch die damalige Koalition von CDU und SPD möglich geworden; ein Beispiel dafür, daß Reformen auch insoweit zur rechten Zeit entschieden werden müssen. Anstelle von bisher 64 Kreisen in Baden-Württemberg wurden 35

Kreise geschaffen und in der anschließenden Gemeindereform die Zahl der Gemeinden um etwa ein Drittel auf rd. 1100 vermindert. In dieser Reform entstand auch der Rhein-Neckar-Kreis mit heute 470 000 Einwohnern in 54 kreisangehörigen Städten und Gemeinden auf einer Fläche von 1000 km², gebildet aus den ehemaligen Landkreisen Mannheim, Heidelberg und dem Kreis Sinsheim, ohne die Bereiche Eppingen und Bad Rappenau, die zum Kreis Heilbronn kamen, sowie einige Gemeinden, die dem Kreis Karlsruhe zugeordnet wurden.

Die alten Kreise hatten sich durch Beschlüsse ihrer Kreistage entschieden gegen die Reform gewandt, weil sie jetzt schon leistungsfähige Gebietskörperschaften darstellten und man im Grunde Sorge hatte, ob gerade ein so großer Kreis wie der Rhein-Neckar-Kreis noch überschaubar sein und sich zu einer Einheit finden würde. Einsichtig war in internen Diskussionen der Zusammenschluß der Kreise Mannheim und Heidelberg, denn die Notwendigkeit war offensichtlich, im Rhein-Neckar-Raum einen starken Kreis für künftige regionale Gemeinschaftsaufgaben zu schaffen.

Reformen, namentlich Gebietsreformen, sind politische Entscheidungen und orientieren sich an dem, was machbar ist, so daß nicht alles, was vorgestellt war, erreicht wurde. Für die in der Diskussion arg strapazierten Begriffe „Bürgernähe“ und „Überschaubarkeit“ konnte man überkommene Vorstellungen aufgeben, weil die technischen Möglichkeiten und die Mobilität der Gesellschaft größer geworden sind und Bürgernähe kein geographischer Begriff ist, sondern mehr nach den Verwaltungsleistungen beurteilt werden muß. Zweifellos sind die Verwaltungsleistungen optimiert worden; aber die bürgerliche Mitwirkung konnte nicht so gestärkt werden, wie man sich das vorgestellt hatte. Es muß deshalb gelingen, die Bürger stärker in den Vollzug der „Staatsgeschäfte“ einzubeziehen, damit der Grundkonsens zwischen Staat und Gesellschaft nicht Scha-

den leidet. Daß es große Kreise damit schwerer haben, ändert nichts daran, sich um das Interesse der Bürger an der Kreispolitik ständig zu bemühen, denn ohne deren Mitwirkung, z. B. auch in den kommunalen Vertretungen, kann die Selbstverwaltungsidee nicht wirksam bleiben.

Die Behauptung, die Überschaubarkeit — im Bezug auf die Organisation der Verwaltung — habe gelitten, ist eine zu allgemeine Feststellung. Es liegt vielmehr im Zuge der Zeit, daß die Verhältnisse komplizierter und namentlich durch die sozialstaatliche Entwicklung die „Bürokratie“ umfangreicher geworden sind, weil zunehmende staatliche Leistungen verwaltet werden müssen. Dem Problem der Überschaubarkeit der Verwaltungsabläufe aus der Sicht und im Interesse der Bürger hätte auch dadurch begegnet werden können, daß die als eines der Reformziele proklamierte Einheit der Verwaltung auf der Kreisstufe durch Eingliederung der staatlichen Sonderbehörden, wie Gesundheitsamt, Landwirtschaftsamt, Wasserwirtschaftsamt, Schulamt und Regierungsveterinäramt verwirklicht worden wäre; in anderen Bundesländern ist das teilweise geschehen. Auf die zweifellos damit verbundene Problematik kann in diesem Zusammenhang nicht weiter eingegangen werden. Jedenfalls sind die Vorlagen im Stuttgarter Landtag zu den Akten gelegt worden. Regional bedeutsam und positiv zu bewerten war die Schaffung der Industrie- und Handelskammer Rhein-Neckar und der Handwerkskammer Mannheim für den gesamten Bereich der Stadtkreise Mannheim und Heidelberg sowie den Rhein-Neckar-Kreis und den Neckar-Odenwald-Kreis.

Zieht man eine Bilanz der Reform von 1973 für den Rhein-Neckar-Kreis, dann ist diese im wesentlichen positiv, wenn man bedenkt, daß dieser Kreis erst 13 Jahre alt ist.

— Schon die Natur hat günstige Voraussetzungen geschaffen, wenn man den Kreis kurz portraituren darf, wie er sich von der fruchtbaren Rheinebene über die



Bergstraße mit ihrem bevorzugten Klima für Wein- und Obstbau und den waldreichen Odenwald bis zum Kraichgauer Hügelland erstreckt.

- Seiner Struktur nach ist der Kreis nicht mehr vorwiegend Arbeiter-Wohnkreis, sondern hat sich namentlich in den alten Kreisgebieten Mannheim und Heidelberg in wechselseitiger und paralleler Entwicklung zu den Großstädten Mannheim/Ludwigshafen und Heidelberg zu einem stark gewerblichen und auch industrialisierten Gebiet unseres Landes entwickelt. Weinheim, Ladenburg, Schwetzingen, Hockenheim, Wiesloch, Wall-

dorf, aber auch Eberbach, Meckesheim und neuerdings besonders Sinheim seien als kennzeichnende Beispiele genannt.

- Nach den Jahren des Wiederaufbaus in den wesentlichen Aufgabenbereichen Straßenbau, Berufsschulwesen, Sozial- und Jugendhilfe, hat jetzt eine neue Zeit für die Landkreise begonnen, nicht als Folge kommunaler Gebietsreformen, sondern als deren Voraussetzung. Die stationäre Krankenversorgung, der weitere Ausbau des beruflichen Schulwesens, die Einrichtung von Sonderschulen, die Abfallwirtschaft, die großen Probleme des Umweltschutzes, der Öffentliche

Personennahverkehr sind Aufgaben, die sich auf gemeindlicher Ebene nicht mehr erfüllen lassen.

- Dies betrachtet zeigt auch, daß sich der Rhein-Neckar-Kreis als ein Gebilde darstellt, das sich im Vergleich zu anderen baden-württembergischen Kreisen in einer besonderen Lage befindet. Der Kreis ist Teil des Rhein-Neckar-Raumes, dessen sozio-ökonomische Verflechtungen durch die Ländergrenzen zu Hessen und Rheinland-Pfalz zwar durchschnitten, aber nicht unterbrochen sind. Daß es unter diesen geographischen und landespolitischen Gegebenheiten erforderlich war, unter deutlichem Abweichen von den landesdurchschnittlichen Richtwerten einen starken Landkreis zu bilden, der zusammen mit seinen Gemeinden ein gewichtiger Partner der Großstädte Mannheim und Heidelberg ist, war, gemessen auch an den kreisreformierten Zielsetzungen, konsequent und im Blick auf die Entwicklung der vergangenen Jahre erfolgreich.

Das Beispiel einer als regionale Gemeinschaftsaufgabe verstandenen Einrichtung auf dem Schulsektor, der Sonderschule für körperbehinderte Kinder und Jugendliche in der alten Römerstadt Ladenburg, mag das Zusammenspiel der beteiligten Gebietskörperschaften über die Landesgrenzen hinaus verdeutlichen. Mitte 1978 wurde die nach modernsten Gesichtspunkten konzipierte Sonderschule in Betrieb genommen, an deren Finanzierung sich die Städte Heidelberg, Mannheim, der hessische Landkreis Bergstraße und der Rhein-Neckar-Kreis im Verhältnis der jeweiligen Schülerzahlen beteiligten und deren Trägerschaft beim Rhein-Neckar-Kreis liegt.

- Die Frage nach der Integration des neuen Kreises hat sich durch die Entwicklung selbst beantwortet. Natürlich hat die „normative Kraft des Faktischen“ dazu

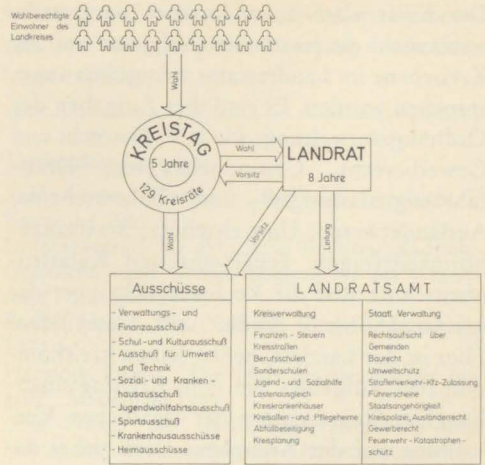
beigetragen, daß sich der Kreis immer mehr als Einheit und Mittelpunkt seiner Gemeinden und der Kreisbevölkerung empfindet. Viele Verbände und Organisationen und die politischen Parteien haben sich auf der Kreisebene organisiert und tragen zur Gemeinsamkeit bei. Mit zur besseren Integration des Kreises hätte sicher auch beigetragen, wenn für die rd. 265 000 Kraftfahrzeuge im Kreisgebiet das einheitliche Kennzeichen „RNK“ zugestanden worden wäre. Namen sind in diesem Zusammenhang als „Erkennungsmarke“ des Kreises nicht belanglos. So ist eben im Kreis (noch) das Kennzeichen der Stadt zu führen, in der der Kreis mit seiner Behörde, dem Landratsamt, seinen Sitz hat, nämlich HD (Heidelberg).

- Ohne Zweifel ist im Gefolge der Kreisreform das innere kreiskommunale Gefüge in Bewegung geraten. Wenn der Kreistag des Rhein-Neckar-Kreises mit 129 Mitgliedern und mehreren beratenden und beschließenden Ausschüssen kommunalpolitische Arbeit leistet, dann kann gewiß von einer „Parlamentarisierung“ der nach dem gesetzlichen Leitbild als Verwaltungsorgan ausgebildeten Gremien gesprochen werden. Es ist dies eine die demokratischen Entscheidungsabläufe auch durch die Fraktionsarbeit „vor Ort“ belebende Entwicklung, die im Grunde zu begrüßen ist in einer Zeit, in der die Bürger an der Effektivität und Glaubwürdigkeit von Kommunen und Behörden bisweilen Zweifel hegen. Die Größe des Kreistags muß hingenommen werden, denn nur so ist eine breite Repräsentation der gesamten Kreisbevölkerung gesichert. Die Vertretung von Bürgermeistern im Kreistag ist aus sachlichen Gründen nicht entbehrlich, jedenfalls solange deren Zahl nicht überhand nimmt; eine „Inkompatibilität“ sollte es unter diesen Umständen nicht geben. Ein wirkliches Problem ist die Tatsache, daß die Zahl der öffentlichen Bediensteten im Kreistag

zu hoch, die der freien Berufe zu gering ist.

- Die Gemeindegebietsreform hat zum 1. Januar 1975 in den zwei Jahre zuvor eingerichteten Großkreisen starke und leistungsfähige Gemeinden geschaffen. Die Beziehungen zwischen dem Landkreis und seinen Städten und Gemeinden haben durch die Reform nicht gelitten, haben aber eine neue Dimension erhalten, die auf die Erfüllung der gegeneinander abgegrenzten Aufgaben ebenso wie der gemeinsamen und der vom Kreis subsidiär bzw. mittelbar zu erledigenden Aufgaben befruchtend gewirkt hat. Das vielfach zu beobachtende neue Selbstbewußtsein der Gemeinden ist zu begrüßen; dabei sind die Gemeinden auf einen finanz- und verwaltungsstarken Kreis weiterhin angewiesen. Der Kreis ist mehr als die Summe seiner Gemeinden; er ist nur zum Teil Gemeindeverband, mehr aber Gebietskörperschaft mit unmittelbarem Bezug zu den Kreiseinwohnern.

Der Weg der Kreise von der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu badisch-großherzoglichen Zeiten und begrenzten Aufgaben bis zu den heutigen Kreisen als Gebietskörperschaften mit umfassenden überörtlichen Aufgaben macht deutlich, daß die Kreise keine lediglich rationalen, aus landespolitischen Überlegungen zur Disposition des Gesetzgebers stehenden Gebilde sind. Die Aufgabe bleibt, sie mit Inhalt und Leben zu erfüllen, damit Gemeinsames wächst, was mit dem Begriff „Kreisbewußtsein“ leichter zu beschreiben als herzustellen ist. Dieses Kreisbewußtsein zu entwickeln ist insbesondere für großstadtnahe Kreise immer ein Problem gewesen. Während der „Bürger“ seine Gemeinde unmittelbar erlebt — aber auch das hat heute seine Grenzen — und lokalbezogene Kommunalpolitik möglich ist, ist das Interesse des „Kreiseinwohners“ örtlich begrenzt. Den Sinsheimer Raum interessiert eben nicht so sehr, ob in Weinheim ein Kreiskrankenhaus



Kreisrat, Landrat

gebaut wird, zumal in Sinsheim bereits eines steht. Ähnliches gilt für die Berufsschulzentren, die Sonderschulen und die Heime. Es ist deshalb die Aufgabe, bürgerschaftliche Teilhabe in den jeweiligen Bereichen zu aktivieren, als besonderes Anliegen kreiskommunaler Demokratie. Im übrigen haben sich Aufgaben kommunaler Infrastruktur und Daseinsvorsorge — wie bereits dargestellt — immer stärker auf die Kreisebene verlagert, wenn nochmals die neuen großen Bereiche Umweltschutz, Abfallwirtschaft, Öffentlicher Personennahverkehr genannt werden sollen, oder die vom Kreis geförderten Einrichtungen wie Volkshochschulen, Jugendmusikschulen, Sozialstationen, die Sportförderung und die Jugendpflegemaßnahmen flächendeckend heute vorhanden sind. Sicher bedarf es auch einer stärkeren Öffentlichkeitsarbeit, um die Kreiseinwohner besser zu informieren. Im Vergleich zu den Jahren vor der Kreisreform haben wir heute in den beiden großen Tageszeitungen unseres Raumes die „Großkreiseite“ in der Rhein-Neckar-Zeitung und die Seite „Aus der Nachbarschaft“ des Mannheimer Morgen, die über das Kreisgeschehen informieren.

Der Kreis wäre unvollkommen dargestellt, wenn nicht die staatlichen Aufgaben auf der Kreisebene im Landratsamt wenigstens angesprochen würden. Es sind dies Aufgaben der Ordnungsverwaltung, wie z. B. Baurecht und Gewerberecht, Gesundheitswesen, Kraftfahrzeugzulassungen und Führerscheine, Ausländerwesen, Umweltschutz, Staatsangehörigkeitsfragen, Feuerwehr und Katastrophenschutz und die Rechtsaufsicht über die kreisangehörigen Städte und Gemeinden. Hier ist der Landrat, neben seinen kreiskommunalen Aufgaben, ein vom Kreistag unabhängiger Repräsentant der staatlichen Verwaltung auf der Kreisebene. Daß dabei die staatlichen und die kreiskommunalen Interessen in Widerspruch miteinander geraten können, den es auszutragen gilt, wird deutlich am Beispiel der Landinanspruchnahme für kreiskommunale Zwecke des Straßenbaues oder der Abfallbeseitigung und der staatlichen Aufgabe, Natur und Landschaft zu schützen. Es liegt in der Natur des Amtes des Landrats, „Mittler zwischen Staats- und Selbstverwaltung“ zu sein. Das ist eine herkömmliche Formulierung. Heute kann man konkreter sagen, der Landrat ist politischer Wahlbeamter, ohne Parteipolitik zu betreiben, Erster Beamter der Verwaltung, ohne Bürokrat zu sein, Manager, ohne sich darin zu erschöpfen. Das vereinbar zu machen und Integrationskraft zu haben, um die heutigen Großkreise und die Administration zusammenzuführen, macht sein Amt in besonderer Weise anspruchsvoll. Er muß sensibel sein für die Ströme der Zeit und das Gespür haben für die untergründigen politischen Realitäten.

Der Kreis im regionalen Raum

Die Notwendigkeit regionaler Zusammenarbeit der kommunalen Gebietskörperschaften, der Städte und Kreise im Rhein-Neckar-Raum mit seinen 1,8 Millionen Einwohnern, ist heute zwingender denn je. Raumordnung, Energieversorgung, Schutz von Luft, Wasser und Boden, Öffentlicher Personennahver-

kehr und Abfallwirtschaft sind regionale Gemeinschaftsaufgaben, die über die Ländergrenzen hinweg nur gemeinsam erfüllt werden können. Immer mehr setzt sich die Erkenntnis durch, daß diese Probleme vom größeren Raum her zu beurteilen sind, nicht nur aus der Sicht der Großstädte in das benachbarte sogenannte „Umland“, nicht nur aus der Sicht der Kreise und ihrer Gemeinden. Aber dieser größere Rhein-Neckar-Raum, der von seinen natürlichen Gegebenheiten zu einer Einheit bestimmt ist, muß seit 180 Jahren in drei Bundesländern leben. Daran hat auch der Verfassungsauftrag in Artikel 29 des Grundgesetzes nichts geändert, der zwar bestimmt, das Bundesgebiet neu zu gliedern um zu gewährleisten, daß die Länder nach ihrer landsmannschaftlichen Verbundenheit, den geschichtlichen und kulturellen Zusammenhängen, der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit, sowie den Erfordernissen der Raumordnung und Landesplanung ihre Aufgaben wirksam erfüllen können. Aber diese Bestimmung ist im Jahre 1976 zu einer Kann-Bestimmung geworden und hat damit ihre ursprüngliche Verbindlichkeit verloren.

Also mußten andere Instrumente her, um ländergrenzüberschreitende Probleme zu lösen. Die kommunale Arbeitsgemeinschaft Rhein-Neckar, entstanden aus der Notwendigkeit und dem Willen zu regionaler Gemeinsamkeit, hat es zustande gebracht, daß die Bundesländer Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz und Hessen im Jahre 1969 einen Staatsvertrag abgeschlossen haben, der die Grundlage für den kommunalen Raumordnungsverband Rhein-Neckar von 1970 geschaffen hat.

Beruhend nicht zuletzt auf der kulturräumlichen Tradition der alten Kurpfalz ist es die Aufgabe des Raumordnungsverbandes, die durch die heutigen Ländergrenzen erschwerte Realisierung der Chancen des Rhein-Neckar-Raumes zu überwinden. Was auf den ersten Blick als unvollkommener Ersatz einer Länderneugliederung erscheinen

mag, nämlich lediglich einen Planungsverband zu schaffen, ohne Kompetenzen für den Vollzug der Planung, ist heute eine Institution der Städte, Gemeinden und Kreise geworden, in der Regionalpolitik gemacht wird; darin liegt das besondere Gewicht.

Wir erleben ähnliches auf dem Weg zu einem vereinten Europa, wo der Regionalgedanke eine große Zukunft hat, weil er zu enge Grenzen überwindet. Freilich bedarf dieser Gedanke noch einer eindeutigeren Definition von Verwaltungskompetenzen zwischen Staat und Gemeinden. Warum aber sollten sich nicht die Grenzen und zahlreichen Kompetenzen im Rhein-Neckar-Raum künftig einmal in der Einheit von Verwaltung, Planung und Finanzierung auflösen lassen. Das ist eine „reale Utopie“, ohne daß man die alte Kurpfalz wieder aufleben lassen wollte.

So sind die alten Landkreise über ihre engen Grenzen nicht nur räumlich, sondern auch von der Sachkompetenz her, weit hinausge-

wachsen und stehen heute zwischen Gemeinden und Ländern in die Ordnung des Staates fest eingefügt.

Verwendete Literatur:

- Rolf Gustav Haebler, „Badische Geschichte“. Karlsruhe 1951
Landeszentrale für Politische Bildung „Badische Geschichte vom Großherzogtum bis zur Gegenwart“. Stuttgart 1979
Rudolf Haas, „Die Pfalz am Rhein“. Mannheim 1974
Hansjörg Probst, „Die Pfalz als historischer Begriff“. Mannheim 1984
„Die Stadt- und Landkreise Heidelberg und Mannheim“ Band I, Amtliche Kreisbeschreibung. Staatliche Archivverwaltung Stuttgart 1966
Georg Christoph v. Unruh, „Der Kreis“. Köln, Berlin 1964
Georg Christoph v. Unruh, „Der Landrat“. Köln, Berlin 1966
„Vogteien, Ämter, Landkreise“ Band I und II. Landkreistag Baden-Württemberg. Stuttgart 1975
Heinrich Heffter, „Die Deutsche Selbstverwaltung im 19. Jahrhundert“. Stuttgart 1969
Reinhard Hendl, „Selbstverwaltung als Ordnungsprinzip“. Köln 1984

Der Rhein-Neckar-Raum

Eine Wirtschaftsanalyse

Otto Heinrich Kleinschmitt, Schwetzingen

Unter Rhein-Neckar-Raum wird der Wirtschaftsraum im Grenzbereich von Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz und Hessen mit dem Zentrum Mannheim—Ludwigshafen verstanden, der geographisch einen Teil der Oberrheinebene (etwa zwischen Speyer und Worms) darstellt.

Dieser Verdichtungsraum mit einer Einwohnerzahl von 1,7 Millionen Menschen ist Naturlandschaft und Metropole zugleich. Ein gut ausgebautes Verkehrsnetz schließt die einzelnen Teilbereiche eng zusammen. Industrie, Handel, Banken, Versicherungen und zahlreiche Großforschungs- und Bil-

dungseinrichtungen bieten ein breites Spektrum attraktiver Arbeitsplätze. Mit den renommierten „Planken“ in Mannheim, dem Fußgängerbereich in der Heidelberger Altstadt sowie Ludwigshafens moderner City stehen drei große urbane Einkaufszentren zur Verfügung, denen sich zahlreiche Verbrauchermärkte im Umfeld der Ansiedlungen zugesellen.

Die nachstehenden Zahlen sollen einige Größenordnungen verdeutlichen (Stand 1983). Die Zahlen für die Bundesrepublik Deutschland sind zum Vergleich daneben gesetzt.

	RNR	BRD
Bevölkerung in Tausend	1 753	61 651
Fläche in Quadrat- kilometer	3 328	248 690
Einwohner je Quadrat- kilometer	527	247
Industriebeschäftigte in Tausend	248	6 929
Industrieumsatz in Mio DM	53 851	1 282 400
Zahl der Einzelhandels- betriebe	11 054	405 840
Zahl der Großhandels- betriebe	2 930	108 669

Der Rhein-Neckar-Raum ist das sechstgrößte Ballungsgebiet der Bundesrepublik. Er besitzt die Eigentümlichkeit, daß er sich über drei Ländergrenzen hinweg erstreckt und daß sein wirtschaftliches Zentrum, gebildet durch die Städte Mannheim und Ludwigshafen, nicht nur der Rheinstrom, sondern auch eine Ländergrenze trennt. Diese politische Zergliederung ist spürbar. Schwerwiegende Nachteile bringt sie jedoch nicht mit sich.

Bis zum Jahre 1801 gehörte der Raum links und rechts des Rheins zum Gebiet der Kurpfalz. Die damalige kulturelle und wirtschaftliche Einheit hat sich bis in die Gegenwart erhalten und hat sich als Folge der industriellen Entwicklung eher gefestigt. In neuerer Zeit wurde mit dem Raumordnungsverband Rhein-Neckar ein Instrument geschaffen, das es ermöglicht, Ländergrenzen übergreifende Planungen, insbesondere im Verkehrswesen und auf dem Felde der Ökologie zu entwickeln und in die Tat umzusetzen.

Für die wirtschaftliche Entwicklung und Bedeutung des Rhein-Neckar-Raums ist — da Bodenschätze und natürliche Ressourcen fehlen — seine Lage im Mündungsgebiet von Neckar und am Rhein von ebenso großer Wichtigkeit wie seine günstige Verkehrslage. Die Entwicklung von Industrie und Handel in der Region ging von Mannheim aus. Mit

dem Ausbau seiner Häfen im vergangenen Jahrhundert wurde Mannheim zum bedeutendsten Verkehrs- und Handelsplatz des Oberrheingebietes. Heute umfassen die Mannheimer Häfen drei Stromhäfen und sechzehn Hafenbecken mit einer Gesamtfläche von über dreizehn Quadratkilometern und mit einer Uferlänge von fast fünfundfünfzig Kilometern. Der Mannheimer Hafen gehört zu den größten Binnenhäfen Europas, der sich durchaus mit manchem Seehafen vergleichen kann. Die Hafenanlagen auf der Ludwigshafener Rheinseite stehen an Ausdehnung hinter den Mannheimer Anlagen zurück. Sie sind jedoch besonders für den Umschlag von Massengütern von Gewicht. Beide Häfen zusammen bewältigen einen Umschlag von mehr als siebzehn Millionen Tonnen jährlich. Kleinere Häfen sind in Speyer und in Worms zu finden. Damit ist der Rhein-Neckar-Raum unmittelbar an die europäischen Binnenwasserstraßen angeschlossen.

Neben den Wasserwegen sind es vor allem gute Straßen- und Eisenbahnverbindungen — also eine gute Verkehrslage — die in vieler Hinsicht Vorteile bringen. Auch die Nähe eines großen Verkehrsflughafens gehört hierher. Mehrere Nord-Süd- und Ost-West-Autobahnen treffen im Rhein-Neckar-Raum zusammen. Diese überaus vorteilhafte Einbindung in das Autobahnnetz macht die Region zu einem Dreh- und Angelpunkt innerhalb des europäischen Fernstraßensystems. Darüberhinaus leistet sie auch einen Beitrag zum Nahverkehr. Denn die den Raum durchquerenden Fernstraßen fügen sich mit den zahlreichen Autobahnen des Nahbereichs und den gut ausgebauten Bundesstraßen zu einem dichten Verkehrsnetz zusammen. Allein hundertvierzigtausend Menschen pendeln täglich zwischen ihrem Wohnort und dem Industriezentrum Mannheim — Ludwigshafen; sie brauchen leistungsfähige öffentliche Verkehrsmittel und Straßen, die einen störungsfreien Fluß des Regionalverkehrs gewährleisten. Ebenso optimal wie das

Straßennetz ist der Raum in den Schienenverkehr eingebunden. Mannheim ist einer der fünf großen Intercity-Knotenpunkte der Bundesbahn. Vierunddreißig Intercity-Zugpaare berühren jeden Tag den Mannheimer Hauptbahnhof, die Hälfte davon auch Heidelberg. Noch attraktiver wird das Verkehrsangebot, wenn die Schnellbahnstrecke Mannheim—Stuttgart fertiggestellt sein wird. Zu den Paradenstücken der Deutschen Bundesbahn gehört der Mannheimer Rangierbahnhof. Auf dem knapp sechs Kilometer langen und bis zu fünfhundert Meter breiten Geleissystem werden täglich zwischen neun- und zwölftausend Waggons auf den richtigen Schienenweg gebracht. Nur wenig mehr als eine halbe Stunde fährt man zum internationalen Flughafen Rhein-Main. Dem privaten Luftverkehr stehen in Mannheim, Speyer, Worms und Neustadt vier Landeplätze innerhalb der Region zur Verfügung. Die Großstädte Mannheim und Ludwigshafen, die das wirtschaftliche Zentrum des Rhein-Neckar-Raumes bilden — wegen seiner Schlüsselstellung aber vor allem Mannheim — ziehen bei einer Darstellung der wirtschaftlichen Gegebenheiten in erster Linie den Blick auf sich.

Im Mannheimer Wirtschaftsleben ist die Industrie nach der Zahl der Beschäftigten und nach dem Umsatz der wichtigste Zweig. Die Elektroindustrie weist den größten Umsatz der Gruppen auf. Wie in den meisten Zweigen überwiegen hier die Großbetriebe. An erster Stelle steht Brown, Boverie & Cie AG (BBC). Die übrigen Elektro-Großfirmen Siemens, AEG, Standard-Elektrik Lorenz sind mit größeren Zweigbetrieben, Konstruktions- und Verkaufsbüros vertreten, während die Kabel- und Lackdrahtfabriken (früher Süddeutsche Kabelwerke) hier Hauptsitz und Produktionsstätten haben.

Den zweitgrößten Umsatz erzielt die Gruppe Maschinen und Fahrzeuge. Meistens handelt es sich um Großbetriebe, wie zum Beispiel den Lastwagen- und Omnibusbau des Werkes der Daimler-Benz AG. Die Motoren-

werke Mannheim sind führend im Bau von Dieselmotoren. Der Landmaschinenbau erreichte durch Heinrich Lanz weltweite Bedeutung; heute steht der Bereich unter amerikanischer Leitung und trägt den Namen Deere & Company. Als Großbetriebe sind weiter Bopp & Reuter (Armaturen) und Vögele (Baumaschinen) zu nennen. Die Fulina-Werke, Drais-Werke sowie Seitz-Enzinger-Noll Maschinenbau stellen neben einer Reihe mittlerer und kleinerer Unternehmen Spezialmaschinen und Apparate her.

Nachdem die 1865 in Mannheim gegründete Badische Anilin- und Sodafabrik (BASF) ihren Betrieb in Ludwigshafen aufgebaut hat, ist im Industriezweig Chemie in Mannheim die pharmazeutische Firma Boehringer GmbH zu nennen. Seifen und Reinigungsmittel aller Art erzeugt die zum englischen Unilever-Konzern zählende Lever Sunlicht GmbH. Chemische Grundstoffe, Bauschutzmittel und Anstrichmittel werden von der Niederlassung der Th. Goldschmidt AG produziert. Die auf der Friesenheimer Insel 1964 errichtete Erdölraffinerie stellt aus Rohöl Treibstoffe und Heizöl her. Die Schildkröt Sportartikel GmbH, vormals Rheinische Gummi- und Zelluloidfabrik, liefert Artikel für Freizeit und Sport.

In der Gruppe Ernährung spielen die in Ludwigshafen angesiedelten Großmühlen eine wichtige Rolle. Hier sind auch die Ölmühlen und die Union Deutsche Lebensmittel-Werke GmbH, vormals Margarine-Union Hamburg zu nennen. Die Hauptverwaltung der Süddeutschen Zucker AG befindet sich in Mannheim, während ihre Zuckerfabriken über ganz Süddeutschland verstreut sind.

Innerhalb der Getränke spielt das Brauergewerbe eine bedeutende Rolle. In Mannheim sind Eichbaum-Brauereien AG und Brauerei Habereckl ansässig, letztere eine Tochterfirma der Binding-Brauerei AG in Frankfurt/M. Außerhalb Mannheims gibt es Brauereien in Heidelberg, Schwetzingen/Plankstadt, Leimen, Bellheim. Die Milchzentrale Mannheim—Heidelberg hat ihren Ein-

zugsbereich bis nach Sinsheim, Mosbach, Buchen und Tauberbischofsheim.

Unter den Bauunternehmen sind Bilfinger & Berger und die Niederlassung von Philipp Holzmann AG von internationaler Bedeutung.

Zur Papiererzeugung zählt das Werk Waldhof der Papierwerke Waldhof-Aschaffenburg AG. Dort werden Zellstoff und Papier zu vielerlei Verwendungszwecken produziert. Das Werk wurde 1979 zu einer selbständigen Aktiengesellschaft im Rahmen von PWA umgestaltet und spezialisiert sich mehr und mehr auf Hygieneartikel und Zellstoff. Ein zweites Werk dieser Gesellschaft erzeugt in Rheinau Wellpappe und Faltkisten.

Beim Handwerk sind zwar manche Zweige infolge der industriellen Entwicklung der letzten Jahrzehnte verschwunden oder nur noch von geringer Bedeutung. Dafür nehmen aber andere immer größeren Umfang an. Die bei der Handwerkszählung 1977 erfaßten rund 2300 Mannheimer Handwerksbetriebe hatten über vierundzwanzigtausend Beschäftigte und 1976 einen Jahresumsatz von über 1,6 Millionen Deutsche Mark.

Begünstigt durch den Wassertransport und die Lagermöglichkeiten im Mannheimer Hafen hat der Großhandel mit Massengütern seine Bedeutung erhalten. In erster Linie sind Brennstoffe zu nennen, Kohle und Öl. Hinzu kommen Eisen und andere Metalle, Getreide, Futter- und Düngemittel. Insgesamt umfaßt der Handel mit diesen Massengütern etwa zwei Drittel des gesamten Großhandelsumsatzes. Weitere bedeutende Sparten sind der Großhandel mit Fahrzeugen, Maschinen, tropischen Hölzern, Nahrungs- und Genußmitteln, Tabak, aber auch anderen Konsumgütern. Zur Bedienung und Ausnutzung der großen Hafenanlagen sowie zur Abwicklung des Güterumschlags mit Eisenbahn und Lastkraftwagen haben hier mehrere Binnenschiffahrts-Gesellschaften ihren Sitz oder sind durch Zweigniederlassungen vertreten. Leistungsfähige Speditionen und das Lagergeschäft betreibende Firmen haben

sich besonders im Hafengelände entwickelt. Die Rhenania-Schiffahrts- und Speditions GmbH hat ihren Hauptsitz in Mannheim. Daneben sind in- und ausländische Schiffahrts- und Speditions Gesellschaften durch Niederlassungen vertreten. Außerdem spielt die Partikulierschiffahrt (Einzelunternehmen) eine nicht unbedeutende Rolle.

Eine Einrichtung mit langer Tradition und überregionaler Bedeutung ist die Mannheimer Produktenbörse. Dort werden u. a. die Preise für Getreide, Futtermittel und Eier, aber auch von Heizöl notiert.

In den rund zweitausend Betrieben des Mannheimer Einzelhandels sind siebzehntausend Personen beschäftigt. Der Einzelhandelsumsatz belief sich 1982 auf 1,9 Milliarden Deutsche Mark. Dabei sind die großen Filialbetriebe, deren Umsätze am Ort ihrer Hauptniederlassung erfaßt werden, nicht berücksichtigt. Über 90 v. H. der Einzelhandelsfirmen sind Kleinbetriebe mit weniger als zehn Beschäftigten. Nur fünfzehn Großbetriebe beschäftigen jeweils mehr als hundert Arbeitnehmer. Waren- und Kaufhäuser (Hertie, Horten, Karstadt, Kaufhof) und Bekleidungshäuser (C. & A. Brenninkmeyer, Engelhorn & Sturm, Mages, Peek & Cloppenburg) sind in diesem Zusammenhang zu nennen. Dazu kommt eine große Anzahl bedeutender Fachgeschäfte, vor allem an den Planken, der Breiten Straße und der Kunststraße, dem Kaiserring und dem Friedrichsring sowie in der sogenannten „Freßgasse“. Sie alle tragen zu dem Ruf Mannheims als Einkaufszentrum bei. Ähnliches gilt für die Großstädte Heidelberg und Ludwigshafen.

Einzelhandelsgeschäfte mit differenziertem und hochwertigem Angebot finden sich nicht nur in den großen Städten des Rhein-Neckar-Raums sondern auch in den Mittel- und Kleinzentren, wo mit der Errichtung von attraktiven Fußgängerzonen und der Bereitstellung von ausreichenden Parkplätzen sehr gute Einkaufsmöglichkeiten geschaffen worden sind.

Eine wichtige Rolle beim Lebensmittelhandel und beim Einzelhandel spielen die Filialgeschäfte von Verkaufsketten. Die Entwicklung führt zur Konzentration mit der gleichzeitig die Umwandlung vieler Geschäfte zu Selbstbedienungsläden einhergeht. Ein weiterer Strukturwandel vollzieht sich durch die Erstellung neuer Einkaufszentren am Stadtrand „auf der grünen Wiese“.

In der modernen Wirtschaft spielen die Kreditinstitute eine wichtige Rolle als Kapital-sammel- und -verteilungsstellen. Dazu kommen Dienstleistungen verschiedener Art, ohne die Handwerk, Industrie und Handel sich nicht zur heutigen Ausdehnung hätten entwickeln können. Mannheim war schon im 19. Jahrhundert ein führender Bankplatz Südwestdeutschlands. Diese Stellung hat sich bis heute erhalten. Allerdings sind an die Stelle selbständiger einheimischer Institute weitgehend Filialen von Großbanken getreten. Neben der Städtischen Sparkasse hat die Badische Kommunale Landesbank (Hauptsitz Mannheim) ihre Stellung ausgebaut. Die Rheinische Hypothekenbank, ursprünglich für den ländlichen und städtischen Grundstücks-kredit Badens gegründet, hat ihre Tätigkeit über das Bundesgebiet ausgedehnt und ihre Hauptverwaltung nach Frankfurt/Main verlegt. Die 1870 in Mannheim errichtete Badische Bank (jetzt Baden-Württembergische Bank) unterhält Filialen im ganzen Bereich des Landes. Großbanken, deren Mannheimer Filialen teilweise Kopfstellen für ihre Niederlassungen im gesamten Rhein-Neckar-Raum und darüberhinaus wurden, sind in alphabetischer Reihenfolge: Bank für Gemeinwirtschaft, Bayerische Hypotheken- und Wechselbank, Bankhaus Bessel GmbH, Commerzbank, Deutsche Bank, Dresdner Bank und Volksbank. Neben den genannten Banken gibt es im Rhein-Neckar-Raum zahlreiche örtliche Sparkassen und Kreditgenossenschaften, die ihre Kundschaft in der Regel im nahen Umkreis haben.

Im Versicherungswesen spielt die Gruppe der Mannheimer Versicherungsgesellschaft-

ten eine besondere Rolle. Neben ihr bestehen Niederlassungen, Vertretungen und Agenturen auswärtiger Gesellschaften.

Bereits in den dreißiger Jahren versorgte das Großkraftwerk Mannheim zahlreiche Industriebetriebe mit Ferndampf. Ende der fünfziger Jahre nahm man zusätzlich die Belieferung mit Heizwasser auf. Heute deckt die vom Großkraftwerk und von der Müllverbrennungsanlage gelieferte Fernwärme schon über ein Drittel des Raumwärmebedarfs in Mannheim. Diese in der Bundesrepublik führende Stellung auf dem Gebiet der Fernwärmeversorgung soll in den nächsten Jahren noch ausgebaut werden, was zu erheblichen Energieeinsparungen, zur Verbesserung der Luftqualität und zu hoher Versorgungssicherheit führt.

Nicht zu unterschätzen ist die Bedeutung von neuen Kommunikationstechniken. Mannheim ist eine der ersten Städte im Bundesgebiet, in der die Post ISDN-Inselbetriebe unterhält, digitale Schmalbandkabelnetze, über die sämtliche Dienste der modernen Individualkommunikation abgewickelt werden können. Eine Schrittmacherverrolle hat der Raum auch auf dem Feld des Kabelfernsehens. Während in Mannheim Zeitungsverlage und öffentlichrechtliche Anstalten gemeinsam ein lokales TV-Programm gestalten, bieten im Rahmen des Ludwigshafener Kabelpilotprojekts erstmals in Deutschland private Veranstalter in eigener Verantwortung Fernsehprogramme an. Sie erreichen die gesamte Vorderpfalz.

Neben mehreren europäischen Erdgasleitungen und Produktenpipelines erreichen auch die großen Erdölpipelines aus Marseille, Triest und Genua den Rhein-Neckar-Raum. Das umweltfreundliche Erdgas steht in vielen Gemeinden des Raumes zur Verfügung.

Wenn Mannheim auch als wirtschaftlicher Schwerpunkt des Rhein-Neckar-Raumes anzusehen ist, so stellt es doch nur einen Teil dieses Raumes dar. Zur Chemiemetropole entwickelte sich das linksrheinische Ludwigshafen, wo sich 1865 die Badische Anilin- &

Sodafabrik (BASF) ansiedelte. Die BASF ist ein Chemieunternehmen von internationalem Zuschnitt, das mit über hunderttausend Beschäftigten und vielen Beteiligungsgesellschaften im In- und Ausland weltweite Bedeutung besitzt. Wichtige Produkte sind: Kunststoffe, Fasern und Faservorprodukte, Dispersionen und Leimharze, Lacke und Lackrohstoffe, Produkte für die Landwirtschaft, Pharmazeutika, BASF-Magnetträger, Katalysatoren, Chemikalien und Grundprodukte. In Ludwigshafen haben auch die Firmen Grünzweig & Hartmann (Isolierstoffherstellung und Isoliertechnik) und Benckiser (Chemische Produkte) ihren Sitz; letztere besitzt weiträumige Produktionsanlagen in Ladenburg/Neckar. Das linksrheinische Frankenthal beherbergt mit dem Pumpenhersteller Klein, Schanzlin & Becker (KSB), den Pergulanwerken und der Firma Kühnle,

Kopp & Kausch (KKK) u. a. Hersteller von Turboladern, ebenfalls Hersteller von europäischem Rang. Aus einer Gerberei ging in Weinheim an der Bergstraße die heute breit diversifizierte, international tätige Unternehmensgruppe Freudenberg hervor. Ähnlich klein begann auch die 1850 gegründete Schnellpressenfabrik in Heidelberg, inzwischen unter dem Namen Heidelberger Druckmaschinen weltweit ein Begriff. Heidelberg ist ferner Sitz der Kraftanlagen AG und der Heidelberger Zement AG. Eine leistungsstarke Industrie findet sich auch in Worms sowie in Speyer mit den Firmen Siemens AG und Messerschmidt-Bölkow-Blohm (MBB) als bedeutender Vertreter der deutschen Flugzeugindustrie. Neustadt an der Weinstraße besitzt eine bedeutende Papierindustrie.

Auch in vielen kleineren Orten des Rhein-



Hotel Adler-Post

Ringhotel Schwetzingen

Sammlerbest seit 1840



Samilien Ruffler-Höfer

Schloßstraße 3 · 6830 Schwetzingen · ☎ (06202) 10036-37

Die gute Adresse für alle Anlässe

Führendes Haus
mit allem Komfort -
Appartement - TV -
Wohnhalle mit Kamin -
Räume für Tagungen
und Feierlichkeiten -
Französische sowie
regionale Küche -
Party-Service

Neckar-Raumes hat sich Industrie angesiedelt. Mittlerweile ist der gesamte Raum aufgrund seiner günstigen und vielseitigen Verkehrsverbindungen zu einer Region mit hoher Standortqualität geworden. Kaum eine Branche, die hier nicht vertreten ist. Zu den alteingesessenen Firmen kommen immer weitere hinzu. Denn gute Standortbedingungen bedeuten auch Entwicklungschancen für die Zukunft. So machen sich immer wieder neue Unternehmen mit neuen Ideen die Vorteile des Wirtschaftsraumes zunutze. Interessante Standorte in der Region bieten günstig gelegenes Gelände und qualifizierte Arbeitskräfte. Das gilt nicht zuletzt für mittelständische Unternehmen. Die hier angesiedelten Unternehmen haben Zugang zu einer breitgefächerten Industrie und vielen Handwerksbetrieben. Darüberhinaus erreichen sie mit einem Aktionsradius von fünfzig Kilometern weitere wichtige Industriestandorte Südwestdeutschlands. Eine weitere Voraussetzung für die Attraktivität des Industriestandorts Rhein-Neckar schafft das dichte Geflecht von Zulieferbetrieben im Raum; auch sie sind häufig mittelständischen Charakters. Heidelberg — mit seiner 1386 gegründeten Ruperto-Carola die älteste Universitätsstadt Deutschlands — ist heute eines der größten Forschungszentren in Europa. In enger Verbindung mit der Universität arbeiten hier u. a. das Deutsche Krebsforschungszentrum, das Europäische Laboratorium für Molekularbiologie, das Zentrum für Molekularbiologie und vier Max-Planck-Institute (für Astronomie, für Kernphysik, für medizinische Forschung, für Völkerrecht). Ein „Technologie-Park“ soll dieses Forschungspotential auch für die Wirtschaft nutzbar machen. In privaten Unternehmen entwickeln Wissenschaftler gemeinsam mit Praktikern der Industrie aus Ergebnissen der Grundlagenforschung neue Produkte und Verfahren, vorzugsweise auf den Gebieten der Biowissenschaften und der Physik. Wo sich soviel Großforschung konzentriert, ist auch ein natürlicher Standort für das Ver-

lagswesen. Eine Reihe von Wissenschaftsverlagen ist in Heidelberg und Umgebung angesiedelt, u. a. beispielsweise der internationale Springer-Verlag, die Verlagsgruppe Dr. Hüthig sowie der Weinheimer Chemie-Verlag. In Mannheim hat seit 1963 das Bibliographische Institut seinen Sitz. Zu seinem Verlagsprogramm zählen die Meyer-Nachschlagewerke und der in enger Zusammenarbeit mit dem Mannheimer Institut für Deutsche Sprache herausgegebene „Duden“.

Durch Vielfalt zeichnet sich auch die Presse-Landschaft aus. Mit dem „Mannheimer Morgen“, der Ludwigshafener „Rheinpfalz“ und der in Heidelberg erscheinenden „Rhein-Neckar-Zeitung“ gibt es im Raum drei unabhängige Tageszeitungen von überregionalem Gewicht nebst Presseerzeugnissen von eher lokalem Zuschnitt.

Auch der Fremdenverkehr stellt eine nicht unbedeutende Erwerbsquelle dar. Wenn der Rhein-Neckar-Raum auch kein ausgesprochenes Fremdenverkehrsgebiet ist, so besitzt er mit Heidelberg und seinen Sehenswürdigkeiten, mit dem Schloßgarten und den Festspielen in Schwetzingen sowie mit den Domen in Speyer und Worms einiges, was viele fremde Besucher anlockt. In diesen Zusammenhang gehören auch der Hockenheim-Ring, der Holiday-Park in Haßloch und Großveranstaltungen, wie der Maimarkt in Mannheim mit fünfhunderttausend Besuchern, das Brezelfest in Speyer, die Backfischfeste in Worms und Ketsch, der Dürkheimer Wurstmarkt. Der Mannheimer Rosengarten ist ein modernes Zentrum für Kongresse und Veranstaltungen, das sich für Tagungen jeder Größenordnung eignet. Als Tagungsorte bieten sich auch Heidelberg mit seiner Stadthalle, Ludwigshafen mit dem Pfalzbau, Bad Dürkheim mit dem Kurhaus und Schwetzingen mit seinen festlichen Räumen und dem Rokokotheater im Schloß an. Das milde Klima der Rheinebene und die recht guten, wenn auch unterschiedlichen Bodenverhältnisse begünstigen die Landwirtschaft, die in der zweiten Hälfte des vorigen

Jahrhunderts noch die Haupteinverdienungsquelle der Bevölkerung im Rhein-Neckar-Raum war. Heute ist sie durch fortwährende Verluste an Nutzflächen infolge Überbauung, Errichtung von Verkehrswegen, Anlage von Freizeiteinrichtungen und anderes mehr in ihrer Lebensgrundlage bedroht. Der Strukturwandel in der Region tut ein übriges dazu, so daß die Zahl der Vollerwerbslandwirte zurückgeht. In der Rheinebene prägen ausgedehnte, künstlich bewässerte Intensivkulturen das Bild der Landschaft. Die Großmärkte der Pfalz in Maxdorf und Schifferstadt sowie an der Bergstraße in Heidelberg versorgen weite Teile der Bundesrepublik mit Frühgemüse und Obst. Eine Erwähnung verdient der Anbau von Handelsgewächsen wie Tabak und vor allem Spargel, die sich eng mit dem Namen Schwetzingen verknüpfen.

Der Rhein-Neckar-Raum bietet alles in allem gesehen das Bild einer Region mit ausge-

wogenen Verhältnissen. Er ist ein Raum, in dem sich leben, arbeiten und wirtschaften läßt, ein Raum, der sich trotz hoher Wirtschaftsdichte nicht als eintöniges Industriegebiet darstellt, sondern eine Landschaft von außergewöhnlicher Vielfalt und kulturellem Reichtum ist. Diese ausgewogenen Verhältnisse garantieren dem Rhein-Neckar-Raum auch in Zukunft Stabilität.

Literatur

Mannheimer Stadtkunde, Südwestdeutsche Verlagsanstalt Mannheim, 2. Auflage 1982

Gemeinsamer Wirtschaftsprospekt, getragen von den kreisfreien Städten und den Landkreisen im Rhein-Neckar-Raum, den Industrie- und Handelskammern für die Pfalz in Ludwigshafen sowie Rhein-Neckar in Mannheim und dem Raumordnungsverband Rhein-Neckar, Mannheim 1985

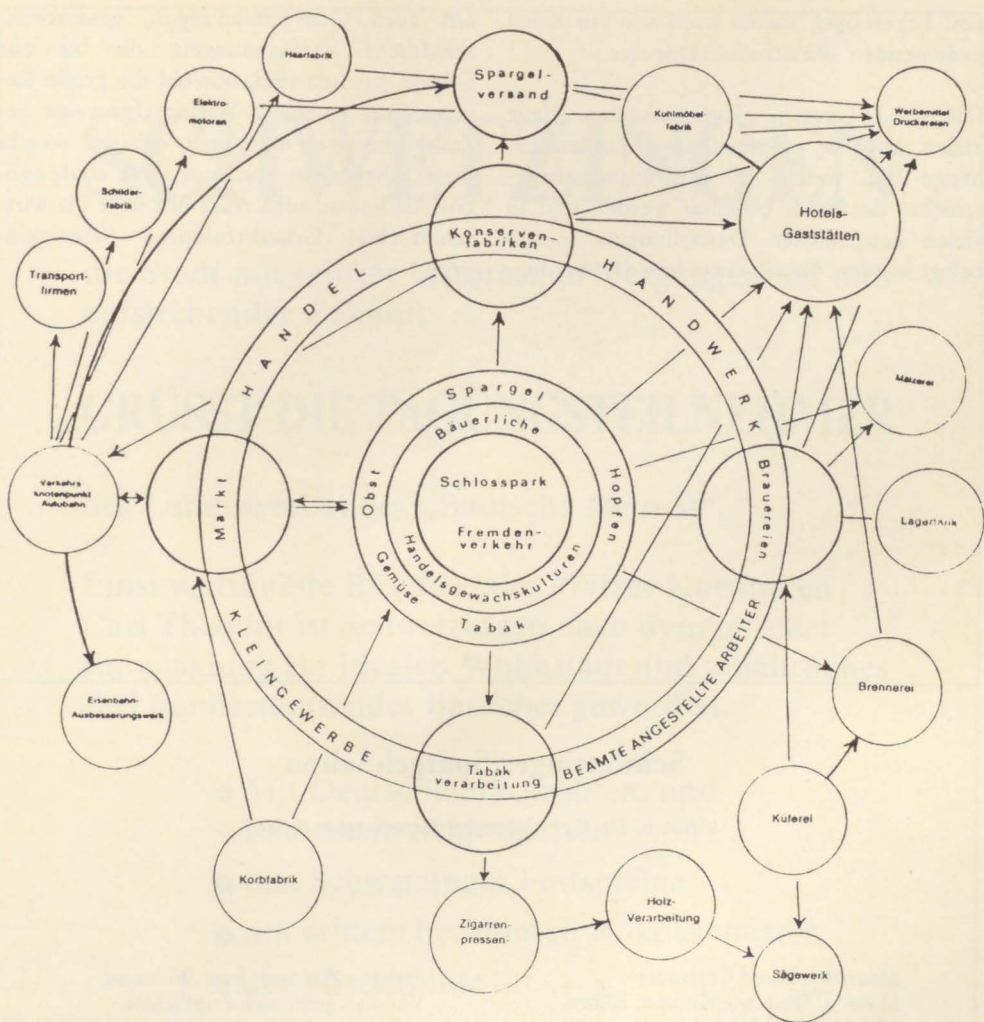
Zahlen und Daten aus dem Bezirk der IHK Rhein-Neckar, Ausgabe 1984/85

Wirtschaftsdiagramm der Stadt Schwetzingen um 1900

Karl Wörn, Schwetzingen

Nahezu alle volks- und betriebswirtschaftlichen Entwicklungen, die sich im 19. und 20. Jahrhundert in der Stadt Schwetzingen entfalteten, lassen sich weitgehend auf die Kulturen der 3 Handelsgewächse Spargel, Tabak und Hopfen reduzieren, zu welchen noch in bescheidenerem Umfang Obst- und Gemüseanbau kamen. Vom Klima und den Bodenverhältnissen begünstigt, war der Anbau bald lohnender als die Vieh- und Weidewirtschaft im 17. und 18. Jahrhundert. Schon

zu Karl Ludwigs Zeiten (1632—1680) setzte die Kultivierung dieser Pflanzen am kurfürstlichen Hof, im kleinen, gärtnerisch genutzten „Schloßgarten“ zu Schwetzingen ein. Gewiß waren noch bedeutende agrarwirtschaftliche Strukturänderungen (Überwindung der Dreifelderwirtschaft, Hinwendung zum intensiven Ackerbau) zu durchlaufen, bis der Anbau für die Wirtschaft der Sommerresidenz die entscheidenden Akzente setzte.



Wirtschaftsdiagramm der Stadt Schwetzingen um 1900, dargestellt und erläutert von Karl Wörn
 (Aus: „Schwetzingen — Lebendige Stadt“, Schwetzingen, 1980, 3. Auflage, Seiten 102ff.)

Im Mittelpunkt des Diagramms befinden sich das Schloß, Schloßgarten und Park; der Fremdenverkehr ist darauf bezogen. In konzentrischen Kreisen fügen sich um diesen Kern zunächst — auch in der historischen Abfolge — die bäuerlichen Handelsgewächskulturen. Diese werden wechselwirkende Ursache für die industrielle Verwertung, etwa

die Gründung nachmals bedeutender Konservenfabriken, Zigarrenfabriken und Brauereien; die beiden letztgenannten Fabrikationszweige sind in Schwetzingen 1985 nicht mehr vertreten. Die Welde-Brauerei hat Plankstadt zum Standort gewählt. Industrielle Folgeansiedlungen von Fabriken, wie etwa die Pfadler-Werke zur Herstellung

von Lagertanks, stellen nach wie vor einen bedeutenden Wirtschaftsfaktor dar.

Die im Diagramm eingezeichneten Pfeile zielen auf die unmittelbaren Zusammenhänge hin, welche in der Wirtschaftsgeschichte der Stadt offenbar werden und in vielen betrieblichen Darstellungen einzeln belegt werden. Gewiß entstehen darüber hin-

aus auch Querverbindungen, gesamtwirtschaftliche Verflechtungen, die bis zur Stunde erhalten sind, obwohl die große Repräsentanz einzelner Wirtschaftszweige bedauerlicherweise nicht mehr existiert, so gibt dieses Diagramm doch auf seine eindringliche Art immer noch Auskunft über die wirtschaftlichen Grundstrukturen Schwetzingens.

Schwetzingener Spargel-Saison

Vision v. Dr. C. F. Schimper, Naturforscher, † 1867

Musedreck und Coriander!
Mann u. Weib wie Kraut u. Rüben.
Welch' ein zuchtlos durcheinander!
So den Spargelbau zu üben!

Also konnt' man früher sagen.
Aber jetzt ist Alles besser.
Hundert neue Felder tragen
Spargel für das Spargelmesser!
Blüht auch in den Spargelwochen
Unser Landheim bädermässig:
Alle laufen, stechen, kochen
Und die Fremden sind gefrässig.
All' die Weitgereisten kamen
Unserm Spargel hier zu Ehren,
Und es sind zumal die Damen
Unerschöpflich im Verzehren!

Haben meist auch feste Wohnung
Wo man gerne sich verpflichtet,
Dass für treffliche Belohnung
Spargel stets sind angerichtet.
Alles geht; ein Botaniker,
Sagt man hier, ist schuld gewesen,
Dass die Spargel dünner, dicker,
Recht nach dem Geschlecht verlesen.
Denn man weiss, auf unsern Feldern
Lassen wir die Strenge walten
Und die Lust nach Spargelgeldern
Werden wir noch lang behalten.

SCHWETZINGEN

die Stadt mit reicher historischer Vergangenheit und aufstrebender Zukunft

GRÜSST DIE TAGUNGSTEILNEHMER

des Landesverbandes „Badische Heimat“.

Einst verträumte Residenz des Pfälzer Kurfürsten Carl Theodor ist Schwetzingen nach dynamischer Entwicklung zur idealen Wohnstadt und alljährliches Ziel hunderttausender Besucher geworden.

- Mit Deutschlands größtem und schönstem Schloßgarten
- den Schwetzingen Festspielen
- mit seinem berühmten Rokokotheater
- der Fliederblüte
- mit der Schwetzingen Spargelsaison
- und mit seiner gelobten Gastronomie

ist Schwetzingen kultureller und kulinarischer Mittelpunkt zugleich.

STADTVERWALTUNG SCHWETZINGEN

Das Schwetzingen Schloß und die baulichen Anlagen im Schloßgarten

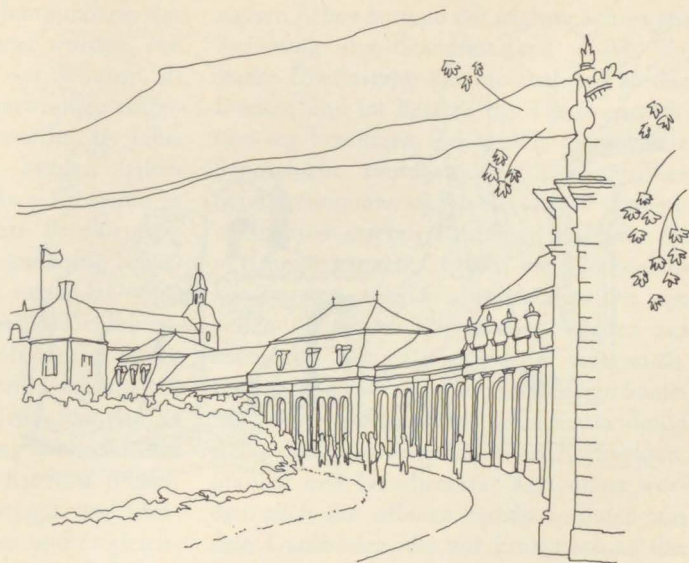
Gerhard Glockner,
Staatl. Hochbauamt Mannheim

Im folgenden Beitrag möchte der Verfasser, nun 30 Jahre im Bereich des Schwetzingen Schlosses als Architekt tätig, einmal die Bauaufgaben schildern, die sich nach dem 2. Weltkrieg der für die baulichen Angelegenheiten verantwortlichen Staatlichen Hochbauverwaltung stellten. Wenn man sich daran erinnert, daß nach Verlegung der Residenz von Mannheim nach München im Jahre 1778 das Interesse des Kurfürsten an Schwetzingen geschwunden war und die Geldmittel zur Unterhaltung des Schlosses und des Gartens drastisch gekürzt wurden, wenn man darüber hinaus in Betracht zieht, daß während des 19. Jahrhunderts die Schloßanlage nicht die erforderliche Beachtung fand, so ist es verständlich, daß der Zustand des Schlosses und der Bauten im Garten im Laufe der vielen Jahrzehnte sehr gelitten hatte. Erst in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts wurde das Badische Bezirksbauamt — das heute Staatliche Hochbauamt Mannheim — beauftragt, zumindest im Schloß und im Schloßtheater Renovierungsarbeiten durchzuführen. Während des 2. Weltkrieges war jedoch an weitere Baumaßnahmen in Schwetzingen nicht zu denken. So blieb es den Fachleuten unserer Generation vorbehalten, den historischen Bestand zu sichern, die wertvolle Substanz zu bewahren und das Vorgefundene mit Sorgfalt wieder herzustellen. Eine der wichtigsten Aufgaben war die Sanierung und Restaurierung des Schloßtheaters. Der Zustand hinsichtlich der Konstruktion und Feuersicherheit war mittlerweile so schlecht, eine rationelle Be-

spielung durch das Fehlen entsprechender Ausrüstung so eingeschränkt, daß eine grundlegende Erneuerung des betrieblichen Teiles sowie die Sanierung des historischen Bestandes vordringlich wurden.

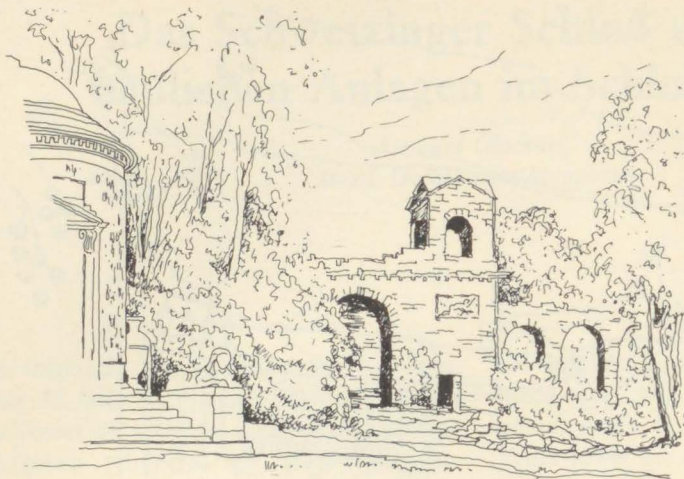
Nicolas de Pigage erhielt 1752 von Kurfürst Carl Theodor den Auftrag, einen Neubau für das Theater zu errichten. Daß bereits nach 10 Wochen Bauzeit Molières „Monsieur de Pourceaugnac“ im neuen Gebäude aufgeführt wurde, ist geschichtlich belegt. In welchem Bauzustand sich der Theaterraum damals allerdings befand, ist nirgends beschrieben. Im übrigen mußte das Haus in den folgenden Jahren mehrmals umgebaut und erweitert werden. Im 19. Jahrhundert ist das Theater nur noch selten bespielt worden. Nicht einmal als Sehenswürdigkeit konnte es noch gezeigt werden, da die Inneneinrichtung wegen fehlender Pflege und mangelnder Unterhaltung vermodert und verwaht war. Erst im Jahre 1937 wurden Baumaßnahmen durchgeführt, die einen gänzlichen Verfall dieses wertvollen Kulturdenkmals verhinderten. So konnte es denn auch während des 2. Weltkrieges Domizil für das Ensemble des Nationaltheaters Mannheim sein, nachdem der dortige Theaterbau durch Luftangriffe zerstört worden war. Nach dem Kriege war das Rokokotheater durch die Schwetzingen Festspiele zu einer Heimat für die musikalische und schauspielerische Kultur vornehmlich des 18. Jahrhunderts geworden. Die von den verantwortlichen Architekten des Bauamtes immer wieder vorgetragenen Bedenken über den Bauzustand des Gebäu-

Gerhard Glockner,
Schloßmittelbau und
südl. Zirkel



des blieben nicht ungehört. Nach Prüfung der Frage, ob das Theater zukünftig eventuell nur noch als Museum genutzt werden sollte, entschieden die Abgeordneten des Landtages, daß die Restaurierungen und Erweiterungen auf ein Volltheater, d. h. auf ein Theater, das allen bühnentechnischen Erfordernissen entspricht, auszurichten sind. Nach Beendigung der Festspiele 1971 wurde das Theater geschlossen und mit den Umbauarbeiten begonnen. Bereits bei Freilegung der Baukonstruktionen fand das Bauamt seine Auffassung über den schlechten Zustand des Gebäudes bestätigt. Es zeigten sich viele Mängel, die vorher nicht erkennbar gewesen waren und welche die Befürchtungen noch übertrafen. Das Bühnenhaus mußte abgebrochen werden. Es waren dabei besondere Schwierigkeiten zu überwinden, weil an dem alten Bestand des Zuschauerhauses nichts beschädigt oder geändert werden durfte. Nach dem Wiederaufbau öffnet sich heute wieder der große Bühnenraum hinter dem Bühnenportal in seiner früheren Größe und Proportion. Die Höhe des neuen Bühnenhauses wurde so konzipiert, daß die Ku-

lissen nicht mehr dubliert hochgezogen werden müssen. Dies erforderte eine Höherlegung des Schnürbodens. Trotzdem konnte durch eine geschickte Lösung die Höhe des Dachfirstes eingehalten werden, das äußere Erscheinungsbild wird nicht durch einen aufgesetzten Bühnenturm gestört. Unter anderem wurden die Garderobenräume erweitert und vor allem die Sicherheitseinrichtungen den feuerpolizeilichen Forderungen entsprechend eingebaut. Mit Baukosten von 9 Millionen DM wurde dieses historisch bedeutende Bauwerk vor dem Untergang bewahrt. Eine andere dringend notwendig gewordene Baumaßnahme war die Restaurierung des römischen Wasserkastells und der Aquädukte. Die um 1776 von Nicolas de Pigage und Friedrich Ludwig Sckell begonnene Anlage im ARBORICUM THEODORICUM, wie dieser Teil des Schloßgartens heißt, war im bedenklichen Zustand. Die künstlichen Ruinen, die seinerzeit die allmähliche Zerstörung des Geschaffenen durch die Natur darstellen sollten, waren im Laufe der Zeit zu echten Ruinen geworden. Der zum Bau verwendete Tuffstein, den Sckell in seinen „Bei-



Gerhard Glockner,
Im Arboretum Theodoricum

trägen zu bildenden Gartenkunst“ als „ruinös wirkend“ beschrieb, war zum großen Teil verwittert, die Standsicherheit der Bauwerke war nicht mehr gewährleistet. Nachdem in Zusammenarbeit mit den Gärtnern das Gemäuer von wucherndem Unterholz und dem tiefverwurzelten Efeu befreit war, konnten die Bauleute darangehen, mit aller Sorgfalt Kastell und Aquädukte von Grund auf zu sanieren. Neues Tuffsteinmaterial konnte nach längerer Suche aus einem Steinbruch im schwäbischen Gönningen bezogen werden. Die losen Steinschichten wurden befestigt, das Mauerwerk, soweit technisch möglich, gegen Feuchtigkeitseinflüsse geschützt. Gleichzeitig wurden die Ufer der Kanäle und des Weiher, in dem sich das Wasserkastell spiegelt, befestigt, Brücken und Wege erneuert, Bäume und Hecken neu gepflanzt. Insgesamt wird die wieder hergestellte Anlage in diesem Bereich des englischen Gartens als ein gutes und von Fachleuten anerkanntes Ergebnis einer Restaurierung angesehen.

Im Jahre 1973 wurde, etwas unbeachtet von der Öffentlichkeit, die Schloßkapelle wieder hergestellt. Sie liegt im nördlichen Flügelbau. Der schlichte Raum greift durch zwei Geschosse. Die zu Beginn des 18. Jahrhunderts

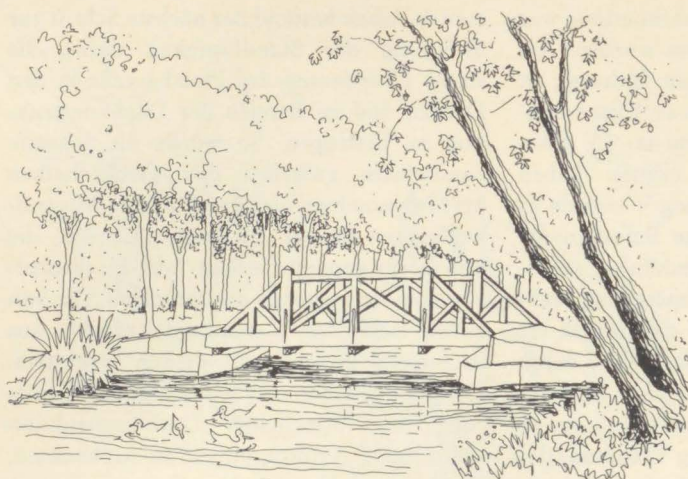
erbaute Barockkapelle war wohl nie ganz vollendet gewesen. So war durch den Wegzug Carl Theodors nach München schließlich die beabsichtigte Stukkatur an der Decke unterblieben. Nach Plänen von Friedrich Weinbrenner hat Georg Frommel im Jahre 1806 die Kapelle im Stile des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts umgebaut. Hauptmerkmale der damaligen Baumaßnahme war die Vergrößerung der Fürstengloge über die ganze Raumbreite, Öffnung des Zimmers über der Sakristei zur Aufnahme der Orgel, die Anordnung der Kanzel unter der Orgel und die Bemalung der gewölbten Decke. Die Orgel aus dem Jahre 1807 war sehr reparaturbedürftig. Da es aus dieser Zeit nur noch wenige Orgeln gibt und nach Untersuchungen durch Sachverständige noch alle Teile vorhanden waren, wurde das Instrument wieder spielbar gemacht. Heute steht die restaurierte Kapelle den Konfessionen der Stadt Schwetzingen für kirchliche Zwecke zur Verfügung.

Zu der zur Zeit laufenden Sanierung und Restaurierung des Schloßmittelbaues gehört das Wissen über die bewegte Geschichte dieser ehemaligen Tiefburg. Die erstmalige Erwähnung des Schlosses geht auf das Jahr

1350 zurück. Im Laufe der Jahrhunderte war das Schloß mehrmals zerstört worden. Am ältesten Teil des Schlosses, am Südturm, ist am verschiedenartigen Mauerwerk zu erkennen, daß das Gebäude bereits im 15. Jahrhundert großen Schaden erlitten haben mußte. Unter Kurfürst Ludwig V. wurde es wieder aufgebaut, verbesserte Befestigungsanlagen sollten das Schloß zukünftig schützen. Doch ein Jahrhundert später lag während des 30jährigen Krieges das Schloß erneut in Trümmer. Der Wiederaufbau durch Kurfürst Karl Ludwig war im Jahre 1658 abgeschlossen. Nur dreißig Jahre dauerte es bis zur nächsten Zerstörung während des Orléansschen Krieges, was Kurfürst Johann Wilhelm nicht hinderte, sein Jagd- und Sommerschloß erneut aufzubauen und es gleichzeitig durch die Neubauten der Schloßflügel und des Westteils des Schloßmittelbaues zu vergrößern. Insbesondere letzterer der Gartenseite zugewandte Teil des Schlosses ist es, der den Bauleuten in den vergangenen Jahren große Sorgen bereitete. Aufmerksam geworden waren die Architekten durch Risse, die sich neuerdings im Hauptdurchgang des Schloßmittelbaues zeigten. Schürftgruben wurden ausgehoben, um die aus grob behauenen Bruchsteinen bestehenden Fundamente und den Baugrund zu untersuchen. Es stellte sich heraus, daß sich unter den Fundamenten eine Schlick- und Torfschicht von sehr geringer Tragfähigkeit befand. Dies war wohl seinerzeit beim Bau des Schlosses Anlaß, das Mauerwerk auf Holzpfähle zu gründen, die in den unter der etwa 30 cm starken Schlickschicht vorhandenen Kiesboden gerammt worden waren. Diese vorgefundenen Holzpfähle waren völlig ausgefault. Die Absenkung des Grundwasserspiegels und der dadurch ermöglichte Luftzutritt waren Ursache dieser zerstörten Holzpfahlgründung. Die Fundamente hingen quasi in der Luft. In mühseliger Handarbeit mußte nun die Torfschicht abschnittsweise unter den Fundamentsohlen ausgehoben und durch Beton ersetzt werden. Nach Abschluß dieser kompli-

zierten Arbeit bestand der nächste Schritt zur Sicherung der Standfestigkeit darin, die starke Überlastung der Holzbauteile in den Decken und im Bereich der Dachkonstruktion zu beseitigen. So wurde die schwere Sandschicht zwischen den Deckenbalken herausgenommen und durch leichte Mineralwollmatten ersetzt. Bauwürdige Kamine, die mit ihrem ganzen Gewicht auf Deckenbalken standen, wurden abgebrochen. Die von außen sichtbaren Kaminköpfe wurden aus leichterem Baumaterial wieder hergestellt. Die umfangreiche und zeitaufwendige Sanierung der historischen Dachkonstruktion stellte hohe Anforderungen an Architekten, Statiker und Handwerker. Restauriert wurden auch die offenen Sandsteinrinnen auf dem Dachboden, die zur Entwässerung des Daches dienten. Eine Sehenswürdigkeit ist das wieder aufgebaute Unterteil der Sternwarte, die Kurfürst Carl Theodor für seinen Hofastronomen Jesuitenpater Christian Mayer auf dem Dach des Schlosses errichten ließ. Nachdem die von Rabaliatti 1774 fertiggestellte Sternwarte in Mannheim die Aufgaben der Schwetzingen Beobachtungsstation übernommen hatte, wurde das Oberteil abgenommen und im 19. Jahrhundert durch eine Plattform ersetzt, die nun wieder über eine neu eingebaute Treppenleiter mühelos erreicht werden kann.

Nach Vollendung der oben beschriebenen Arbeiten war die Sanierung des Mittelbaues abgeschlossen. Während der Bauzeit dieser Maßnahme liefen bereits die Vorbereitungen für die Restaurierung. Das kunsthistorisch bedeutende Mobiliar war längst ausgelagert worden, eine sorgfältige Bauaufnahme war erfolgt, detaillierte Bestandspläne wurden gezeichnet. Die durch zeitbedingte Veränderungen und jahrzehntelange Vernachlässigung angegriffenen und teils beschädigten Wandverkleidungen und Tapeten mußten vorsichtig entfernt und geschützt werden, nachdem der Zustand aller Innenräume durch eine Dokumentation mit Farbfotos und Dias festgehalten worden war. Nächste



Gerhard Glockner,
Die Baumschulbrücke

Aufgabe der Fachleute war die Untersuchung der Räume auf Befunde. Die Auswertung dieser Befunddokumentation ergab, daß Raumausstattungen aus den meisten Epochen der Schloßgeschichte erhalten sind. Letzteres gilt auch für das vorhandene Mobiliar. Diese Fakten bestimmten das Konzept der Restaurierung. Das zusammen mit den Museumsfachleuten und Denkmalpflegern erarbeitete Konzept beinhaltet die Gestaltung der Böden, Wände und Decken, beschreibt die Ausstattung der Räume mit den entsprechenden Tapeten, Boiseries, der offenen Kamine, der Spiegel und Gemälde. So wird das 1. Obergeschoß eine Fassung erhalten, die der Wohnkultur um das Jahr 1775 entspricht. Es ist vorgesehen, die Quartiere Carl Theodors und seiner Gemahlin Elisabeth Auguste darzustellen. Das 2. Obergeschoß wird dem Besucher ein authentisches Bild der Wohnsituation im 19. Jahrhundert vermitteln. Die Räume im 3. Obergeschoß, die schon immer eine untergeordnete Rolle spielten, werden je nach Befundlage wieder hergestellt. Auf den Einbau einer modernen Heizanlage wurde letztlich verzichtet, da eine andere Nutzung des Schlosses als zu musealen Zwecken nicht denkbar ist. Zur

Zeit werden Musterrestaurierungen durchgeführt, die Grundlage sein werden für die Vergabe der hochwertigen Arbeiten an qualifizierte Handwerksbetriebe.

Es werden wohl noch einige Jahre vergehen, bis der Mittelbau der Öffentlichkeit wieder zur Verfügung steht. Der Besucher wird dann keinesfalls ein neues Schloß vorfinden, sondern ein wieder hergerichtetes Kulturdenkmal mit jahrhundertelanger Geschichte. Kein spektakuläres, aber doch bemerkenswertes Bauvorhaben war die Erneuerung der Brücken im Schloßgarten. In dem von Kanälen durchzogenen englischen Garten sind diese Bauwerke wesentlicher Bestandteil der Wegeführung und unentbehrliches Element des Landschaftsgartens, wie ihn Sckell auf seiner Englandreise kennenlernte.

Wie bei allen Bauarbeiten im Schloßgarten ging auch hier eine genaue Bestandsaufnahme voraus. Die Brücken wurden vermessen und detailliert aufgezeichnet. Eine weitere Grundlage für die Restaurierung waren die Aufzeichnungen von Andrea Palladio aus dem Jahre 1570 über die Grundformen von Holzbrücken, Grundformen, die Pigage und Sckell übernommen hatten. Wir Architekten hatten darüber hinaus darauf Rücksicht zu

nehmen, daß im Gegensatz zu früher einige der Brücken befahrbar sein müssen für die modernen Gärtnerfahrzeuge.

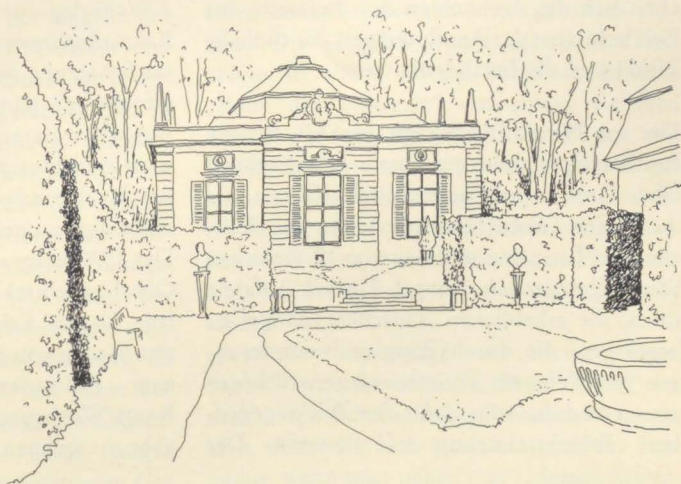
Die Brückenbauarbeiten wurden in exakter Abstimmung mit den Gartenarchitekten, die zur gleichen Zeit die Wege erneuerten und zerstörte Ufer der Kanäle und Seen befestigten, durchgeführt. Diese Zusammenarbeit von Baumeister und Gartengestalter war gerade in Schwetzingen schon immer unumgänglich. Wie in der Beschreibung des Schloßgartens von Kurt Martin zu lesen ist, arbeitete auch Sckell in engstem Einvernehmen mit Pigage. Beide Künste, so meint Sckell, sind zu genau miteinander verbunden und aufeinander angewiesen.

Experten behaupten, daß nach dem 2. Weltkrieg mehr historische Bausubstanz zerstört worden ist als im Krieg. Jedenfalls hat unsere Generation die Verpflichtung, die noch vorhandenen Kulturgüter zu erhalten. Dazu gehören auch die technischen Einrichtungen, Ingenieurkunst vergangener Jahrhunderte. Für Schwetzingen heißt dies, für die Erhaltung und Wiederinstandsetzung der historischen Wasserwerks- und Mühlenanlage zu sorgen, besonders nach dem bedauerlichen Verlust der barocken Theatermaschinerie in

den Wirren der Kriegs- und Nachkriegszeit. Das ursprüngliche, vor 1725 gebaute obere Wasserwerk betrieb die künstlerischen Wasserspiele im damaligen Schloßgarten, war aber zu klein. Wie man nachlesen kann, reichte es nur für kurze Betriebszeiten aus. Die Springbrunnen liefen angeblich nur während der Anwesenheit des Kurfürsten. Bereits in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts vergrößerte Nicolas de Pigage das Wasserwerk und errichtete das sogenannte untere Wasserwerk beim Wasserkastell. Beide Anlagen sorgten dafür, daß der Schloßgarten ausreichend bewässert wurde. Angebaut an das untere Wasserwerk ist eine Mühle, in der tierische Knochen gemahlen wurden.

Das Gebäude dieser Knochenmühle war baufällig. Es mußte vorsichtig abgetragen werden, um die historische Mühleneinrichtung nicht zu beschädigen. Inzwischen ist der Mühlenbau nach gefundenen alten Unterlagen in Holzkonstruktion wieder erstellt. Im oberen Wasserwerk war es die Pumpenanlage, eine seltene technische Einrichtung, die es wieder herzustellen galt. Sie ist für interessierte Besucher im restaurierten Brunnenhaus zu besichtigen.

Aufmerksame Besucher des Schloßgartens



Gerhard Glockner,
Das Badhaus

können leicht feststellen, daß hinsichtlich der Wiederherstellung von Bauwerken ein großer Nachholbedarf besteht. Zug um Zug werden aber Maßnahmen in Angriff genommen, um die Substanz der Gartenarchitekturen zu erhalten und zu verbessern. So wurde das Badhaus, erbaut 1766 bis 1776 von Nicolas de Pigage, im Äußeren instandgesetzt. Auch hier war eine Befunduntersuchung Grundlage für die Wiederherstellung der historischen Situation. Die Innenräume allerdings warten noch auf eine gründliche Restaurierung.

Die Absicht, den Orangeriegarten wieder nach dem Sckellschen Gartenplan zu gestalten, machte es erforderlich, die dort stehenden veralteten Gewächshäuser der Schloßgärtnerei abzubauen. Neue Gewächshäuser wurden im sogenannten Solitärgarten erstellt.

Nicht vergessen darf man, daß bereits vor 25 Jahren die Gebäude nördlich und südlich des Ehrenhofes saniert und für das Finanzamt und für die Hochschule für Rechtspflege eingerichtet wurden. Auch die zum Schloß gehörenden Gebäude, wie der Kellereibau, das Amtsgericht in der Zeyherstraße und die Marstallkaserne sind bereits wieder instandgesetzt.

Außer dem Schloßmittelbau sind es drei historische Bauten im Schloßgarten, mit welchen sich die Architekten des Bauamtes zur Zeit befassen: der Apollotempel, der südliche Zirkel und die Invalidenkaserne.

Der von Nicolas de Pigage um 1776 erbaute Apollotempel steht auf einem Felsenaufbau. Über Grotten und unterirdische Gänge, die durch den Felsen führen, erreicht der Besucher die Terrassen und den von 12 ionischen Säulen getragenen Tempel. Unsere Aufgabe ist es, die erheblichen statischen Mängel zu beseitigen, die durch Baugrundveränderungen verschobenen Treppenanlagen zu korrigieren und die vom Zahn der Zeit angegriffene Felsenarchitektur zu sanieren. Der

schlechte Zustand des Rundtempels selbst läßt ebenfalls keinen Aufschub einer Instandsetzung zu.

Die in den südlichen Zirkelbauten festgestellten gefährlichen Veränderungen an Decken und Dächern veranlaßten das Bauamt, unverzüglich eine umfangreiche Verbesserung der Holzkonstruktionen durchzuführen. Hier ist besonders darauf zu achten, daß die wertvollen Innenräume mit den künstlerisch bedeutenden Stuckdecken von Albucci keinen Schaden erleiden. Das Innere dieses Zirkelbaues wird zu einem späteren Zeitpunkt restauriert.

Ähnlich wie dort wird bei der Invalidenkaserne vorgegangen. Dieses Gebäude war von Pigage als Lagerhaus für Baumaterialien gebaut worden, wurde jedoch kurz vor Fertigstellung im Jahre 1774 umgebaut und diente dem kurfürstlichen Garderegiment als Kaserne. Später waren hier ausgediente und kriegsversehrte Soldaten untergebracht; daher die Bezeichnung „Invalidenkaserne“. Der überaus desolate Zustand dieser Kaserne gehört nun endlich der Vergangenheit an. Eine gründliche Instandsetzung in Dach und Fach ist im Gange, wobei auch hier der innere Ausbau dieses an sich einfachen Bauwerks vorläufig noch zurückgestellt werden muß.

Rund 35 Millionen DM stellte das Land Baden-Württemberg in den Jahren nach dem 2. Weltkrieg für die bisher durchgeführten Baumaßnahmen zur Verfügung. Nach unserer Schätzung wird wohl die gleiche Summe erforderlich sein, um die noch anstehenden Aufgaben zu erledigen, wie die Restaurierung der Moschee mit den Gebetsgängen, des Merkurtempels oder der Orangerie, um nur einige zu nennen.

Das 1970 ausgearbeitete Parkpflegewerk der Oberfinanzdirektion Karlsruhe ist Grundlage für die Erhaltung, Sanierung und Restaurierung von Schloß und Schloßgarten, einem Kulturdenkmal von europäischem Rang. Wir haben die Pflicht, uns dieser Aufgabe zu widmen.

Die Schwetzingener Festspiele

Willy Grüb, Gerlingen

Als im Jahre 1967 die Schwetzingener Festspiele mit einem Text- und Bildband, einer Dokumentation, einer Art von künstlerischer Arbeitsbilanz, an die Öffentlichkeit traten, da wurde manchem — auch professionellen — Kritiker des damals noch jungen Unternehmens klar, daß sich hier, im Herzen der alten Kurpfalz, etwas herausgebildet hatte, das den häufig mißbrauchten Begriff des „Festspiels“ durch eigene Wertmaßstäbe definierte.

Fünfzehn Jahre alt waren damals die Festspiele in Schwetzingen, und manch einer mochte glauben, die verhältnismäßig aufwendige Dokumentation erkläre sich als kulturelles Ingredienz innerhalb der vielfältigen feierlichen Aktivitäten, die die Stadt mit berechtigtem Stolz auf ihr 1200jähriges Bestehen — belegt durch eine Urkunde im „Lorscher Codex“ (Eintrag vom 21. XII. 766) — in jenem Jahr entwickelte.

Dem war nicht so; denn schon ein Rückblick auf 10 Jahre geleisteter künstlerischer und organisatorischer Arbeit hätte überzeugend deutlich gemacht, daß sich der Begriff des Festspiels vorzugsweise durch Qualität und erst in zweiter Linie durch Quantität rechtfertigt. Runde Jahreszahlen sind solche, in denen Ereignisse sich zu „nullen“ pflegen; und als die Festspiele in Schwetzingen, 1952 dank der beharrlichen Initiative des damaligen Verwaltungsratsvorsitzenden des Süddeutschen Rundfunks und späteren Bundesfinanzministers Prof. Dr. Alex Möller ins Leben gerufen, sich 1961 zum ersten Male nullten, also ihren 10. Geburtstag feierten, da wäre der Verfasser dieser Zeilen gerne mit einer kleinen Dokumentation an die Öffentlichkeit getreten, die bei — schon damals durchaus denkbaren — weiteren runden Ge-

burtsagen kontinuierlich hätte ergänzt werden können. Seine Anregungen, auf Liebe zu Schwetzingen basierend, fanden bedauerlicherweise keine Gegenliebe, konnten aber dann doch fünf Jahre später, für manchen Besucher vielleicht etwas unmotiviert, realisiert werden.

Die Ausführlichkeit dieser Darlegungen erheischt eine Erklärung: Die ersten 10 Jahre des im Grunde bescheidenen Schwetzingener Festivals zeigten — auch dem oberflächlichen Besucher — ein so klares programmatisches Profil, daß Kommentare zu den Programmen da und dort pleonastisch wirken mußten.

Ein Gluck-Zyklus hatte 1952 Interesse geweckt, 1953 wurden Operninszenierungen badisch-württembergischer Bühnen zum ersten Male durch einen Schauspielabend bereichert, und das Jahr 1954 verschaffte dem kleinen Repertoire erstmals — dank wohl der vorausschauenden Planung des Theaterpraktikers Ernst Martin, der damals als Leiter der Sendestelle Heidelberg-Mannheim des Süddeutschen Rundfunks fungierte — einen bemerkenswerten internationalen Akzent: Die „English Opera Group London“ zeigte an einem Abend Benjamin Brittens „Raub der Lukrezia“, an einem weiteren Abend war das Schauspielhaus Zürich mit Friedrich Dürrenmatts Komödie „Ein Engel kommt nach Babylon“ zu Gast, und ein dritter Abend stand mit dem Schwetzingener Debüt des Balletts Janine Charrat aus Paris erstmals im Zeichen des künstlerischen Bühnentanzes.

„Festliche Operntage im Schwetzingener Schloß“ war die offizielle Bezeichnung der drei ersten Schwetzingener Veranstaltungszyklen, sicher ein nicht ganz zutreffender Terminus, wenn man neben den zitierten Schau-

spielen auch an sieben Kammer- bzw. Sinfoniekonzerte denkt und den ebenfalls erwähnten Ballettabend.

Hatten die drei ersten Jahre des Schwetzingener Unternehmens deutlich erkennbaren Versuchscharakter — man spielte vorzugsweise an Wochenenden und an Sonn- und Feiertagen, weil man in Wochentage hinsichtlich der Besucherfrequenz wenig Hoffnung setzte — so brachte die vierte Spielzeit, die des Jahres 1955, eine ganz entscheidende Wende: 27 Veranstaltungen, die während dreier Jahre sich über relativ weite Zeiträume erstreckt hatten, folgten 1955 in zeitlich rascher Abfolge 26 Veranstaltungen, innerhalb also einer einzigen „Saison“. Der Chronist erinnert sich, daß der damalige Verwaltungsdirektor des Süddeutschen Rundfunks, Friedrich Müller, angesichts einer solchen Veranstaltungsfülle entsetzt die Hände über dem Kopf zusammenschlug und mir als dem „Verantwortlichen“ für diese „Unverantwortlichkeit“ bittere Vorwürfe machte. „Sie verschwenden in einer einzigen Saison die Subvention von drei Spielzeiten!“ meinte er ziemlich empört und fügte hinzu: „Wie wollen Sie das verantworten?“

In über 20 Theaterjahren, die damals hinter mir lagen, hatte ich es mir angewöhnt, mehr dem Sensus als der Ratio zu vertrauen, dem undefinierbaren Gespür mehr als der kalten, nüchternen Berechnung. Damit ließ sich natürlich nicht argumentieren; wir verabschiedeten uns, und dabei dachte jeder über den anderen sicher etwas ganz Bestimmtes.

Friedrich Müller, dem — am Rande sei's vermerkt — die Stadt Stuttgart ihr heutiges Wahrzeichen, den Fernsehturm, mit zu verdanken hat, war und ist es noch heute, fast achtzigjährig: ein Herr, ein Mann der (noch immer guten) alten Schule, ein Gentilhomme. Im September 1955 bat er mich zum zweiten Male in sein Büro, seine Sekretärin brachte eine Flasche Sekt, wir stießen an auf unser gegenseitiges Wohl, er lächelnd, ich etwas befangen, dann fragte er: „Wie haben Sie das gemacht?“ Ich war eben aus dem Som-

merurlaub gekommen und hatte meinen Schreibtisch eigentlich noch nicht gesehen. „Ich weiß nicht, was Sie meinen“, sagte ich. „Na, den Abschluß — haben Sie denn den noch nicht gesehen?“

Ich hatte ihn noch nicht gesehen, wußte lediglich, daß er nicht gerade schlecht ausgefallen sein konnte.

„Sie haben in dieser einen Spielzeit so viel eingenommen, wie Ihre Vorgänger in drei Spielzeiten, in drei Spielzeiten hat man jedesmal Nachkredit angefordert, Sie brauchen keinen, und die Subvention 1955 beträgt genau die Hälfte der Zuschüsse 1952, 1953 und 1954. Ich gratuliere!“

Mein „Einstand“ war, wie mir schien, gelungen, zumal auch das künstlerische Ergebnis höchst beachtenswert war: Die Eröffnungsooper (übrigens die einzige wirkliche Eigenproduktion der Festspiele während 34 Jahren), Rossinis „Signor Bruschino“, konnte an sieben Abenden gezeigt werden, das spanische Tanzpaar Susana und José trat dreimal auf, an zwei Abenden präsentierte die English Opera Group zum ersten Male in Deutschland Benjamin Britten's Oper „The Turn of the Screw“, das damals von Gustaf Gründgens geleitete Düsseldorfer Schauspielhaus war dreimal mit Schillers Lustspiel „Der Parasit“ vertreten, und die drei letzten Abende im Rokokotheater waren dem Königl. Dänischen Ballett Kopenhagen vorbehalten, das hier sein Deutschland-Debüt gab. Seit jenem Jahre zeichnete Dr. Peter Kehm, der Programmdirektor des Süddeutschen Rundfunks und Geschäftsführer der neugegründeten „Schwetzingener Festspiele GmbH“, gemeinsam mit mir für die zukünftigen Geschicke des Unternehmens, das des großzügigen Mäzenatentums des Süddeutschen Rundfunks, zuerst unter seinem Intendanten Dr. Fritz Eberhard, ab 1959 unter seinem Nachfolger Dr. Hans Bausch, sicher sein durfte.

Das Jahr 1956 stand dann anläßlich der 200. Wiederkehr des Geburtstags von Wolfgang Amadeus Mozart im Zeichen seines Genius,

sekundiert von Werken einiger seiner Zeitgenossen, die das Bild der Theater- und Musikgeschichte im 18. Jahrhundert entscheidend mitgeprägt hatten: Baldassare Galuppi, Joseph Haydn, Joseph Martin Kraus, Georg Friedrich Händel, Antonio Vivaldi, ein rundes Dutzend von Komponisten der „Mannheimer Schule“ und, als Vertreter der dramatischen Literatur, Beaumarchais und Carlo Goldoni. Zu den erwähnenswerten Denkwürdigkeiten jener Spielzeit gehören die eigens für Schwetzingens Rokokotheater verfertigte Inszenierung von Galuppi Oper „L'amante di tutte“ durch das Teatro la Fenice Venedig, die Mitwirkung des Niederländischen Staatsballetts und des Gewandhausorchesters Leipzig unter der Leitung von Franz Konwitschny sowie die Auftritte der zu ihrer Zeit wohl namhaftesten Don Giovanni-Protagonisten, George London und Karl Schmitt-Walter.

Doch „heiterer Groll“ regt sich in mir, wenn ich an die sich über mehr als ein Jahr hinziehenden Kämpfe und Debatten mit dem Leiter der Außenstelle Schwetzingen des Hochbauamts Mannheim denke, die aus meiner Bitte resultierten, den sogenannten „Tanzsaal“ des linken Zirkelbaus den Kammerkonzerten dienstbar machen zu dürfen. „Dieser eben mit einem neuen Parkettbelag versehene Saal bleibt ausschließlich Staatsempfängen vorbehalten! Diesen Saal bekommen die Festspiele nie!“ So der klare Bescheid des seinerzeit im Schwetzingen Schloßbereich offenbar Allmächtigen. „Wann war der letzte Staatsempfang — und wann dürfte der nächste sein?“ wagte ich zu fragen. Ich bekam keine Antwort und fügte deshalb hinzu: „Dann werde ich mich eben an zwei Stellen erkundigen müssen: Bei Ihrer vorgesetzten Behörde in Karlsruhe und gegebenenfalls auch bei Herrn Dr. Möller.“ (Herr Prof. Möller hätte mir die Zitierung seines Namens in diesem und auch noch späteren Zusammenhängen verziehen; sie war, durchaus zum Segen der Festspiele, immer wirksam.) Im „Tanzsaal“, der späterhin, seiner Funk-

tion entsprechend, „Konzertsaal im linken Zirkel“ genannt wurde, konzertierte dann am 23. Mai 1956 zum ersten Male das Kurpfälzische Kammerorchester unter der Leitung von Eugen Bodart.

Die „Entdeckung“ des schönen Saals im linken Zirkel des Schlosses war im übrigen einer zerbrochenen Fensterscheibe zu danken. Die Zirkelbauten waren noch 1956 in einem ziemlich trostlosen Zustand; die Innenräume beider Zirkel waren verwahrlost, glichen Rumpelkammern, in denen alte Dekorationen, Prospekte, Podeste und lädierte Möbelstücke ein wirres Durcheinander bildeten. Um dieses Bild dem Auge von Schloßparkbesuchern zu entziehen, hatte man die Fenster schwarz überstrichen, wo sie zu Bruch gegangen waren, nahmen Pappkartons ihre Stellen ein. Das äußere Bild, das sich dem Besucher damals bot, zeigte nur wenig Affinität zu dem, was man sich unter dem Begriff des Festspiels vorstellt, und es bedurfte vieler mühevoller Verhandlungen mit der in Karlsruhe domizilierenden obersten Verwaltungsbehörde, damit Änderungen dieses mißlichen Zustandes — sowohl unter ästhetischen als auch rein praktischen Gesichtspunkten — in die Wege geleitet werden konnten.

An dieser Stelle muß des höchst verdienstvollen Wirkens des früh verstorbenen Regierungsbaudirektors Throm gedacht werden, gleichermaßen verdient sein damaliger Vertreter und späterer Nachfolger im Amt, Regierungsbaudirektor Gerhard Glockner, großen Dank; seine außerordentliche Tatkraft, sein flexibles Verhalten angesichts mancher Probleme, die kaum lösbar schienen, vor allem aber sein verständnisvolles Eingehen auf künstlerische Belange wirkten sich immer wieder segensreich aus.

Zurück aber nun zu den Festspielen selbst. In den Annalen des Unternehmens spielt die Saison 1957 eine herausragende Rolle. Sie begann am 9. Mai mit der Uraufführung von Werner Egks komischer Oper „Der Revisor“ in einer ganz vorzüglichen Inszenierung von Günther Rennert. Das Werk, als Komposi-



Blick vom Schloß-Mittelbau auf den nördlichen Zirkelbau mit Theateranbau
 (Foto: Joachim Schmidmann, Augustaanlage 26, 6800 Mannheim 1)

tionsauftrag des Süddeutschen Rundfunks entstanden, fand die einhellige Zustimmung eines begeisterten Publikums und einer in ihren Meinungsäußerungen durchaus übereinstimmenden Presse. Der damalige Botschafter der UdSSR in Bonn, Andrej Smirnow, einer der Ehrengäste des denkwürdigen Abends, bezeichnete die Opernfassung des Gogol'schen „Revisor“ in der Schwetzingener Inszenierung als eines seiner eindrucksvoll-

sten Theatererlebnisse. Der Siegeszug des Werkes über zahlreiche in- und ausländische Bühnen dokumentiert sich in den Opernspielplänen bis zum heutigen Tage. — Der „Revisor“ bestimmte ganz zwangsläufig das Repertoire des Jahres 1957, das weiteren Komödien der Weltliteratur gewidmet war; so etwa Heinrich von Kleists „Amphitryon“ in einer Inszenierung der Städt. Bühnen Frankfurt, Beaumarchais' „Tollem Tag“ in Mo-

zarts genialer Opernfassung „Die Hochzeit des Figaro“ und, als zeitgenössischer Komponente, Jean Anouilhs Komödie „Ornifle“. Den künstlerischen Bühnentanz vertrat das Solistenensemble des Bayerischen Staatsopernballetts.

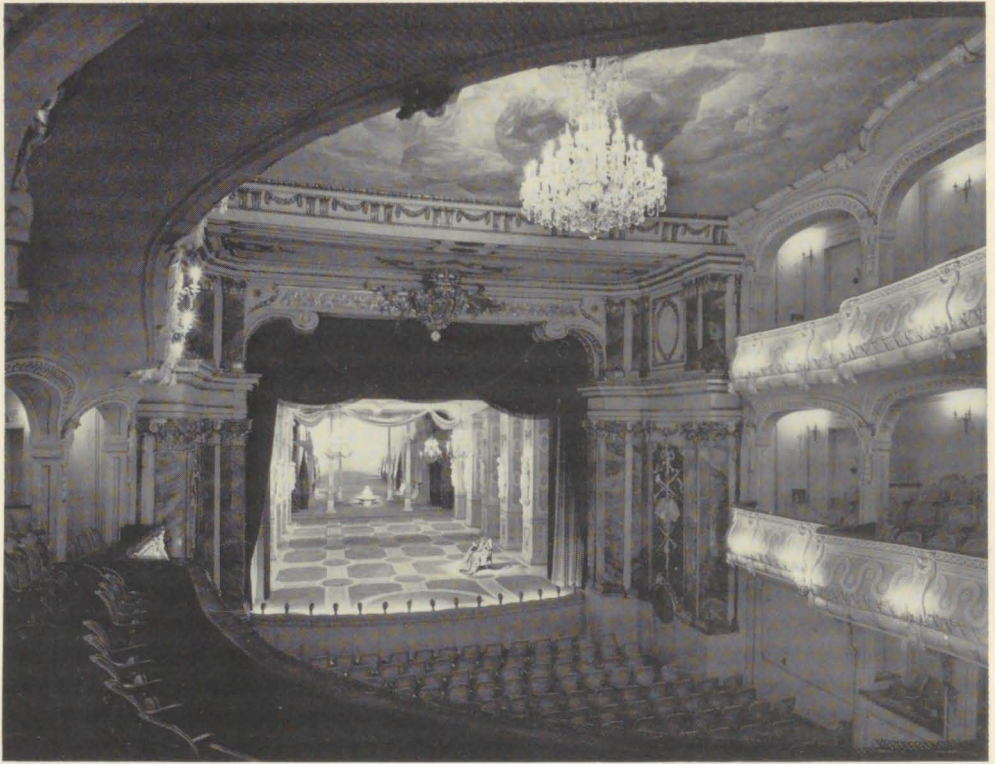
Der nachdrückliche Hinweis auf die Bedeutung der ersten zehn Jahre der mittlerweile längst großjährig gewordenen Festspiele in Schwetzingen rechtfertigt ein näheres Eingehen auf die in vier Jahren folgenden weiteren Veranstaltungszyklen. Das Repertoire 1958 zeigte Werke und Stoffe der Antike und machte dadurch deutlich (oder versuchte es doch): die unverkennbare Strahlkraft der Antike auf die Stilrichtungen der Renaissance, des Barock und auch des Rokoko. Carl Orffs „Trittico teatrale“ faßte in einer eigens für das Schwetzingener Rokokotheater erarbeiteten Form unter dem Titel „Lamenti“ Claudio Monteverdis „Klage der Ariadne“, „Orpheus“ und den „Tanz der Spröden“ zusammen (die Erstaufführung fand am 15. Mai statt), Gustav Rudolf Sellner inszenierte mit dem Ensemble des von ihm geleiteten Hessischen Landestheaters Darmstadt die Aristophanes-Komödie „Lysistrata“, das Burgtheater Wien stellte sich mit Thornton Wilders „Alkestiade“ erstmals in Schwetzingen vor (einer Inszenierung, deren Übertragung auf die kleine Schwetzingener Bühne erst nach Überwindung zahlreicher Schwierigkeiten möglich wurde), und schließlich muß noch Georg Friedrich Händels „Julius Cäsar“ erwähnt werden, der — nicht ganz zum Vorteil der in Basel erfolgreichen Inszenierung von Oskar Wälterlin — in der sogenannten „Schaudekoration“ spielte, einem ständigen Bühnenbild von Trude Karrer, das, unbelebt, durchaus in der Lage war, Betrachter zu erfreuen, die nur nach Schwetzingen gekommen waren, um das Theaterchen „einmal von innen“ zu sehen.

„Der Gedanke, die Schwetzingener Veranstaltungen eines Jahres in den Schnittpunkt von Antike, Barock, Rokoko und Moderne zu stellen, übt eine Anziehungskraft aus, die un-

widerstehlich ist. Antikes, barockes und heutiges Theater, seine Wirkungen nebeneinander, miteinander und gegeneinander — es ist Chemie der mannigfachsten künstlerischen Verbindungen, mit der wir es zu tun haben, eine Chemie, die sich übrigens gerne nachsagen läßt, sie gehöre eigentlich ins Reich der Alchimie. — Ob Gold dabei entstehen kann? Das haben die Alchimisten nie im voraus gewußt.“ (Dr. Peter Kehm im Programmheft 1958.)

In diesen wenigen Sätzen zeigt sich das permanente Dilemma, dem Festspiel-Organisatoren von Jahr zu Jahr neu ausgesetzt sind. Imponderabilien, die sich selten rational erklären lassen und auch jedem Versuch entziehen, sie mit konkreten Begriffen zu analysieren, spielen bei allen — theoretisch durchaus überlegten — Planungen eine unsichtbare, aber dennoch (oder gerade deshalb) dominierende Rolle. Die Alltagssprache bedient sich hier zweier einfacher Wörtchen: sie heißen „Glück“ und „Pech“.

Das Glück, das die „Revisor“-Uraufführung des Jahres 1957 in so seltenem Maße begünstigt hatte, war auch der Saison 1959 in besonderer Weise gewogen. Den Auftakt bildete — man gedachte in diesem Jahre Georg Friedrich Händels anlässlich seines 200. Todestags — sein Pastoral „Acis und Galatea“ in Verbindung mit Joseph Haydns Opern- einakter „La Canterina“ (beide Werke geschickt und damit auch erfolgreich inszeniert von Ernst Poettgen), dann folgten sehenswerte Aufführungen von Jean Giraudoux' „Undine“, die den unvergessenen Hans Bauer als Regisseur verzeichneten und eine erste Bekanntschaft vermittelten mit der vielgerühmten Qualität des Schauspielensembles vom Landestheater Hannover, und daß die Wuppertaler Bühnen schon damals ein exzellentes Ballett aufzuweisen hatten, bewiesen die Abende des 12. und 13. Juni. „Orpheus Britannicus“, eine Ballett-Suite nach Kompositionen von Henry Purcell, und ein „Ariadne“-Ballet von Erich Walter und Heinrich Wendel (die Musik war aus Madri-



Schloßtheater Schwetzingen
Blick aus dem Zuschauerraum gegen die Bühne

(Foto: Joachim Schmidmann, Mannheim)

galen von Monteverdi zusammengestellt) demonstrierte das tänzerische Leistungsvermögen einer Truppe, die in späteren Jahren internationalen Ruf erlangen sollte. Das eigentliche, das große Glück stellte sich jedoch erst am Ende der Saison ein, und zwar am Freitag, dem 19. Juni, als sich zum ersten Male der Vorhang aufat über Henry Purcells „Feenkönigin“, (*The Fairy Queen*), einer Ballett-Oper nach Shakespeares „Sommertraum“.

Englands größtem Komponisten, dem Hauptvertreter der kurzen Blütezeit von Englands Oper in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wurde in seinem 300. Geburtsjahr auf künstlerisch nahezu vollendete Weise Reverenz erwiesen. Der Chronist erin-

nert sich nicht nur an die erzählenswerte Vorgeschichte des Zustandekommens dieser Inszenierung, die hier aus Platzgründen ausgespart werden muß, er erinnert sich auch in Einzelheiten an den stürmisch bejubelten Premierenabend im kleinen Rokokothater, der deutlich machte, was ein Festspiel, diese Synthese von Fest und Spiel, eigentlich ist oder doch — im Glücksfall eben — sein kann. In dieser Inszenierung war eigentlich alles vollkommen. Die einzelne Leistung entzog sich, wo sie vielleicht nicht ganz hochkarätig gewesen sein mochte, jeder Kritik, einfach dadurch, daß in diesem Glücksfall eines Theaterabends alles stimmte. Der junge Jean-Pierre Ponnelle hatte Bühnenbilder von einem Zauber entworfen, daß sie allein

schon Beifall beschworen; und dann war es vor allem Kurt Jooss, einer unserer großen Choreographen, dessen meisterhafte tänzerische Regie die szenischen Formen so zwingend gestaltete, daß sich die Rüpelszenen aus Shakespeares „Sommernachtstraum“ der solchermaßen vorgezeichneten Konzeption organisch einfügten, richtiger gesagt: einfügen mußten. Das Sinfonieorchester des Süddeutschen Rundfunks unter der Leitung des Essener GMD Gustav König erwies sich im üblicherweise ungewohnten Orchestergraben als vorzügliches Theaterorchester.

Der Mond, der die beglückten Theaterbesucher am Ende der Vorstellung im Schloßpark begrüßte, schien an diesem Abend besonders hell, die Nachtigallen sangen besonders schön, die Fliederbüsche standen in voller Blüte und dufteten, als wollten sie dadurch auf ihre Weise zur ästhetischen Vollkommenheit des Erlebten beitragen. Der Sommernachtstraum der Bühne fand in der Realität der Natur seine grandiose Fortsetzung, anders gesagt: Die Natur schien es sich nicht nehmen zu lassen, zum festlichen Spiel einen eigenen Beitrag zu leisten.

An jenem Abend mußten die Hoteliers und Gastwirte lange auf ihre sonst so pünktlichen Gäste warten; man saß im Theaterchen und klatschte und trampelte und schrie „Bravo“, und manch einer erhoffte sich möglicherweise ein da capo in Form einer Wiederholung der Finale-Chaconne. Die Begeisterung im Zuschauerraum fand ihre Entsprechung in glücklichen Gesichtern auf der Bühne: Jean-Pierre Ponnelle, Kurt Jooss, der Essener Intendant Erich Schumacher und sein GMD Gustav König strahlten. Sie hatten eine Schlacht geschlagen und hochverdient gewonnen.

Ein unumstrittener Erfolg als Lohn der Angst — auch für einen Mann, dessen Name allerdings nur Theater-Insidern vertraut ist: Wolfgang Timaeus, den verlegerischen Betreuer der Schwetzingen „Fairy Queen“. Er darf, wenn vom 19. Juni 1959 im Schwetzingen Rokokotheater die Rede ist, nicht ver-

gessen werden. Seinen unermüdlichen Bemühungen um eine fristgerechte Herstellung des aufwendigen Studiermaterials für das Orchester, den Chor, die Solisten und die tänzerischen Passagen ist der Erfolg ebenso zu verdanken wie seinen ungemein geschickten Interventionen beim notwendigen Abbau von Spannungen, die sich zwangsläufig — de gustibus non est disputandum — zwischen Bearbeiter, Nachdichter, Übersetzer, Regisseur, Dirigent und Choreograph während der ersten Arbeitsstadien ergeben hatten.

Es war fast selbstverständlich, daß die Repertoire-Planung für die Saison 1960 eine Neuauflage der „Feenkönigin“ ins Auge faßte. Eine Reihe von unerläßlichen Umbesetzungen im Sängersolisten-, im Schauspiel- und auch im Ballettensemble erforderte zahlreiche Zusatzproben. Sie machten sich, etwas banal ausgedrückt, bezahlt; der Erfolg des Vorjahres wiederholte sich erwartungsgemäß.

Ungewöhnliches Interesse löste schon sehr früh die Ankündigung aus, daß Walter Felsenstein, Intendant der Ost-Berliner Komischen Oper und Regisseur von internationalem Ruf, mit Giovanni Paisiellos „Barbier von Sevilla“ in einer neuen Übersetzung und Bearbeitung von Wolfgang Hammerschmidt (seinerzeit Felsensteins Dramaturg) die Schwetzingen Spielzeit 1960 eröffnen würde. Der Zusage Felsensteins waren über lange Wochen und Monate sich hinziehende Gespräche und Verhandlungen vorausgegangen, die nicht nur im Künstlerischen, Organisatorischen und schließlich auch Finanzielten loteten, sondern — für mich als Felsensteins ständigem Gesprächspartner ziemliches Fremdland — zusätzlich noch im Politischen. Das gemeinsame Interesse der Schwetzingen Festspiele und Walter Felsensteins, diese damals noch kaum gespielte Paisiello-Oper im Rokokotheater aus der Taufe zu heben, vermochte es jedoch, auch diese Zusatzschwierigkeiten zu meistern.

Mit Felsenstein kam eine Persönlichkeit nach Schwetzingen, wie ich sie in meinen über 50

Theaterjahren nie wieder erlebt habe. Sein an jeder Falte seines Gesichts abzulesender künstlerischer Ernst, seine Kompromißlosigkeit in Fragen der szenischen Interpretation, seine ständige Unzufriedenheit mit dem Erreichten, seine Rastlosigkeit, die ihn sichtbar immer wieder zwang, das Gute besser und das Bessere noch besser zu machen, hatten etwas Faszinierendes. „Niemand, der ihn bei der Arbeit beobachtet hat, wird sich des Eindrucks erwehrt haben können, daß da Genialität am Werk ist“, schreibt der unvergleichlichste unter den Kritikern unserer Zeit, Siegfried Melchinger, und im gleichen Zusammenhang sagt er: „Genies dieser Art sind mit der erreichten, ach, mit der erreichbaren Verwirklichung kaum jemals zufrieden. Das erklärt ihre verbissene Rastlosigkeit und ihre Verzweiflungen. Es erklärt die Furchen auf Felsensteins Stirn.“

Während Felsensteins Schwetzinger Tagen habe ich kaum eine seiner Proben versäumt; er leistete unvorstellbar harte Arbeit, und eine kleine Szene — etwa die berühmte Gewitterszene — konnte er stundenlang probieren. Das Ergebnis war dann allerdings auch vollendete Präzision.

Der Premiärenabend am 5. Mai 1960 ähnelte, was Beifallsstärke und Publikumsbegeisterung betrifft, dem der „Fairy Queen“ vom Jahre zuvor. „Hier war“, schrieb einer der achtzig Rezensenten, die das Rokokotheater bevölkerten, „das Vollkommenste erreicht, was man auf der Opernbühne erreichen kann“, und ein anderer meinte: „Bei weniger komödiantischen Regisseuren wären beispielsweise das Solo des Bartolo und auch die Gewitterszene mit Sicherheit dem Rotstift zum Opfer gefallen. Bei Felsenstein wurden sie zu Höhepunkten der Aufführung. Eine einmalige bravouröse Regieleistung!“ Nach Egks „Revisor“, der „Fairy Queen“ und Felsensteins „Barbier“ hatten sich die Schwetzinger Festspiele endgültig ihren Platz im Reigen der anerkannten nationalen und internationalen Festivals gesichert. Daran konnte auch die Uraufführung der

Saison, Gerhard Wimbergers Opernkomödie „La Battaglia“, die auf ein Libretto von Eric Spiess als Kompositionsauftrag des Süddeutschen Rundfunks geschrieben worden war, nichts ändern. Das Glück dieser Saison wurde bei dieser Oper vom Pech sekundiert: Das Bühnenbild von Dominik Hartmann zeigte wenig Affinität zur Rokoko-Intimität des Theaters, Günter Roth, als hochbegabter Regisseur längst ausgewiesen, ließ es aufgrund zu zahlreicher anderer Verpflichtungen an der notwendigen Konzentration fehlen, die Musik überforderte die sensible Akustik des Raums — und zu allem Unglück mußte dann auch noch die zweite Vorstellung abgebrochen werden: Dorothea Siebert, der eine der beiden weiblichen Hauptpartien übertragen war, mußte während der großen Pause ins Krankenhaus eingeliefert werden. Die geplante dritte Vorstellung fiel aus. — Reibungslos verliefen dann jedoch wieder drei Abende des Schauspiels. Dazu konnte erneut das Berliner Schloßparktheater verpflichtet werden, das diesmal Anouilhs „General Quixotte“ in einer erfolgreichen Inszenierung von Rudolf Steinboeck nach Schwetzinger brachte. Das großartige Ensemble — Gisela Uhlen, Lore Hartling, Lu Säuberlich, Otto Graf, Eduard Wandrey, Klaus Miedel, Ernst Sattler, Reinhold Bernt und Harry Meyen — wurde vom unübertrefflichen Martin Held in der Titelrolle angeführt. Ein Stück und ein Ensemble, das alle Erwartungen der Besucher restlos erfüllte.

Das Frühjahr 1961 konnte dann das erste Dezennium der Schwetzinger Festspiele aufs glücklichste runden. Eine eigens für das Schwetzinger Rokokotheater verfertigte Oper von Hans Werner Henze, „Elegie für junge Liebende“, machte in einer Inszenierung der Bayerischen Staatsoper München den Auftakt. Der nachhaltige Erfolg dieser Uraufführung ging zweifellos auf das außerordentliche Leistungsvermögen des verfügbaren Sängersenmbles zurück. Vor allen anderen ist hier Dietrich Fischer-Dieskau zu nennen, dessen Schwetzinger Debüt von Um-

ständen begleitet war, die ich für erzählenswert halte: „Als er in Schwetzingen zur ersten Probe auf die Bühne trat, hatte er vorher keinen einzigen Ton des Werks gehört, während alle übrigen Mitglieder des Ensembles bereits mehrere Orchesterproben mitgemacht hatten. Und doch beherrschte er Noten und Text vollkommen. Er hatte die große Rolle des Mittenhofer gelernt und memoriert, während er krank im Bett lag.“ So nachzulesen in den Erinnerungen von Gerald Moore, eines prominenten Pianisten und Solisten-Begleiters.

Mit einer ebenfalls im Auftrag der Schwetzingener Festspiele entstandenen Inszenierung von Richard Brinsley Sheridans Lustspiel „Die Lästerschule“ (in einer neuen deutschen Bearbeitung von Wolfgang Hildesheimer) ging das Renaissance-Theater Berlin unter seinem hochverdienten Intendanten, Prof. Dr. Kurt Raeck, das Wagnis ein, sich eines der wichtigsten, dramaturgisch aber sicher schwachen Stücke der englischen Dramatik anzunehmen. Auch hier zeigte sich wieder, wie sehr kraftvolles, komödiantisches Theater einem „toten“ Text zum Leben verhelfen kann, wie vollendet eine kluge Regie und intelligente Schauspieler Mängel eines Stückes vergessen lassen, das um seiner die Zeiten überdauernden Thematik willen eben doch einen Platz in den Spielplänen beanspruchen darf. Schwetzingen, Prof. Raeck und sein Ensemble (die hervorragendsten seiner Mitglieder und Prof. Raeck selber weilen längst nicht mehr unter den Lebenden) haben dafür einen überzeugenden Beweis erbracht. Der Beifall eines amüsierten Publikums hat ihn hörbar bestätigt.

Ganze Wogen von Beifall begleiteten dann auch die Wiederaufnahme von Walter Felsensteins meisterhafter Inszenierung des „Barbier von Sevilla“ von Giovanni Paisiello. Die Besetzung — mit Gertrud Freedmann, Hanns Nocker, Rudolf Asmus, Werner Missner, Vladimir Bauer, Josef Burgwinkel, Arwed Sandner, Walter Staps und Frank Folker — war unverändert geblieben, ebenso

unverändert wie im Jahr zuvor waren dann auch die donnernden Publikumsakklamationen und der in vielen Zeitungen zu registrierende Beifall der Presse.

Ein weiteres künstlerisches Ereignis, das das Publikum dreier Abende in Hochstimmung versetzte, war die Präsentation von Benjamin Britzens Oper „A Midsummer Night's Dream“ durch die (mit dem Royal Opera House, Covent Garden London, kooperierende) English Opera Group. Mit Dr. Kehm hatte ich diese Inszenierung vorher schon in Amsterdam anlässlich des Holland-Festivals gesehen — mit dem großartigen Countertenor Alfred Deller als Oberon. In Schwetzingen konnte er leider nicht mit dabei sein. Dafür hatte ihn ein paar Tage vor diesen Opernvorstellungen eine begeisterte, den Konzertsaal bis auf den letzten Platz füllende Besucherschaft in einem Programm des „Deller-Consort London“ erleben dürfen, das englische und italienische Madrigale sowie französische Chansons des 16. Jahrhunderts vermittelte. Der „englische Geist“, der in dieser Saison im Theater herrschte, fand dadurch auf dem Konzertsektor eine sinnvolle Ergänzung. Eine weitere sinnvolle Ergänzung des betont anglophil ausgerichteten Repertoires der Spielzeit 1961 waren sehenswerte Exponate aus der theatergeschichtlichen Sammlung von Henry R. Beard, eine vorzügliche Überschau unter besonderer Berücksichtigung der in Schwetzingen gezeigten Inszenierungen, die den Wandel der Auffassungen und Darstellungsformen in verschiedenen Epochen veranschaulichte.

Zahlreiche Seiten wären nötig, wollte man die das theatralische Programm begleitenden Konzerte eingehend kommentieren. Sie standen sowohl in den ersten zehn Jahren der Festspiele als auch späterhin noch in ganz enger Beziehung zum szenischen Geschehen; das heißt, sie huldigten dem Geist des historischen Orts ebenso wie der Verpflichtung, dem kompositorischen Schaffen der Gegenwart Tribut zu zollen. Es gibt kaum einen



*Das Märchen von der
schönen Lilie. Oper nach
J. W. v. Goethe
von Giselher Klebe*

Komponistennamen in der Musikgeschichte des 20. Jahrhunderts, der nicht auch in der Konzertchronik der Schwetzingener Festspiele verzeichnet wäre: Béla Bartók, Günter Bialas, Boris Blacher, Luciano Berio, Frank Michael Beyer, Benjamin Britten, Werner Egk, Petr Eben, Jean Françaix, Gerhard Frommel, Wolfgang Fortner, Martin Gümbel, Hans Werner Henze, Paul Hindemith, Wilfried Hiller, Gustav Holst, Leoš Janáček, Wilhelm Killmayer, Bernhard Krol, Arthur Kusterer, Giselher Klebe, Arthur Honegger, György Ligeti, Wolfgang Ludewig, Frank Martin, Bohuslav Martinu, Darius Milhaud, Philipp Mohler, Aribert Reimann, Hermann Reut-

ter, Martin Christoph Redel, Albert Roussel, Maurice Ravel, Ottorino Respighi, Josef Schelb, Karol Szymanowski, Alfred Schnittke, Othmar Schoeck, Richard Strauß, Igor Strawinsky — Namen von Rang, Namen aber auch im Range von Talenten, die zu fördern das Schwetzingener Festival sich zur verpflichtenden Aufgabe gemacht hat.

Die erlauchten Namen von Ensembles und Solisten aufzuzählen, die den Festspielen in der alten kurfürstlichen Sommerresidenz jährlich zusätzlichen Glanz verliehen haben, würde den Leser sicher überfordern; würde der Chronist diejenigen aufzählen, die *nicht* da waren, könnte er sich leicht den Vorwurf

der Überheblichkeit einhandeln. Er verzichtet deshalb sowohl auf das eine wie das andere.

Zahlreiche weitere Seiten wären nötig, wollte man an dieser Stelle über die denkwürdigen Jahre des Umbaus des Rokokotheater-Bühnenhauses (1972—1974) berichten. Einige wenige Zeilen seien aber doch denen gewidmet, deren Leistungen nie oder doch kaum bekanntgeworden sind. Als feuerpolizeiliche Notwendigkeiten den Termin für den Abriß des alten Bühnenhauses unabänderlich festlegten, da war es in erster Linie der von den Festspielen (nur immer saisonweise) verpflichtete technische Direktor Hans Kieser, der nicht nur die besten (weil einschränkungslos praktikablen) Anregungen und Vorschläge einbrachte, sondern auch die kostengünstigsten. Beharrlich bestand er auf einer geräumigen Seitenbühne, verwies auf die Notwendigkeit eines schnell versenk- bzw. anhebbaren Orchestergrabens, legte Pläne vor für eine allen modernen Anforderungen entsprechende Beleuchtungsanlage und initiierte schließlich auch noch eine zweckdienliche Aufteilung von Aufenthaltsräumen für die Technik, das Orchester, den Chor und evtl. Statisterie, von Garderoben und Arbeitsräumen für Gewandmeister, Maskenbildner und Korrepetitoren. Da er in den zuständigen Mitarbeitern des staatl. Hochbauamts Gesprächspartner hatte, die sich allen guten Vorschlägen gegenüber aufgeschlossen zeigten, konnten alle in vielen langen Wochen und Monaten angestellten Überlegungen und Pläne realisiert werden. Die Namen Kieser, Throm und Glockner dürfen deshalb in der Geschichte der Schwetzingen Festspiele nicht fehlen.

Was sind das eigentlich — Festspiele?

Ist das eine von einer städtischen oder staatlichen Kunst- oder Kulturbehörde verliehene Auszeichnung, ein verbaler Orden als Beleg für künstlerische Qualität? Oder ist das einfach ein selbstverfertiger Prägestempel, der, sollte er schon nichts nützen, in keinem Falle schaden kann?

Fragen, die eine gewissenhafte Untersuchung lohnen und Stoff abgeben könnten für eine Doktorarbeit.

Der Chronist, im Verlaufe eines halben Jahrhunderts mit Bühnenunternehmungen von verschiedenartiger Karätigkeit bekannt und vertraut geworden, erlaubt sich, ein paar Spiele zu zitieren, die sich mit dem Wörtchen „Fest“ selber dekorieren: Die Burgfestspiele Jagsthausen, die Calderon-Festspiele in Bamberg, die Burgfestspiele in Landstuhl/Pfalz (man spielt dort beispielsweise „Die Pfälzer Kerwe“), die Freilicht-Festspiele Breisach, die Wallenstein-Festspiele in Altdorf, die Burgfestspiele Neunußberg (Postleitzahl 8374), die Festspiele bei der Genovevaburg in Mayen, die Festspiele auf der Freilichtbühne Hallenberg, die Karl-May-Festspiele in Lennestadt, die Festspiele im römischen Theater zu Xanten (wo man im letzten Jahr Brechts „Puntilla“ gegeben hat) und schließlich, jüngstes Festival, die Festspiele an der romantischen Straße in Röttingen (Postleitzahl 8701), wo man zuletzt Nestroys „Frühere Verhältnisse“ spielte.

In Verbindung mit diesen Spielen bedeutet das Prädikat „Fest“ sicher kaum mehr als einen werbekräftigen Akzent.

Daneben wiederum existieren periodisch wiederkehrende Unternehmungen, denen in einem bestimmten Augenblick ihrer Entwicklung das Festspiel-Prädikat wie von selbst verliehen worden ist: Salzburg etwa, Bayreuth, Drottningholm in Schweden und Glyndebourne in England, Bregenz mit seiner einmaligen Seebühne, Florenz, Verona, Bergen, Spoleto, Edinburgh, Luzern und Prag, um nur wenige von vielen zu nennen. Keines dieser Festivals ist Schwetzingen vergleichbar, Schwetzingen darf aber mit ihnen genannt werden. Auch unter sich sind diese Festspiele nicht vergleichbar; gemeinsam ist ihnen lediglich das sie ehrende und auszeichnende Prädikat, das auch ein wohlinformierter und weitgereister Kunstverständiger kaum anzuzweifeln wage.

Ich glaube, es gibt eine innere Legitimation von Festspielen und für Festspiele, bei der wahrscheinlich sowohl das Qualitative als auch das Quantitative eine ziemlich zweit-rangige Rolle spielen.

Es sind, scheint es mir, charakterliche Unterschiede, die einerseits Vergleiche ausschließen, und es sind gleichermaßen charakterliche Übereinstimmungen, die andererseits Vergleiche zulassen.

In einem Atem zu nennen sind, so gesehen, ganz gewiß Schwetzingen, Glydebourne in England und Drottningholm in Schweden. Eine ganz andersartige, aber dennoch zusammengehörige Gruppe bilden mit Sicherheit die Juni-Festwochen in Zürich, die Berliner Festwochen und die Opernfestspiele in München.

Wirkliche Festspiele besitzen, darüber darf kein Zweifel bestehen, eine eigene innere

Dynamik. Wo diese Dynamik in Schwetzingen wurzelt, bedarf kaum einer Erklärung: Da ist einmal die in mannigfachen zeitgenössischen Berichten überlieferte glanzvolle Vergangenheit, die sich mit dem Namen des kunstliebenden Kurfürsten Carl Theodor verbindet, da ist die fast unvergleichliche Schönheit eines nach den vollkommensten französischen und englischen Vorbildern geschaffenen Parks — und da ist schließlich und endlich das Juwel eines im Verlauf von 100 Jahren fast vergessenen Rokokotheaters, das in den dreißiger Jahren vor dem totalen Zerfall gerettet wurde und heute dominierender Mittelpunkt der festlichen Veranstaltungen ist.

„Zählt man die bezauberndsten Theater der Welt auf: Schwetzingen wird und darf nicht fehlen. Es ist keine gewaltige Bühne wie die Mailänder Scala, die Metropolitan-Oper und andere, sondern eine intime, in deren Räumen Glück und Applaus von Jahrhunderten noch fühlbar sind. In diesem Sinne steht Schwetzingen neben Münchens Cuvilliés-Theater, neben Drottningholm, der Sommerbühne des kunstsinnigen Gustav III. von Schweden. Das entzückende Rokokotheater ist zusammen mit Mannheim in die Musikgeschichte eingegangen. Mozarts Biographie wäre sehr unvollständig ohne Mannheim und Schwetzingen.“ (Der Musikwissenschaftler Prof. Dr. Kurt Pahlen im „Europäischen Festspielführer“.)

Glück und Applaus sind noch fühlbar — nicht nur im Theater; sie sind auch fühlbar in der das Theater umgebenden Natur mit ihren breit ausladenden Alleen, ihren versteckten Schlängelwegen, dem Park mit seinen Skulpturen, seinen Teichen, seinen Apoll und Minerva huldigenden Tempeln, einem anmutig sich präsentierenden Badehaus und kunstvollen Wasserspielen. Diese Elemente des Parks spielen mit, wenn im Theater gespielt wird, sie stimmen ein auf das, was den Besucher erwartet, und sie begrüßen ihn wieder, wenn er das Theater verläßt: Die Jahreszeiten, in unsterblicher Musik in Töne ge-



bellamar
Schwetzingen, Odenwaldring
☎ 06202/87-235
ÖFFNUNGSZEITEN:
Montags von 14⁰⁰-22⁰⁰ Uhr
sonst täglich von 7⁰⁰-22⁰⁰ Uhr

setzt, schmücken den Park in allegorischen Figuren; Pan, der arkadische Gott der Hirten, und Galatea, die Meernymphe, haben, ohne es zu wissen, manche „Spielplanidee“ geboren, und die auf der Bühne zum Leben erweckten Märchenwesen einer Undine und Melusine konnten nirgendwo glaubwürdiger wirken als im becirrenden Ambiente des Schwetzingener Rokokotheaters.

Hommage à Schwetzingen — hier und in dem am Anfang dieses Artikels zitierten Almanach.

Hier huldigt einer, der den Schwetzingener Festspielen in über dreißig Jahren in vielfältiger und verantwortungsvoller Form dienen durfte.

Die Huldigung im Rückblick auf die ersten fünfzehn Jahre, 1952—1965, ist ein Zusammenklang von Stimmen, die das Glück

Schwetzingens empfinden und zu seinem Applaus beitragen durften: Es sind die Stimmen von Komponisten, Dirigenten, Regisseuren, Choreographen, Bühnenbildnern, Sängerinnen, Sängern, Schauspielerinnen und Schauspielern. Sie alle erweisen diesem in seiner Art einmaligen Schauplatz eines wirklichen Festspiels ihre Reverenz. Rudolf Heinrich, als Bühnenbildner über viele Jahre einer der engsten Mitarbeiter Walter Felsensteins, legt eines der eindrucksvollsten Bekenntnisse zu Schwetzingen ab, wenn er sagt:

„Alles hier ist wie eine Ahnung vom Paradies.“

Nirgendwo ist die Arbeit am Theater mit so viel Angenehmem umgeben wie hier.

Gibt es noch ein zweites Theater im Paradies?“

Willy Grüb

Drei Jahrzehnte Mitgestalten der Schwetzingener Festspiele von 1955—1985

Karl Wörn, Schwetzingen

Durch seine herausragende Tätigkeit bei den Schwetzingener Festspielen und damit natürlich seine häufige Präsenz in der Spargelstadt schuf Willy Grüb die Möglichkeiten für viele und interessante Begegnungen. Ich fand an ihm und er an der „Badischen Heimat“, Ortsgruppe Bezirk Schwetzingen, Gefallen. Und wenn ich mich recht erinnere, kam Willy Grüb anlässlich der Einweihung der Schimper-Gedächtnisstube im Hotel Adler-Post zu Schwetzingen auf uns zu und wurde unser Mitglied. Vor gut einem Jahr nun legte er sein Amt als Künstlerischer Beirat der vom

Süddeutschen Rundfunk betreuten Schwetzingener Festspiele nicht ohne inneren Groll nieder. Wie immer, wenn er was zu sagen hatte, machte er aus seinem Herzen keine Mördergrube; ein Brief zeugt davon, aber zugleich von der Aufrechterhaltung der Zusage, einen Beitrag über die Festspiele zu diesem Heft beizusteuern. Er hat Wort gehalten.

Es steht uns gut an, Rückschau auf ein Lebenswerk zu halten, das in unserer Heimat verwurzelt ist und das dennoch auf künstlerischem Sektor weit ausstrahlte. Eine Würdi-

gung im künstlerischen Fachbereich mag den Fachleuten überlassen bleiben, mit denen Willy Grüb drei Jahrzehnte lang die Schwetzingener Festspiele künstlerisch mitgestaltete und ihnen Profil und Ansehen verschaffte.

Willy Grüb stammt aus dem südbadischen Schopfheim. Dort kam er 1912 zur Welt. Zwanzig Jahre später öffnet das bestandene Abitur die Pforten zur Universität Basel. Deutsche Literaturgeschichte, allgemeine Theatergeschichte, dazu Psychologie und davon wieder die Charakterologie fanden das ungeteilte Interesse und weiteten die Augen für eine Welt, die der Studiosus zu betreten sich anschickte. Im Basler Konservatorium ließ er sich zudem in die Schauspielkunst einweihen und bestand die Prüfung. In Freiburg im Breisgau bot sich die Assistenz zur Dramaturgie und Regie an den Städtischen Bühnen an. Dies signalisierte zugleich den Wechsel zur Universität Freiburg.

Was an den Freiburger Bühnen begründet worden war, konnte ab 1935 am Stadttheater Pforzheim, ab 1937 als stellvertretender Intendant, ausgeübt werden. In der Stadt an der Pforte zum nördlichen Schwarzwald ließ sich Willy Grüb zum ersten selbstverfaßten Theaterstück inspirieren, viele sollten folgen. Was Wunder, daß nach Rückkehr vom Militärdienst ihm in der gleichen Stadt ein freies Schauspielensemble die Leitung anvertraute. Nun ging es Zug um Zug voran. An den Theatern der Stadt Baden-Baden Dramaturg und Regisseur und kommissarischer Intendant. Ab 1947 wuchs dann im gleichen Metier größere Verantwortung an den Städtischen Bühnen Freiburg zu. Erst die Verpflichtung zum persönlichen Referenten des Generalintendanten am Opernhaus Düsseldorf im Jahre 1953 setzte der zweiten Freiburger Zeit ein Ende.

Zum Hörspieldramaturgen verpflichtete schon 1954 der Süddeutsche Rundfunk den eigenwilligen und arbeitsamen Willy Grüb, seine ausgeprägte Verantwortungsbereitschaft brachte ihm zugleich die Bestellung zum Künstlerischen Beirat der Schwetzingener

Festspiele ein, ein Auftrag, der ihn faszinierte und nicht mehr los ließ. Bedeutungs- und wirkungsvoll zugleich waren — und ein nicht zu überbietendes Engagement füllten — seine Schwetzingener Tage. Daneben zeichnete sich Willy Grüb auch als Chef des Unterhaltungsprogramms im Süddeutschen Rundfunk bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1977 aus.

Als einem hervorragenden Förderer zeitgenössischen dramatischen Schaffens verlieh dem Unermüdlichen die deutsche Dramatiker-Union das „Silberne Blatt“ (1978). Er besaß seit Jahren einen exzellenten Namen als Bühnen- und Hörspielschriftsteller. Seiner Leserschaft hat er zuzüglich mit „Familienanschluß“ einen liebwerthen heiteren Roman geschenkt.

Die Laudatio für einen verdienten Mann soll mit den Worten schließen, die seiner Zeit kein Geringerer als Prof. Wolfgang Fortner, Heidelberg, fand:

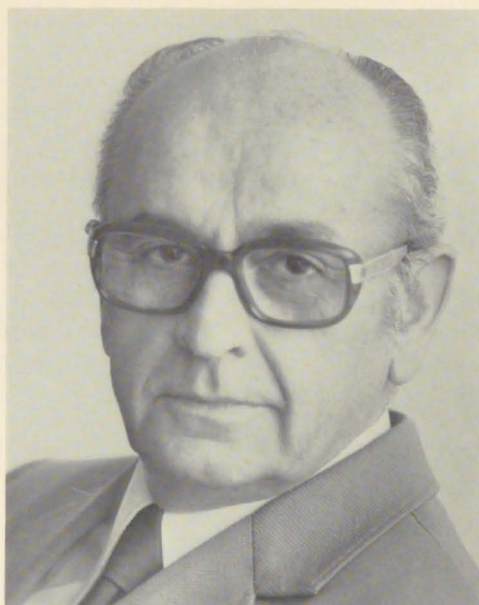
„Die Biographie von Willy Grüb ist ungeheuer vielseitig, sie weist ihn aus als Autor von Bühnenstücken und Hörspielen, die Beachtung gefunden haben. Die Auszeichnung aber, die die Dramatiker-Union ihm verleiht, zielt in erster Linie auf sein dramaturgisches Wirken als Gestalter der international berühmt gewordenen Schwetzingener Festspiele. Als rechte Hand des Programmdirektors Dr. Kehm, in dessen Händen die Gesamtgestaltung liegt, hat er die Anregungen gegeben, daß innerhalb eines interessanten und umfassenden Programms mit barocker und klassischer Musik für das zauberhafte Schwetzingener Theater und für die dortigen Kammermusikäle auch die moderne Musik zu Wort gekommen ist. Mit der Auswahl der Stücke hatte Grüb eine besonders glückliche Hand. Wenn man das Schwetzingener Programm allein auf dem Gebiet der neuen Opern durchliest, so mag man erstaunt feststellen, wieviele Werke in das Repertoire eingegangen sind. Man darf sagen, daß es Grüb gelang, Wichtiges zu finden und Komponisten zu ermuntern (durch Aufträge, die der Süddeut-

sche Rundfunk gab), interessante Arbeiten zu schreiben. Das Wesentliche dabei aber ist, daß diese Werke in das Gesamtprogramm der Festspiele eingebunden waren. Sie dienten den dortigen Räumen und hatten eine innere Verbindung zum geistigen Stil der Festspiele, die ihr Gesicht durch die alte Musik empfangen haben. Trotzdem durfte man diese Werke als modern in dem Sinne ansprechen, daß sie inhaltlich und in der musikalischen Sprache unverwechselbar in unsere Zeit gehören.

Eine solche Kombination des Gegenwärtigen mit dem Alten für den festlichen Rahmen Schwetzingens zu finden, ist eine besondere geistige Leistung. Sie soll von der Dramatiker-Union mit dieser Auszeichnung gewertet werden.“

Bühnenstücke:

- „Der Disziplinarfall Larsen“, Schulkomödie (1939)
- „Bagatellen“, Zweipersonenkomödie (1940)
- „Zwischen Stuttgart und München“, Volksstück (1940 — bis jetzt ca. 4000 Aufführungen, im August 1978 im ARD-Fernsehen)
- „Besuch aus Schweden“, Lustspiel (1941)
- „Die Brüder Salcher“, Schauspiel (1942)
- „Wochenendfreuden“, Freilicht-Lustspiel (1942)
- „Der Rappelkopf“, Komödie nach Goldoni (1943 gemeinsam mit Fr. Schreyvogel)
- „Stefan mit der langen Nase“, Bühnenmärchen (1946)
- „Rapunzel und die Zaubermühle“, Bühnenmärchen (1947)
- „Das gestohlene Märchen“, Bühnenmärchen (1948)
- „Ungebetene Gäste“, Kriminalstück (unter Pseudonym 1952, 1957 im Fernsehen der DDR)
- „Romantische Zeiten“, Komödie (1954)



Eugen Pfaff

(Foto: Hugo Jehle, Copyright by Süddt. Rundfunk Stuttgart)

Hörspiele:

- „Der Jubilar“ / „Liebe im Sand“ / „Coelestina“ (nach Binding) / „Genoveva oder Der gute Geist des Hauses“ / „RX 131“ / „Bei Geisenheimer“ (nach Wodehouse) / „Hahnemann“ / „Der Budapester Narr“ / „Der Bombenleger von New York“ (Dokumentation) / „Gericht über Nobile“ (Dokumentation) / „Der Fürst der Diebe vor Gericht“, und andere.

Außerdem:

Ca. 10 Features, ca. 40 Funk-Feuilletons (vorzugsweise für Willy Reichert), Funkbearbeitungen, Vorträge, Sketche, Verfasser des heiteren Romans „Mit Familienanschluß“.

Musik im Schwetzingen Carl Theodors

Werner Steger, Heidelberg

Wenn Kurfürst Carl Theodor im Frühjahr mit etwa fünfzehnhundert Personen von Mannheim in seine Sommerresidenz Schwetzingen übersiedelte, gab es dort jedesmal ein „Erwachen“ der Musik. Nicht nur in der Umgebung des Schlosses und des Parks, son-

dern auch in den Straßen und Gassen des Dorfes waren Gesang und Instrumente zu hören. Gerade während der warmen Jahreszeit kamen zahlreiche Reisende, darunter Musiker und Musikkenner, an den kurpfälzischen Hof, und so stammen aufschlußreiche

Berichte über das Orchester, die Solisten und Komponisten der sogenannten „Mannheimer Schule“ aus Schwetzingen, oder sie basieren doch auf Eindrücken, welche die Schreiber in der Sommerresidenz empfangen haben.

Schon Anfang der vierziger Jahre, bald nach seinem Regierungsantritt, hatte Carl Theodor mit dem Aufbau seiner hervorragenden Hofkapelle begonnen. Zum Teil konnte er da auf Musiker zurückgreifen, die bereits seinem Vorgänger dienten. Schlüsselfigur wurde aber der damals noch junge Geiger Johann Wenzel Stamitz. Der gebürtige Böhme war der geniale Musiker, mit dem sich ehrgeizige Pläne und höchste Ansprüche verwirklichen ließen. Stamitz, der Konzertmeister, band weitere hervorragende Künstler an den kurpfälzischen Hof. Als er 1757, erst neununddreißigjährig, starb, führten die Erben das hohe Niveau seiner Arbeit bruchlos weiter: Für einige Jahrzehnte unterhielt Kurfürst Carl Theodor das wohl beste Orchester Europas und damit der musikalischen Welt überhaupt!

In den Berichten der kompetenten Besucher spiegelt sich das. Und da finden sich auch begeisterte Worte über das musikalische und musizierende Schwetzingen. Für den Dichter Christian Friedrich Daniel Schubart zählte nicht zuletzt das Geheimnisvoll-Atmosphärische: „Wenn der Churfürst in Schwetzingen war und ihm sein vortreffliches Orchester dahin folgte, so glaubte man in eine Zauberinsel versetzt zu seyn, wo alles klang und sang.“ Von „wollüstigster Musik“ und „magischen Tönen der Virtuosen“ spricht er.

Die Stimme des sachlich urteilenden Musikers vernimmt man aus einem Brief Leopold Mozarts, der im Juli des Jahres 1763 mit seinen Wunderkindern Nannerl und Wolfgang Amadeus in Schwetzingen Station machte: „Das Orchester ist ohne Widerspruch das beste in Teutschland, und lauter junge Leute, und durchaus Leute von guter Lebensart, weder Säufer, weder Spieler, weder liederliche Lumpen; so, daß sowohl ihre Conduite als ihre Production hochzuschätzen ist.“

Besonders ergiebige Nachrichten über die Musik am Schwetzingener Hof besitzen wir von dem englischen Musikgelehrten und Komponisten Charles Burney (1726—1814). Um Material für eine geplante große Musikgeschichte zu sammeln, bereiste er Anfang der siebziger Jahre verschiedene Länder Europas. Über die Eindrücke, die er damals an wichtigen Orten des Musiklebens empfing, veröffentlichte er ein dreiteiliges Werk, das derart auf Interesse stieß, daß es fast unmittelbar nach der englischen Originalausgabe auch in deutscher Übersetzung gedruckt wurde. In diesem „Tagebuch einer musikalischen Reise“ finden sich achteinhalb Seiten über Schwetzingen.

Burneys großes Lob galt ebenfalls dem Orchester: „Ich kann diesen Artikel nicht verlassen, ohne dem Orchester des Churfürsten Gerechtigkeit zu erweisen, welches mit Recht durch ganz Europa so berühmt ist. Ich fand wirklich alles daran, was mich der allgemeine Ruf hatte erwarten lassen. Natürlicher Weise hat ein stark besetztes Orchester grosse Kraft. Die bey jeder Gelegenheit richtige Anwendung dieser Kraft aber muß die Folge einer guten Disciplin seyn. Es sind wirklich mehr Solospieler und gute Komponisten in diesem, als vielleicht in irgend einem Orchester in Europa. Es ist eine Armee von Generälen, gleich geschickt einen Plan zu einer Schlacht zu entwerfen, als darin zu fechten.“

„Eine Armee von Generälen“: Damit ist ein Stichwort gefallen, das immer wieder gern zitiert wird. Ein Klangkörper stand dem Kurfürsten zur Verfügung, in dem nicht nur vorzügliche Instrumentalisten saßen, sondern zugleich fähige Komponisten, von denen einige weit über ihren Wirkungsort hinaus einen Namen hatten. Gerade ihre Hinterlassenschaft ist es, die uns Heutigen den entscheidenden Einblick in die Musikblüte der „Mannheimer Schule“ erlaubt. Und deshalb sind es in erster Linie diese Kompositionen und ihre Schöpfer, die heute bedeutsam erscheinen. Aber ist solch ein reiches, wertvol-

les Musikschaffen nicht eigentlich nur deshalb denkbar, weil den Komponisten die Möglichkeit zu einer — nach damaligen Maßstäben — vollkommenen tönenden Wiedergabe ihrer Werke offenstand? Bei allem, was wir da noch ermitteln und schildern können, müssen wir an den idealen Boden denken, auf dem es sich entfaltete!

Ein Spitzenorchester der damaligen Zeit unterhielt der Kurfürst. Ein Orchester mit unvergleichlicher Disziplin — sie scheint sich besonders bei den Streichinstrumenten gezeigt zu haben. Mit einem solchen Klangkörper ließen sich Grenzen des Möglichen testen oder auch besondere Wirkungen erproben und als Elemente des stilistischen Rahmens stabilisieren. Man hat zum Beispiel den Komponisten am Hofe Carl Theodors eine Reihe von „Neuerungen“ zugeschrieben, und andere Musikforscher haben die Urheberschaft der „Mannheimer“ für diese oder jene neue Möglichkeit wieder bezweifelt oder gar widerlegt. Aber tatsächlich ging es nicht ums „Erfinden“ von Neuem, sondern um seine schöpferische Handhabung, Auswertung und Kultivierung.

So wurde das Orchester crescendo, das mitreißende Anschwellen der Lautstärke, nicht von den Musikern um Johann Stamitz „erfunden“ — aber immerhin waren sie es, die mit dem Blick auf ihr ausgezeichnetes Orchester diese Möglichkeit in aufsehenerregender Weise in die Komposition einbezogen. Überhaupt boten sich hier die Möglichkeiten, das weite Feld der „musikalischen Dynamik“ auszuloten — in der instrumentalen Praxis, aber auch im Denken und Planen des Komponisten. Wenn man schon mit der Wirkung unterschiedlicher Grade der Lautstärke „spielt“, so kommt dies eben dort optimal zu Geltung, wo ein Orchester die Intentionen optimal verwirklicht: Forte und Piano, Laut und Leise werden in Carl Theodors Hofkapelle sogar zu wichtigen Aspekten der kompositorischen Absicht.

Charles Burney schreibt denn auch über das Orchester des Kurfürsten: „Hier war es, wo



Ferdinand Ignaz Joseph Fränzl (24. 5. 1767
Schwetzingen † 27. 10. 1833 Mannheim)
Ölbild um 1817 von Gerhard von Kügelgen*

man bemerkte, daß das Piano sowohl als das Forte musikalische Farben sind, die so gut ihre Schattierungen haben, als Roth oder Blau in der Mahlerey.“ Und eine Bemerkung Christian Friedrich Daniel Schubarts zielt in dieselbe Richtung: „Sein (des Orchesters) Forte ist ein Donner, sein Crescendo ein Catarakt, sein Diminuendo — ein in die Ferne hin plätschernder Krystallfluß, sein Piano ein Frühlingshauch.“

Es wird berichtet, daß gerade das Crescendo der „Mannheimer Schule“, dieses packende Anschwellen der Orchesterkraft, eine ungeheure Wirkung auf die Zuhörer ausübte. Wer will, kann solche Werke auch am Schreibtisch im Hinblick auf die Verteilung der Lautstärke analysieren, und es ist oft verblüffend, was sich da für abwechslungsreiche graphische Muster zeigen, wenn die Auffächerung in Licht und Schatten oder in Rot und Blau — wie immer man das vergleichen mag — entsprechend dargestellt ist.

Wenn auch Kammer- und Kirchenmusik, Oper und Ballett am Hof des Kurfürsten eine erhebliche Rolle spielten: Über die Jahrhunderte hinweg wird all das überstrahlt von der Arbeit des Orchesters.

Auf dem Boden der Orchesterarbeit aber gelangte damals eine Gattung ins Zentrum des Geschehens, die zwar schon eine Vorgeschichte hatte, nun jedoch ganz besonderes Gewicht bekam: die Sinfonie. Ein mehrsätziges Werk, das ja Jahrzehnte später gewaltig an Ausdehnung gewinnen sollte, jetzt aber noch nach seiner „Gestalt“ suchte. An verschiedenen Zentren des musikalischen Europa wurden bereits Sinfonien komponiert, doch zumeist noch dreisätzig, für die das Vorspiel zur italienischen Oper das Modell lieferte. In Mannheim pflegte man früh den viersätzig Typus, mit einem Menuett an dritter Stelle. Wichtig für die künftige Entwicklung war dabei, wie im Eingangssatz allmählich ein zweites Thema an Bedeutung gewann.

Diese Orchestersprache vertritt einen frischen Wind, der damals Einzug hält in der Musik. Der zu einer gelösteren Musizierweise führt und den gewichtigen Barockstil in Frage stellt. Schon im früheren 18. Jahrhundert finden sich solche Tendenzen. In der Oper beispielsweise gewinnen sie Raum oder in einer ganz anderen Region wie der französischen Cembalomusik der „Clavecinsten“. Vom „galanten Stil“ spricht man gerne bei dieser gefälligeren, leichtfüßigeren Musizierweise — selbst in den Instrumentalwerken Johann Sebastian Bachs deutet sie sich an.

Doch gerade die Musiker um Carl Theodor gehen in dieser verspielten Welt der Rokokomusik noch einige Schritte weiter. Ausdruckhaftes, Menschliches, Subjektives kommt bei ihnen hinzu. Man spricht vom „empfindsamen Stil“ oder — wo sich die expressiven Aspekte noch weiter verdichten — vom „Sturm und Drang“. Von hier läßt sich auch die Bedeutung der „Dynamik“ für die Musik der Mannheim Schule anders betrach-

ten: Gerade das mitreißende Crescendo, eines der herausragenden Merkmale dieser Kunst, kann man ja ideal in den Dienst des Ausdruckhaften stellen, und entsprechend sind auch die Schattierungen im Bereich von „Forte“ und „Piano“ verwendbar. Da zeigt es sich: Neue Mittel setzen sich in der Kunst erst dann durch, wenn die Zeit reif ist und die technischen Voraussetzungen für ihre Realisierung geschaffen wurden.

Auch für die Frühgeschichte des bis heute üblichen Sinfonieorchesters mit einem Stamm von Streichern und hinzutretenden Bläsern wurden am Hofe Carl Theodors entscheidende Weichen gestellt — obgleich in vielen Werken das jetzt so vertraute Modell erst im Grundriß erkennbar wurde, wenn zum Beispiel zu 1. und 2. Violine, zu Viola, Violoncello und Kontrabaß vorerst nur wenige Bläserstimmen hinzukamen. Zu Recht schreibt Wulf Konold im gerade 1985 erschienenen 5. Band des Neuen Handbuchs der Musikwissenschaft: „Es ist . . . nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, die Mannheimer Kapelle sei so etwas wie das erste ‚Orchester‘ im heutigen Sinn: ein aufeinander eingespieltes, konstant besetztes Ensemble mit einer einheitlichen technischen Ausrichtung und klanglichen Disziplinierung.“

Hier, in diesem hervorragenden Klangkörper seiner Zeit, gewann man — für uns noch aus den Kompositionen spürbar — auch ein Gefühl für neuen Umgang mit der Farbe. Neue instrumentale Möglichkeiten wurden der Praxis erschlossen; so benutzte man schon in den fünfziger Jahren die Klarinette, die um 1700 von Johann Christof Denner entwickelt wurde und einen langen Weg bis zur selbstverständlichen Verwendung als Orchester- und Soloinstrument vor sich hatte. In seiner Glanzzeit war das Orchester des Kurfürsten wie folgt besetzt: zweimal zehn Violinen, vier Violen, vier Celli, zwei Kontrabässe, je zwei Flöten, Oboen, Klarinetten, Fagotte, Hörner und Trompeten sowie Pauken. Wichtige neue Funktionen übernahmen die Hörner: Durch lange ausgehaltene Töne

können sie Strecken gliedern und Harmonien miteinander verklammern.

Bemerkenswert ist, daß sich die Komponisten an Carl Theodors Hof eine Reihe von Lieblingswendungen angewöhnten, die bei den verschiedensten Kompositionen wiederkehren, wenn auch in variiertester Gestalt und in wechselnden Zusammenhängen. Man spricht von den „Mannheimer Manieren“, und einige dieser Wendungen wurden auch mit Namen belegt, wie „Walze“, „Seufzer“, „Rakete“, „Bebung“, „Vögelchen“ oder „Funken“.

Vater Leopold Mozart gebrauchte einmal das Wort vom „vermaniierten Mannheimer göüt“. Nun, das ist abwertend gemeint. Aber man muß sich vor Augen halten: Nur wirklich unbedeutende Komponisten verwenden solche Elemente schematisch, trocken, unschöpferisch. Die Großen der Mannheimer Schule wußten geistvoll, farbig und spannend mit ihnen zu arbeiten. Das galt auch für Wolfgang Amadeus Mozart, der nicht nur während seiner Mannheimer Zeit von solchen „Manieren“ Gebrauch machte.

Seines Vaters Anmerkung betraf übrigens die Klaviersonate C-Dur KV 309 des Sohnes, die 1777 in Mannheim entstand, und die Briefstelle lautete im Zusammenhang: „Sie (die Sonate) hat was vom vermaniierten Mannheimer göüt darinne, doch nur so wenig, daß deine gute Art nicht dadurch verdorben wird.“

Gerade eine solche „gute Art“ besaßen aber auch viele Komponisten am kurfürstlichen Hof. Für uns bleibt festzuhalten, daß diese Musiker über so etwas wie eine gemeinsame Basis von typischen Gesten verfügten, die ihre Formulierungen wesentlich trägt. Übrigens ist wichtig, daß diese Wendungen bei den „Mannheimern“ eben lediglich bevorzugt wurden; antreffen aber kann man sie bei allen möglichen Komponisten — bis in die heutige Zeit.

So mündet auch dieser Punkt unserer Erörterungen in der Feststellung, daß nicht das Einsetzen bestimmter Mittel und Neuerun-

gen als entscheidend gelten muß; ausschlaggebend wurde vielmehr, auf welchem hohem Niveau diese Aspekte zur Synthese fanden.

Bei den Musikern der Mannheimer Schule handelte es sich nicht um eine Gruppe von Künstlern, die nur im Ganzen zu sehen ist. Schon die jahrzehntelange Entwicklung der kurpfälzischen Musik und die besondere Gewichtung bei einzelnen ihrer Vertreter läßt eine solche Vorstellung als unangemessen erscheinen. Nein, im Gegenteil: Auch hier haben wir es mit Persönlichkeiten von ausgeprägtem künstlerischem Profil zu tun — und manchmal mit lustigen Käuzen, um die sich Anekdoten ranken.

Befassen wir uns einmal etwas näher mit diesen Personen und Persönlichkeiten. Einige der älteren stammten, wie auch Johann Stamitz, aus Böhmen oder überhaupt aus dem Gebiet der Donaumonarchie. So Franz Xaver Richter (1709—1789), dessen Geburtsort allerdings nicht exakt zu ermitteln ist. Er hatte die Position eines Vizekapellmeisters in Kempten inne, bevor er 1747 als Violinist und Sänger in den Dienst Carl Theodors trat. 1769 siedelte er nach Straßburg über, wo er das Amt des Kapellmeisters am Münster übernahm. In seinen Werken überrascht oft die Schichtung der kompositorischen Arbeit: Barocke Elemente, die sich mit dem Mannheimer Geschmack mischen, sind unverkennbar. Richter ist ein Musiker, der zwischen den Stilen steht.

Ignaz Holzbauer (1711—1783) war Wiener. 1753 wurde er als Kapellmeister an den kurpfälzischen Hof verpflichtet; er hatte zuvor in Stuttgart gewirkt. Unter vielen Kompositionen aller Art ist seine dreiaktige Oper „Günther von Schwarzburg“ hervorzuheben, eine Oper in deutscher Sprache — damals eine Seltenheit. Wolfgang Amadeus Mozart, der eine Aufführung des Werkes miterlebte, schrieb an seinen Vater: „Das ist nicht zu glauben, was in der Musik für Feuer ist.“ Auch der Kirchenkomposition widmete sich Holzbauer — mit Werken, die heute kaum bekannt sind. Holzbauer erlitt ein ähnliches

Schicksal wie später Ludwig van Beethoven: Er verlor sein Gehör.

Dem Alter nach folgt erst jetzt Johann Stamitz (1717—1757), von dem ja immer wieder die Rede sein muß, wenn man vom Orchester Carl Theodors berichtet. Hier sei noch auf zwei Punkte hingewiesen, die das Weiterwirken des Meisters betreffen. Einmal auf seine Erfolge, die er in den letzten Lebensjahren durch Reisen nach Paris errang; man feierte ihn dort als überragenden Vertreter eines modernen Stiles. Der internationale Ruf des Komponisten offenbart sich noch bei Burney, der Schwetzingen ja erst lange nach Stamitz' Tod besuchte; er preist den „berühmten Stamitz, von dessen Feuer und Genie sich in grossem Maasse der gegenwärtige Synfonienstyl herschreibt, der so voller grossen Wirkungen, so voller Licht und Schatten ist.“ Sehr wichtig für die folgenden Jahrzehnte war Johann Stamitz aber auch als Lehrer; viele namhafte spätere Orchestermitglieder wurden von ihm unterrichtet.

So Carlo Giuseppe Toësch, Anton Filtz, Franz Beck und Christian Cannabich, die zur Altersgruppe der um 1730 Geborenen gehörten. Toësch (1731—1788) war seit 1752 Geiger und später auch Konzertmeister in der kurfürstlichen Hofkapelle. Als der Hof 1778 nach München übersiedelte, begleitete der Künstler seinen Herrn, und der machte ihn 1780 zum „Musikdirektor“.

Eine legendenumwobene Gestalt ist der gebürtige Böhme Anton Filtz, ein hervorragender Cellist und Komponist. Er scheint ein großer Spaßvogel gewesen zu sein, denn anders kann man sich kaum die makabren Berichte erklären, die sich mit dem frühen Tod dieses Musikers verbinden. Es wird nämlich behauptet, Filtz habe Spinnen von der Wand genommen und gegessen; er sei der Meinung gewesen, die Tiere hätten den Geschmack von Erdbeeren — auch seriöse Autoren überlieferten diese unappetitliche Mär. Nun, so ernst ist sie sicher nicht zu nehmen, und ein früher Tod mit 30 Jahren war 1760 keine

Seltenheit. Übrigens schrieb Filtz in seinem kurzen Leben mehr als 40 Sinfonien sowie Konzertwerke und wertvolle Kammermusik. Seltsame Umstände prägten auch das Leben von Franz Beck (1734—1809). Vermutlich mußte er wegen eines Duells die Vaterstadt Mannheim verlassen. Er hielt sich dann hauptsächlich in Frankreich auf. In Marseille war er zeitweise Konzertmeister, in Bordeaux Dirigent; auch in Paris stellte er einige seiner Werke vor, darunter eine Oper „L'île déserte“. Am letzten Tag des Jahres 1809 starb Franz Beck in Bordeaux.

Gebürtiger Mannheimer war auch Christian Cannabich (1731—1798). Er gehörte bereits mit dreizehn Jahren der kurfürstlichen Hofkapelle an, hatte jedoch später noch Gelegenheit, seinen geistigen und künstlerischen Horizont in Italien zu erweitern. Im kurfürstlichen Orchester wurde er Konzertmeister und Direktor der Instrumentalmusik; Schubart rühmt ihn: „Er hat eine ganz neue Bogenlenkung erfunden und besitzt die Gabe, mit dem bloßen Nicken des Kopfes und Zucken des Ellenbogens das größte Orchester in Ordnung zu erhalten . . . Das Colorit der Violinen hat vielleicht noch niemand so durchstudiert, wie dieser Meister.“ Eine Spezialität des Komponisten Cannabich war das Ballett: Etwa vierzig Werke dieser Art schrieb er, von denen zahlreiche damals nachweislich in Schwetzingen zur Aufführung kamen.

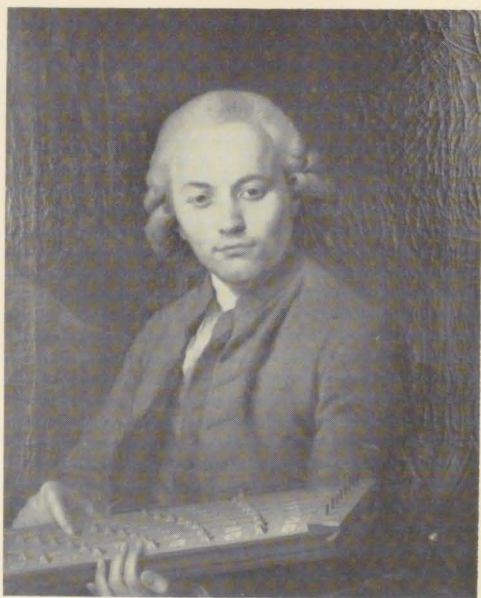
Von den beiden Musiker-Söhnen Johann Stamitz' zeigt sich der 1745 geborene Carl als der bedeutendere. Er verließ seine Heimat und errang große Erfolge in der „weiten Welt“ — als Virtuose der Violine, der Bratsche und der Viola d'amore. Schon fast fünfzig war er, als er in die Position eines akademischen Musikdirektors nach Jena berufen wurde. Trotz aller Erfolge befand sich Carl Stamitz, so wird berichtet, immer wieder in erheblichen finanziellen Nöten; um ihnen zu entkommen, verschrieb er sich der Kunst der Alchemie. Aber auch als er in Jena zusammen mit Studenten den Geheimnissen des

Goldmachens nachspürte, wurden einige furchteinflößende chemische Reaktionen die einzigen nennenswerten Ergebnisse.

Andere Musikernamen zeigen uns ebenfalls, daß die Vertreter der „Mannheimer Schule“ zum Teil Söhne älterer Hofmusiker waren. Kamen sie in der warmen Jahreszeit zur Welt, so wurde hin und wieder gar Schwetzingen zum Geburtsort. Überhaupt sind in den Schwetzingen Kirchenbüchern häufig Mitglieder des Orchesters oder ihre Angehörige erwähnt: Es gab ja nicht nur Geburten und Taufen (bei denen dann der Pate mit genannt wurde), sondern ebenso Eheschließungen und Todesfälle.

Einer der bedeutendsten Repräsentanten der späteren Generation war „Schwetzingen“: Franz Danzi. Als Sohn des Hofmusikers Innocenz Danzi und dessen Ehefrau Barbara (einer Toeschi) wurde er am 15. Juni 1763 geboren; Paten waren Ignaz Fränzl und Susanna Toeschi; Paten waren Ignaz Fränzl und Susanna Toeschi — die Nennung dieser Namen den verschiedenen Musikerfamilien ergaben. Der junge Danzi war zunächst Cellist; beim Wegzug des Hofes begleitete er den Kurfürsten nach München, wo er später zum Vizekapellmeister avancierte. Nach dem frühen Tod seiner Frau (der Sängerin Margarethe Marchand) zog er sich für einige Jahre vom Musikleben zurück. Von 1807 bis 1812 war er dann Hofkapellmeister in Stuttgart; dort gehörte Carl Maria von Weber zu seinen Freunden. Als Karlsruher Hofkapellmeister starb Danzi 1826. Er wird als ein besonders warmherziger, sensibler und aufrichtiger Charakter geschildert. Von seinen Werken finden heute vor allem noch die Bläserquintette Beachtung; wir wissen aber auch von mindestens 16 Opern (darunter einer „Turandot“) und acht Sinfonien, von Konzerten, Kirchenmusik und anderem.

Ebenfalls aus Schwetzingen stammte Ferdinand Fränzl (1767—1833). Der Sohn des Geigers und Stamitz-Schülers Ignaz Fränzl ging einen ähnlich erfolgreichen Lebensweg wie Danzi. Als Violinvirtuose hatte er inter-



*Georg Joseph Vogler,
gen. Abbé Vogler (1749—1814)*

national große Erfolge; er war später Hofkapellmeister und Direktor der Deutschen Oper in München. In seinen letzten Lebensjahren wohnte Fränzl wieder im unvergessenen Mannheim, wo er auch starb. Carl Maria von Weber nannte den Musiker einen „ausgezeichnet wackeren Künstler“. Louis Spohr, der einst als Geiger mit dem Zeitgenossen Paganini konkurrierte, begegnete Fränzl 1803 in Rußland, und er berichtet: „Der vorzüglichste der damals in Petersburg anwesenden Geiger war ohne Zweifel Fränzel. Er kam eben aus Moskau zurück, wo er zu sechs Concerten für dreitausend Rubel engagirt war.“ Und Schubart urteilte: „Fränzel ist ein Geiger der Liebe; man kann nichts süßeres, einschmeichelnderes hören, als seinen Vortrag und seine Erfindungen. Er ist einer der lieblichsten Violinisten unserer Zeit. Die von ihm gesetzten Violinstücke gehören unter die besten dieser Art.“ Auch der Komponist Fränzl beeindruckte also den kunst sinnigen Schubart!

Ein weiterer gebürtiger Schwetzingen sei hier erwähnt: Johann Friedrich Eck (1767—1838). Er war Sohn des kurfürstlichen Waldhornisten Georg Eck und hatte noch einen Bruder Franz, der als Geiger zu einiger Bedeutung gelangte. Der „Schwetzingen“ Eck wurde Konzertmeister und Musikdirektor in München; dann verlor sich seine Spur in Frankreich.

Die späten Vertreter der Mannheimer Schule, zu denen man auch den von Mozart unfreundlich beschriebenen Abbé Georg Vogler (1749—1814) rechnen muß, führten die Impulse ihrer musikalischen Heimat über die Zeit der Wiener Klassik hinaus in die der Romantik, ins 19. Jahrhundert. Franz Danzis Freundschaft mit Carl Maria von Weber, die nicht zuletzt das Schaffen Webers wesentlich beeinflusste, bildete beispielsweise eine der Brücken von Mannheim und Schwetzingen hin zur „übernächsten“ Epoche. Die Wiener Klassik, insbesondere in der Person Mozarts, und die Romantik nahmen die blutvollen Anregungen aus der Kurpfalz dankbar entgegen. Bei alledem darf man aber nicht übersehen, daß uns auch die Komponisten am Hofe Carl Theodors selbst eine faszinierende eigenschöpferische Hinterlassenschaft geschenkt haben.

Reiches Musikleben entfaltete sich im Sommerschloß des Kurfürsten und in seinem Park — auf der „Zauberinsel“ seines „Hesperidengartens“, wie Schubart schwärmt. Ein besonderer Ort großer musikalischer Ereignisse wurde natürlich das 1752 erbaute Theater; es kamen da nicht nur Werke von Komponisten des Hofes zur Aufführung, sondern selbstverständlich orientierte man sich auch am Schaffen der „Welt“.

Nicht alles ist exakt nachzuweisen, was sich in diesem Rokokotheater „ereignete“, das heute wieder für Opern, Schauspiele und Konzerte der Schwetzingen Festspiele zur Verfügung steht. Doch wissen wir etwa über eine Inszenierung von Pergolesis berühmtem Intermezzo „La serva padrona“ gleich aus dem Eröffnungsjahr 1752 — einem Drei-

Personen-Stück, das sich für den „kleinen“ Schwetzingen Rahmen besonders eignete. In diesem Falle sind wir deshalb so genau über die Aufführung im Rokokotheater informiert, weil sie für den bayerischen Kurfürsten gegeben wurde, der gerade in der Sommerresidenz zu Besuch weilte. Im übrigen sangen und spielten natürlich in Schwetzingen dieselben Künstler wie in Mannheim, so daß man kaum trennen kann, wo die einzelnen Werke aufgeführt wurden und wo nicht. Unter den Komponisten, die mit Opern in den kurfürstlichen Theatern vertreten waren, finden sich Niccolò Jommelli, Baldassare Galuppi, Christoph Willibald Gluck, Johann Adolph Hasse, Antonio Salieri und — sehr wichtig! — Johann Christian Bach. Von den Musikern des Hofes ist Ignaz Holzbauer besonders häufig verzeichnet.

Eine magnetische Anziehungskraft übte das Orchester des Kurfürsten Carl Theodor auf Musikkennner und Musikfreunde aus. Sie spiegelte sich in den Worten Christoph Martin Wielands, die er einem Freund schrieb: „Nach Mannheim muß ich, denn ich will und muß einmal in meinem Leben mich recht an Musik ersättigen, und wann oder wo werde ich jemals dazu bessere Gelegenheit finden?“ Auf seine Reise zum kurfürstlichen Hof im Jahre 1777 freute er sich „wie Kinder auf den heiligen Christ“.

Zu den Musikern, die damals Schwetzingen besuchten, gehörten Mozart, Gluck und der Bach-Sohn Johann Christian. Wolfgang Amadeus Mozart kam, wie gesagt, schon als Büblein (1763) in das Dorf. Im „Roten Ochsen“, in der heutigen Dreikönigstraße, nahm Vater Leopold mit seinen Kindern Quartier. „Meine Kinder haben ganz Schwetzingen in Bewegung gesetzt“, berichtet er, „und die Churf. Herrschaften hatten ein unbeschreiblich vergnügen, und alles geriet in verwunderung.“ Auf dem Weg nach Paris hielt sich Wolfgang Amadeus 1777/78 längere Zeit in Mannheim auf — es war Herbst und Winter, somit befand sich der Hof gerade nicht in Schwetzingen. In Mannheim verliebte sich

Mozart in Aloysia Weber und lernte deren Schwester Konstanze kennen, die später seine Frau wurde. Gern hätte der 22jährige Komponist eine Stelle am Hofe Carl Theodors übernommen; aber der Kurfürst mußte wohl fürchten, daß die Kollegen sich neben dem jungen Genie zurückgesetzt fühlen würden. Im Jahr vor seinem Tod sah Mozart den Schwetzinger Park ein letztes Mal. Christoph Willibald Gluck war 1774 in Schwetzingen. Der Kurfürst beschenkte den

verehrten Meister mit einem Fuder Weines. Nach einem Mahl mit edlen Getränken soll Gluck bei einer Aufführung der Pastoraloper „Amor vincitore“ von Johann Christian Bach eingeschlafen sein. Dieser „Londoner“ Bach, ein Sohn Johann Sebastians, gehörte ebenso zu den vom Kurfürsten hochgeschätzten Komponisten. Zeitweise weilte er als Gast am kurpfälzischen Hof und schuf Kompositionen im Auftrag Carl Theodors.

Neue Ausgrabungen in Schwetzingen 1985

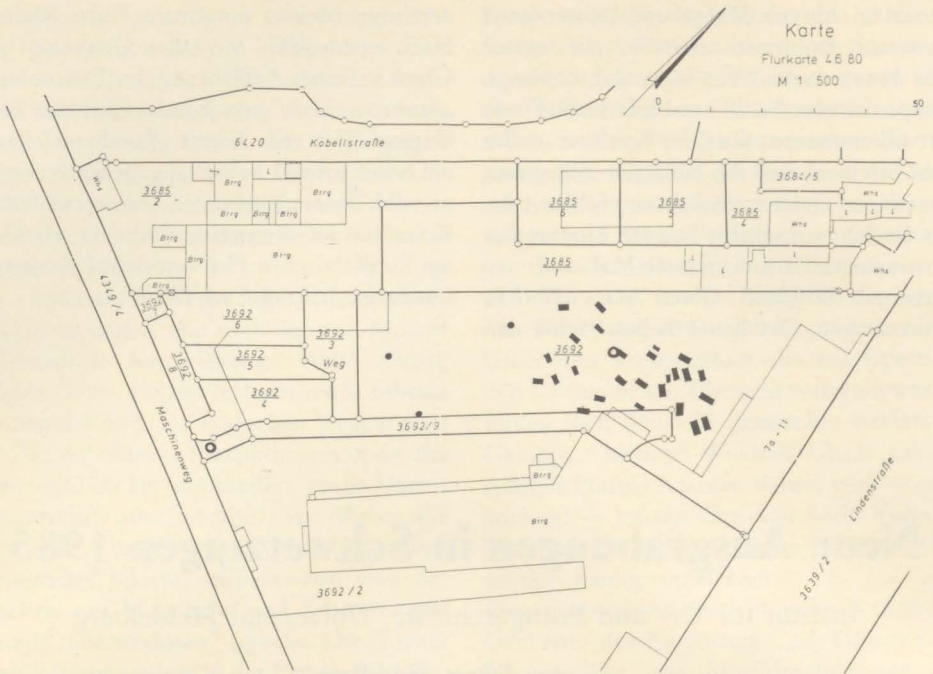
Institut für Ur- und Frühgeschichte, Universität Heidelberg

Clemens Eibner, Heidelberg

Der Initiative der Badischen Heimat Ortsgruppe Bezirk Schwetzingen ist es zu danken, daß dem schon hundert Jahre bekannten Fundgelände der ehemaligen Aktienbrauerei in Schwetzingen wieder das Augenmerk geschenkt wurde. Im Juli und im Oktober 1985 wurden in dem Baugelände im Auftrag des Landesamtes für Denkmalpflege mit Unterstützung des Bauherrn (SÜBA) und ganz besonders mit zweimaliger spontaner Beihilfe durch die Stadt, sowie die zeitweilige Mithilfe von Schülern der Karl-Friedrich-Schimper-Realschule Ausgrabungen vom Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Heidelberg durchgeführt. Die Hauptlast der Arbeit lag bei den auf der Lehrgrabung praktizierenden Studentinnen und Studenten. Das Grabungsgelände war aus mehreren Gründen ausgewählt worden. Zum einen lag der Verdacht nahe, ein schon im vorigen Jahrhundert gefundenes merowingerzeitliches Gräberfeld werde sich auch weiterhin erfassen lassen, zum anderen war

durch die baulichen Maßnahmen und Veränderungen des Brauereigeländes seit dem vorigen Jahrhundert auch mit ausreichenden Schichtenfolgen unterschiedlichen Inhalts zu rechnen.

Erfreulicher Weise stellte sich dieser Erfolg auch ein. Der schon durch die alten Berichte angesprochene intensive Hopfenanbau ließ sich stratigraphisch durch die teilweise stark verrotteten Hopfenstangen und die für die intensive landwirtschaftliche Nutzung in den Profilen sich abzeichnende Rigolung des Bodens (Auflockerung mit dem Spaten bis 70 cm Tiefe) gut nachweisen. Die Brauerei hinterließ mit ihren verrotteten Eisenabfällen zumeist vom Rost einer Feuerung (Sudhaus!); aber auch von vollständig verkalkten, äußerlich verrosteten Röhren wohl eines Dampfkessels (Energie) und zerbrochenen Flaschenresten mit Porzellanstöpseln, die als Irrläufer die Namen anderer Brauereien trugen, mit teilweise tief in den Boden reichenden Störungen (bei 3 m war z. B. die Basis



Ausschnitt zur Flurkarte mit der Bauparzelle Lindenstraße 7. In zarten Linien alter Bebauungszustand. Schwarze Rechtecke: Lage der einzelnen Gräber, Punkte: menschliche Knochenreste (disloziert?), die beiden Kreisringe geben die neckarsuebischen Siedlungsreste an. Auf der Parzelle 3685/5 u. 6 Funde von 1966.

noch nicht erreicht), in denen neben dem Schutt und vermischten Erdmassen auch großen Mengen von Koksschlacke beseitigt wurden, deutliche Spuren. Eine sehr sauber fundamentierte Mauer des ehemaligen Stalls war aus sorgfältig gearbeiteten Bruchquadern aus Buntsandstein gefügt und reichlich gemörtelt. Das westlich anschließende, nicht unterkellerte Areal ergab Siedlungsspuren neckarsuebischer Zeit, darunter einen teil- ausgegrabenen Brunnenschacht, aus dem auch Kleinfunde wie Spinnwirtel und eine Bronzefibel stammen. In diesem Areal soll die Untersuchung im nächsten Frühjahr fortgesetzt werden.

Bei weitem der wichtigste Teil der Ausgrabung war aber jenes schon vor hundert Jahren nur sehr summarisch bekanntgewordene Gräberfeld, das in den Jahren 1884, 1888,

1899, 1902, 1903, 1904 und zuletzt 1966 Funde hergab. Es hat, wie Erich Gropengießer wohl zu recht vermutet, einen Zusammenhang mit dem Gräberfeld, das nahe der „röm. Wasserleitung im Schwetzingen Schloß“ gefunden wurde, nicht aber mit dem zeitgleichen Gräberfeld am Süden des Schloßparks im Bereich der Moschee. Die Nennung eines Ober- und Unterschwetzingen (O.-Sch. = suezige supra ripa swazaha) könnte auf die beiden Gräberfelder bezogen sein. Schwieriger ist die Frage zu beantworten, wer hier bestattet wurde und warum die Bestatteten, wie noch zu zeigen sein wird, überdurchschnittlich ausgestattet waren. Aus der Verteilung der Gräberfelder, die vor die Errichtung der merowingischen Macht unter Chlodwig fällt, und der grundsätzlichen Verlagerung der merowingerzeit-

lichen Gräberfelder läßt sich doch wohl, wie zuletzt Christlein formulierte, nur ableiten, daß die Gräberfelder unter fränkischer Oberhoheit standen. Die schriftlichen Quellen der Karolingerzeit legen aber nahe, daß dieses Schwetzingen in den Lobdengau mit Lopodunum-Ladenburg als Zentrum gehörte, auch wenn das Kloster Lorsch (das auch aus Schwetzingen Besitzungen erhielt) dem nachmaligen Rechtsträger des Lobdengaus dem Bischof von Worms wirtschaftlich harte Konkurrenz machte. Die Verteilung der merowingerzeitlichen Reihengräberfelder und Einzelgräber im Lobdengau belegt eindrücklich die hohe Übereinstimmung zu den alten Ortsnamen auf -ingen und -heim, weist aber auch viele heute abgekommene Ortschaften, sogenannte Wüstungen nach, deren Namen wir z. T. aus den Urkunden kennen.

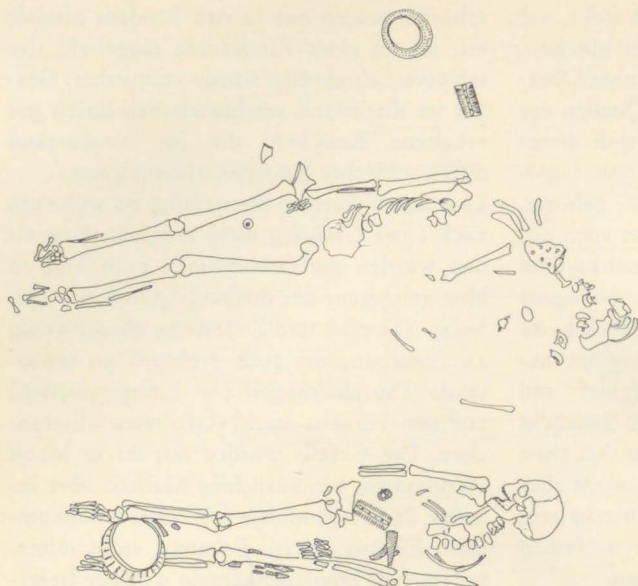
Ob und inwieweit unser Gräberfeld eine Sonderstellung innerhalb derer des Lobdengaus einnimmt, ließe sich erst nach deren geschlossener Veröffentlichung entscheiden, doch mag hier angemerkt sein, daß unabhängig von der politischen Situation Schwetzingen von seiner Lage profitierte. Der als Schwarzach genannte Leimbach stellt entlang der Dünenkette des Hardtwaldes (Sandhausen—Ketsch) die erst einem jüngeren Landesausbau zugewiesene Grenze des Lobdengaus dar. Dieser Bach vereinigte sich aber vermutlich mit einem südlichen Arm des Neckars bei Schwetzingen, um unmittelbar westlich von Schwetzingen in den Rhein zu münden, dessen Hochufer knapp westlich sich noch heute deutlich im Gelände abzeichnet. So läßt sich zumindest vermuten, daß ein Teil des Reichtums auf die Nähe zum Rhein und zu einer Ladenburg durchaus vergleichbaren Situation am Neckar zurückzuführen ist. Die Wechsellagerung der drei unterschiedlichen Ablagerungstypen — Rheinsande (weiß, kalkreich), Neckarsande (rötliche Buntsandsteinzerreibsel, kalkfrei) und Leimbach (Schwemmlöß, dieser teilweise auch vom Neckar) — ließ sich auch im Gräberfeld allenthalben spüren. Die Grab-

schächte waren nur in den Sanden, oftmals nur bis zu einer Kiesschicht eingetieft, der schwere Lehmboden wurde vermieden; Gräber im Rheinsand zeichneten sich durch gut erhaltene Knochen, die im Neckarsand durch schlechte Knochenerhaltung aus.

Eine abschließende Beurteilung ist so knapp nach einer Grabung nicht möglich: zum einen wurden die Gräberfunde zum Teil en bloc geborgen, um delikate Spuren wie Gewebe- (Textil-) und Lederreste ebensowenig zu zerstören, wie auch eventuell zu erwartende Tauschierungen (= Einlegearbeiten) auf den zumeist stark verrosteten Eisensachen. Die Gefäße wurden mit ihrem Inhalt entnommen, um auch hier Klarheit über etwaige darin befindliche Überreste zu bekommen. Ebenso waren die meist recht mitgenommenen Dreilagenkämme weniger freigelegt als vielmehr sorgfältiger verpackt worden. Dennoch kann eine summarische Aussage schon jetzt gegeben werden; gewisse Unstimmigkeiten mit dem Originalbefund lassen sich aber z. Z. durch fehlerhafte Ansprache in unrestaurierten Zustand nicht vermeiden, eine Korrektur kann erst mit der Endpublikation erfolgen.

Auffallend viele Gräber ließen sich nach ihrem archäologischen Inhalt geschlechtsspezifisch zuordnen. Auch damit kann und soll einer ausführlichen anthropologischen Untersuchung nicht vorgegriffen werden, auch bei einigen Kindergräbern war das Ausstattungsmuster den Erwachsenenausstattungen ähnlich, so daß sie hier mitberücksichtigt werden können.

Abgesehen von der unbekanntem Anzahl an Bestattungen, die schon im vorigen Jahrhundert gehoben wurden, ließen sich an insgesamt dreißig Stellen menschliche Knochenreste oder Gräber bergen. Mit den sechs 1966 geborgenen Gräbern auf den Nachbargrundstücken ergibt das einen schönen Ausschnitt aus dem ursprünglich wohl sicher größeren Friedhof. 26 Gräber waren soweit intakt, daß Beigaben konstatiert werden konnten. Nur in einem Fall waren dabei die „diagnostisch



Zwei nebeneinanderliegende Gräber mit gemeinsamem Raubschacht: im Süden Skelett stark beraubter Frau mit Gefäß, Kamm und Spinnwirtel (Becken und Brustregion bis zum Schädel total durcheinandergeworfen und beraubt); im Norden Männerbestattung mit Gefäß, Kamm, eiserner Gürtelgarnitur im Beckenbereich und Pfeilspitzengarnitur neben dem linken Oberschenkel und Resten des bronzenen Köcherbeschlägs zwischen den Unterschenkeln, trotz der scheinbar ungestörten Lage deuten die Fingerknochen der rechten Hand und der im Verhältnis dazu weitab liegende Arm auch hier auf eine Störung im Gürtelbereich; das Becken liegt nicht mehr in situ!

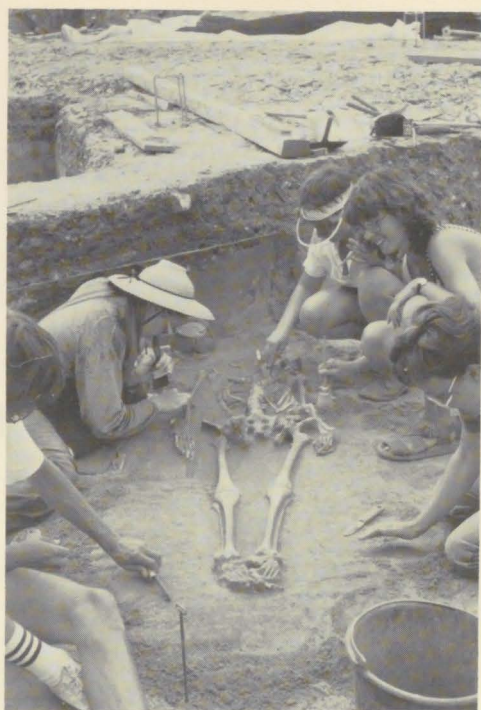
wertlosen Skeletteile“ im kaum erweiterten Grabschacht ohne jeden Beifund angetroffen worden und sind somit ein Zeugnis, daß hier das vorige Jahrhundert bereits Ausgrabungen vornahm (das Grab liegt auch unmittelbar neben einer großen jungen Störung). Von den sieben Kindergräbern ließen sich zwei als männlich und eines als weiblich ausstattet erkennen. Insgesamt waren 8 weibliche und 10 männliche Ausstattungen zu beobachten, wobei in 22 Fällen mit Sicherheit eine Beraubung schon in alter Zeit und nur in 2 Fällen gänzlich ungestörte Gräber nachzuweisen sind. Der eine Fall betrifft ein Kind, zu dessen Füßen lediglich ein Gefäß stand, der andere eine reiche Frauenausstat-

tung mit Drillingsgefäß, Spinnwirtel, Kamm, 3 Goldanhängern, Perlen und zwei Vogelfibern mit Almandinbesatz — eine Ausstattung, die Christlein seinem Ausstattungsmuster B oder C (gehobene Ausstattung) zugewiesen hätte. Obwohl Gold sonst nicht mehr gefunden worden ist, zeigen doch zwei Münzen und die übrigen, heute noch erhaltenen Funde die hohe Ausstattungsqualität, die durchaus an die der 1966 gehobenen Gräber heranreicht, wenn man davon absieht, daß durch die Beraubung Teile der Ausstattung nicht mehr bekannt sind. Immerhin zeugen drei Schildbuckel, 7 Lanzen, 1 Spatha, 2 Saxe und in einem Fall nur Beschlagknägel der Saxscheide sowie 2mal Pfeil-



Hiebverletzung eines Kriegers, der mit Schild und Lanze bestattet wurde

(Foto: Karl Wörn)

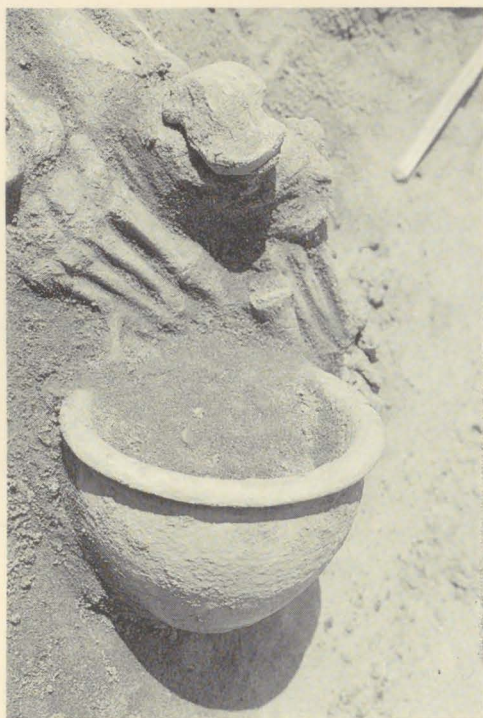


Der Grabschacht eines freipräparierten Skeletts wird für das Dokumentationsphoto geputzt

(Foto: Karl Wörn)

spitzen (resp. -garnituren) von der reichen Ausstattung der Männer. Daß diese nicht nur mit der „Hergewäte“ bestattet wurden, sondern sich auch im Kampf bewährten, zeigt ein verheilte Bruch des Unterarms und ein nicht mehr überlebter, klaffender Hieb über den Schädel in einem anderen Fall. Bei den Frauen sind es Perlen, aber auch Fibeln wie eine Fünfknopffibel, die die Zugehörigkeit besser erkennen lassen. Reich ist das Gräberfeld mit Gürtelgarnituren versehen gewesen, von denen oftmals nur mehr kümmerliche Reste vorhanden sind, sehr häufig die Kammbeigaben, die nur in zwei (?) Fällen von einer Schere begleitet waren. Zum Gürtel gehört auch die Börse, in der eventuell

Feuerstahl und Silex (sowie die beiden nachgewiesenen Münzen) versorgt waren. Recht reich sind die Gräber mit Keramik ausgestattet gewesen. In zwei Fällen waren es sogar zwei Gefäße, in einem stark gestörten Männergrab befanden sich auch Bruchstücke eines gläsernen Sturzbechers. In mindestens drei Fällen war Holzkohleflitter an der Grabsohle zumindest Hinweis auf ein Totenbrett, vermutlich aber eher auf eine Holzversteifung des Grabschachtes im Sohlenbereich, in einem Fall lag noch ein sehr viel kleinerer Kindersarg, erkennbar an seiner Kontur, im selben Grab. Da das ursprünglich reich ausgestattete Kind beraubt war, läßt sich ein Indiz für das Alter der Beraubung



Tongefäß

(Foto: Karl Fichtner)

darin erkennen, daß die Bretter der Totenlade noch intakt gewesen sein mußten, als der Plünderer die Funde, die er erreichen konnte, an sich nahm. Noch durch ein anderes Kennzeichen läßt sich derselbe an weiteren Gräbern nachweisen, in denen er ebenso vorgegangen war: die dabei herausgekommenen Langknochen säuberlich an einer Seite des Raubschachtes dicht aufeinanderzupacken. In einem Fall deutet ein karolingischer Scherben auch auf das Alter der Beraubung hin, nämlich ungefähr hundert Jahre später, wenn die Laufzeit des Gräberfeldes von um 500 bis ins ausgehende (?) siebente Jahrhundert aufgrund des derzeitigen Eindrucks schon richtig bestimmt ist. Die her-

vorragende Ausstattung der von E. Gropen-
gießer geborgenen Gräber mit Funden, wie
Schilddornschnalle mit Monogramm und
goldener Scheibenfibel läßt erkennen, daß es
sich dabei um eine besonders begüterte Familie
handelte, zu der auch unser Frauengrab
mit Goldausstattung, das offensichtlich un-
beraubt war, zu rechnen ist. Manche Unge-
reimtheiten bei der Beraubung — in einem
Fall waren die bronzenen Beschläge und die
bronzene Gürtelschnalle in einem Männer-
grab nicht gehoben worden, die Schildfessel
lag dort übrigens noch auf dem Schildbuk-
kel, der mit der Spitze nach unten im Boden
lag, — sowie das überwiegende Absuchen
der Becken- und Brustregion deuten darauf
hin, daß man es vor allem auf den wertvollen
Schmuck abgesehen hatte. Da das 8.
Jahrhundert nur mehr wenige Beispiele mit
Grabausstattungen im beschriebenen Sinn
kennt, wir auf Grund der Funde von 1966
mit Kreuzanhänger und Goldfibel mit Mit-
telkreuz nicht an der christlichen Grundhal-
tung der Bestatteten zweifeln wollen, erhebt
sich sogar die Frage, ob man die „Plünderun-
gen“ nicht für das Seelenheil seiner Vorfah-
ren durchführte, zumal die reiche Schenkung
der Agana von 766 an das Kloster Lorsch die
Ablöse der „Hergewäte“ und „Nadelgerade“
deutlich zeigt. Nicht mehr die Ausstattung
mit Waffen und mit Schmuck und den für
die weiblichen Tugenden so notwendigen
Textilutensilien ist im Jenseits nützlich, son-
dern die Zuwendung an die Kirche, die
durch alljährlich gehaltene Seelenmessen für
die Toten auch in weiterer Zukunft sorgte —
hat man sich vielleicht in den weniger begü-
terten Familien die Familienschätze geholt,
um den Vorfahren auch eine solche Sorge
für das Seelenheil zukommen zu lassen?

Weiterführende Literatur

Amtliche Kreisbeschreibung, Die Stadt- und Land-
kreise Heidelberg und Mannheim, Karlsruhe 1966

R. Christlein, Die Allamannen. Archäologie eines lebendigen Volkes. Stuttgart 1979 (?) (1978)

G. Clauß, Reihengräberfelder von Heidelberg-Kirchheim; Badische Fundberichte, Sonderheft 14/1 u. 2, 1971

A. Dauber, E. Gropengießer, B. Heukemes, M. Schaab, unt. Mitw. W. Jorns, O. Roller, Archäologische Karte der Stadt- und der Landkreise Hei-

delberg und Mannheim; Badische Fundberichte, Sonderheft 10, 1967

E. Gropengießer, Neue Ausgrabungen und Funde im Mannheimer Raum 1961—1975; Archäologische Sammlungen der Stadt Mannheim im Reiß-Museum, Mannheim 1976

K. Wörn, Schwetzingen — lebendige Stadt; Schwetzingen 1980, 3. Auflage

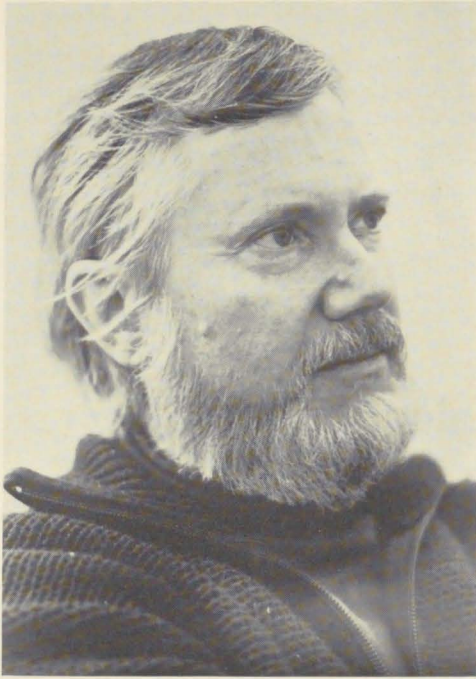
Otto Mindhoff — Maler und Graphiker von eigenwilliger Ausstrahlung

Karl Wörn, Schwetzingen

Im Ekkhart 78, dem Jahrbuch für das Badner Land, hat Ludwig Vögely Leben und Wirken des Schwetzingener Malers Bernhard Karl Becker und seine Bedeutung für die Bildende Kunst unseres Landes beschrieben. Der Maler Bernhard Karl Becker hat mittlerweile das 85. Lebensjahr überschritten. Er wurde wegen seiner Verdienste um die Kunst mit dem Bundesverdienstkreuz aus diesem Anlaß ausgezeichnet. Begegnungen mit ihm werden immer zu einem Erlebnis — etwa beim Betrachten des Deckengemäldes im kleinen Saal des „guten Hauses“ der Stadt Schwetzingen, dem Palais Hirsch am Schloßplatz. Dies nachzutragen war eine dringende Notwendigkeit. Weiterhin frische Gesundheit zu sagen, ist eine angenehme Pflicht.

Die Decke des großen Saales des Palais Hirsch schmückte ein anderer Schwetzingener Künstler von überregionaler Bedeutung aus: Otto Mindhoff. Seinem Schaffen und seinen Intentionen sollen diese Zeilen gewidmet sein, zumal er einer jener Schüler von HAP Grieshaber (1909—1981) ist, der ganz die Grundforderung seines „unerbittlichen“ Lehrmeisters erfüllt: „Jeder Schüler muß seinen eigenen graphischen — künstlerischen

— Ausdruck finden“ (Richard Bellm in „Die bildenden Künste im südwestdeutschen Raum“, Karlsruhe, Badische Heimat — Mein Heimatland, Heft 2/84 S. 871). Er gehört in die Reihe der Maler und Graphiker, die Bellm benennt, und steht Horst Antes nicht nur altersmäßig am nächsten von ihnen. Um zugleich den dritten im Bunde der Schwetzingener Maler zu nennen, die über die Mauern der Stadt hinaus bekannt sind, und die im Laufe der letzten Jahrzehnte immer wieder in Gedankenaustausch standen, sei Heinz Friedrich erwähnt (geboren 1924) (siehe auch R. Bellm, Heft 2/84 S. 562), der neben seinem malerischen und graphischen Schaffen in Schwetzingen durch großflächige Wandsgraffiti innerhalb der Stadt und Glasfenster in der Friedhofskapelle seine künstlerische Vielseitigkeit bewies. Bernhard Karl Becker, Heinz Friedrich und Otto Mindhoff (1932) vertreten nicht nur in der Differenzierung nach den Lebensjahren drei Generationen, auch in ihrer Kunstsprache unterscheiden sie sich deutlich und heben sich voneinander ab. Es kann und soll nicht die Aufgabe sein, einen Vergleich vorzunehmen. Sie leben in Schwetzingen und beein-



Otto Mindhoff,
geb. 3. 4. 1932 in Blankenheim/Ruhr (Foto: Sz-Archiv)

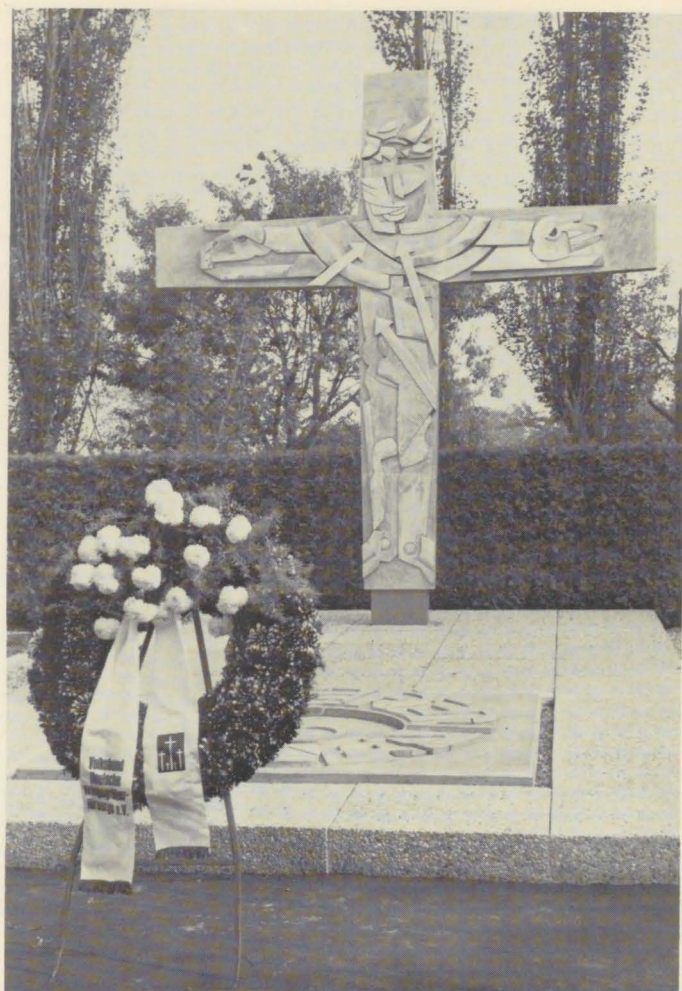
flussen und beleben nachhaltig die Kunstszene mit weiter Ausstrahlung ins Land.

Otto Mindhoff darf für sich in Anspruch nehmen, der Hauptinitiator und Mitbegründer des Kunstvereins Schwetzingen e. V. und dessen künstlerischer Leiter von 1972–1978 gewesen zu sein. Stellvertretend für die beachtenswerten Aktivitäten des Kunstvereins sei nur die unsere Mitgliederversammlung 1986 begleitende und landesweit ausgeschriebene Ausstellung „Badische Landschaften“ im Schloß und im Palais Hirsch genannt. Mindhoffs Vorstellungen über direkte Kommunikation zwischen Menschen ist wesentlich, er sucht die unmittelbare Verbindung, will kompromißlos kulturell gesellschaftlich aktiv werden und damit nicht auf reine Ateliergespräche beschränkt bleiben.

Hinzu kommt die Öffnung nach den benachbarten Kulturzentren Mannheim und Heidelberg, sowie Karlsruhe und Bochum (seine Heimat).

Jahrelanges Ringen um künstlerischen Ausdruck, ständiges Experimentieren mit den künstlerischen Mitteln führten letztlich zur Aufnahme im Künstlerbund Baden-Württemberg, im Deutschen Künstlerbund, im Vorstand der „Internationalen Holzschneidervereinigung Xylon“ (gegründet 28. 10. 1944 in Bern als Vereinigung der Schweizer Holzschneider und 1953 in Zürich international erweitert). Namhafte Künstler gehörten zur Xylongründergruppe, darunter Hekkel, Marcks und HAP Grieshaber. Frans Masereel war der erste Präsident. Mittlerweile umfaßt die internationale Holzschneidervereinigung Mitglieder aus 19 west- und osteuropäischen Ländern, 14 überseeische kommen hinzu. In 10 Ländern haben sich nationale Sektionen gebildet. Die „Xylon, Deutsche Sektion e. V.“ hat ihren Geschäfts-sitz in Schwetzingen, Otto Mindhoff ist ihr Vorsitzender. Diese Künstlervereinigung veranstaltet regelmäßig Ausstellungen mit Werken ihrer Künstler in der Bundesrepublik, sie hat Austauschausstellungen mit Sektionen anderer Länder im Programm. Rührig und ohne Unterlaß für die Bildende Kunst tätig, befaßt sich Mindhoff gegenwärtig mit der Planung und repräsentativen Unterbringung in der neuen „Xylon, Museum und Werkstätten“, einem Flügel der im Schloßbereich befindlichen alten „Invalidenkaserne“ (Kurfürst Carl Theodor behielt das Gebäude für seine kranken und alten Soldaten vor). Sein Engagement um das Gelingen seiner Vorhaben spürt der Gesprächspartner schon bei den ersten Worten. Die heutigen Schloßherren (Oberfinanzdirektion) mögen dem Künstler und Idealisten die Mühe für die unzähligen Arbeitsstunden der Vorbereitung durch Entgegenkommen lohnen. —

Die innere Unruhe und Sensibilität wird erst recht vernehmbar, wenn es um seine künstlerische Sprache geht, um die charakteristische



Otto Mindhoff, Gedenkstätte auf dem Friedhof Schwetzingen, Aluminiumguss, 1972

(Foto: Sz-Archiv)

Handschrift des Malens und noch mehr des Holzschnidens, dessen spezifische herbe Ausdrucksweise ihn schon fesselte, noch bevor er zu Grieshaber kam. Die Malerei Mindhoffs ist der „Neuen Figuration“ zuzuordnen. „Sucht man nach Vorbildern für sein Idiom, so darf man auf Leger und Schlemmer schauen und letztendlich auf den Kubismus.“ (Hans Gercke, Heidelberg.)

Otto Mindhoff ist 1932 in Blankenstein-Ruhr geboren. Die Auseinandersetzung mit der Technik und Industrie in der Jugend hat

ihn immer wieder mit wechselnder Intensität beschäftigt. Der gelernte Schriftensetzer hatte die Entwicklung und Überdimensionalisierung ins Gigantische von Industrie und Technik und nicht mehr Greifbare des Computerzeitalters intensiv erlebt. Von 1950–1954 besuchte er die Folkwangschule Essen zum Studium der Gebrauchsgraphik, um später bei HAP Grieshaber auf eigene künstlerische Füße gestellt zu werden. Mindhoff selbst will seine Auseinandersetzung mit den Kopfthemen oder dem ins Technoide

gesteigerte Hauptmotiv nicht rational ausgedacht wissen. Mit den Formen wird eine gefühlsmäßige Gestimmtheit erschlossen, gewissermaßen eine neue Wesenhaftigkeit gefunden, nicht Mensch, nicht Roboter. Dies ist Mindhoffs Position heute — eine geistige Standortbestimmung. „Roboter — meine ich nicht!“ Perspektiven kippen, das menschliche Umfeld — der Mensch und sein Kommunikationsfeld werden in die Bildsprache übersetzt, die als „Gemaltes, als Gemälde“ in realer Bezogenheit steht. Interessanterweise beginnt der Maler mit der Arbeit ohne eine vorherige eindeutige Bildvorstellung. Das Bild entsteht während des Arbeitsprozesses, führt aber während des Malens immer wieder zur gleichen Thematik. Diese selbst verändert sich nur sehr langfristig. Ein Bild wächst aus der Wechselbeziehung zwischen der subjektiven Phantasie des Künstlers und der eingrenzenden Realität als Korrektiv —

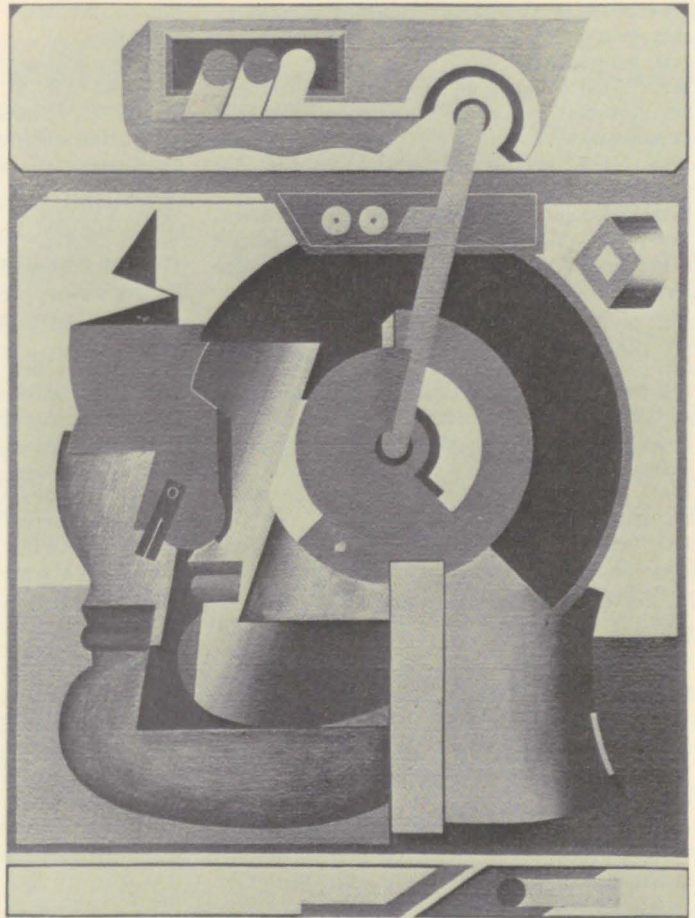
aus dem Mitteilungsbedürfnis des Gestalters, der keine Zeichen symbolhaft setzt, keine spezifische Erklärbarkeit des Details, dagegen die Ganzheitserscheinung in der richtigen Stimmigkeit sucht.

Feste Aufträge betrachtet Mindhoff als wertvolle Anregungen, eine antriebshafte Bereicherung des Künstlerdaseins. Wie er solche, meist von der öffentlichen Hand erteilte Aufträge löst, kann der Betrachter in der der kurfürstlichen Sommerresidenz gewidmeten Deckenmalerei im „Palais Hirsch“ bewundern. Eine weitere geschichtliche Interpretation (Heinrich I., der Vogler) gibt an anderer Stelle Kunde einer disziplinierten Widergabe des Stoffes. Würdevoll schließlich ist die Gedenkstätte auf dem Schwetzingener Friedhof. In der unvollständigen Aufzählung sollte aber das Wandbild am Seminargebäude der Universität Mannheim nicht fehlen.



Otto Mindhoff,
„Technoide IV“,
Acryl auf Hartfaser, 1979,
101:101 cm, im Besitz der
Stadt. Kunsthalle Mann-
heim

Otto Mindhoff, „Integriert“, Acryl auf Hartfaser, 1977, 84:84 cm, im Besitz des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst Baden-Württemberg, Stuttgart



Biographie

Geb. 1932 in Blankenstein an der Ruhr.
 1950–1954 Ausbildung zum Grafiker an der Folkwang-Werkkunstschule in Essen.
 1956–1962 Studium an den Akademien Stuttgart und Karlsruhe (in den Klassen Yelin, Grieshaber, Meistermann).
 1959 Stipendiat der „Studienstiftung des Deutschen Volkes“.
 1960 Reisestipendium der „Studienstiftung des Deutschen Volkes“ nach Italien, Griechenland, Türkei.
 Ab 1962 freiberuflich als Maler und Grafiker tätig.
 1965 Gastlehrauftrag am Hochschulinstitut für Kunst- und Werkerziehung in Mainz.
 1966 Stipendiat an der „Cité internationale des Arts“, Paris.

1972–1978 künstlerischer Leiter des Kunstverein Schwetzingen.
 1984 Arbeitsstipendium der „Deutschen Akademie Rom“ in Olevani.
 Mitglied des „Künstlerbund Baden-Württemberg“ und des „Deutschen Künstlerbund“.
 Vorstandsmitglied der „Internationalen Holzschneidervereinigung XYLON“. Vorsitzender der „XYLON, Deutsche Sektion e. V.“
 Lebt in Schwetzingen, Wildemannstraße 2.

Ausstellungen, Ausstellungsbeteiligungen

1963 „Deutscher Kunstpreis der Jugend“, Baden-Baden, Bochum.
 „Baschang, Genkinger, Mindhoff, Scherer“ Galerie Naber, Bremen.

1964 „Farbige Grafik aus Baden-Württemberg“ eine Ausstellung der Staatsgalerie Stuttgart. Stuttgart, Bermudas.

Seit 1964 Beteiligung an den Jahresausstellungen des „Künstlerbund Baden-Württemberg“. Erstmals in Stuttgart.

1965 „Neue Figuration“, Staatliche Kunsthalle Baden-Baden.

Einzelausstellung in der Galerie Baier, Mainz. 1965, 1967, 1968, 1969, Beteiligung an den Jahresausstellungen der Gesellschaft der Freunde Junger Kunst, Baden-Baden.

1966 „Deutscher Holzschnitt von der Frühzeit bis zur Gegenwart“, Staatliche Kunsthalle Baden-Baden.

Seit 1966 Beteiligung an den Jahresausstellungen des „Deutscher Künstlerbund“. Erstmals in Essen. „Jung Westfalen“ für Grafik. Landesmuseum Münster.

1967 „Karlsruher Künstler“, Galerie Senatore, Stuttgart.

1968 Seit 1968 Beteiligung an den Jahresausstellungen der Deutschen Sektion XYLON. Erstmals in Berlin.

„British international Print Biennale“ Bradford, England.

1969 „XYLON 5“, Internationale Triennale des Holzschnitts. Genf, Berlin, Puerto Rico.

1970 „Engbarth, Knoedler, Mindhoff“, „Galerie drei“, Waldshut.

1971 „Biennale internationale de la Gravure“ Krakau, Polen.

Einzelausstellung im Ausstellungspavillon der Stadt Kiel.

Einzelausstellung in der Galerie Schiessel, Köln. 1972 „XYLON 6“, Genf, Berlin, Graz. „Intergraphique 72“, Kattowitz, Polen.

1975 „Holzschnitte und andere Hochdruckgrafik der Gegenwart“, Wanderausstellung durch Norwegen.

1976 „XYLON 7“, Fribourg, Winterthur, Schwetzingen, Berlin.

1978 „31. Festival Bildender Künstler, Zoppot 78“, Zoppot, Polen.

„Biennale Internationale des Arts de la Rue“, Paris.

1980 „Kunst des Rhein-Neckar-Raumes“, Wilhelm-Hack-Museum, Ludwigshafen.

1981 „Deutsche Hochdruckgrafik der Gegenwart“, Schwetzingen, Luxembourg, Aschaffenburg, Straßbourg.

„Experimentelle Hochdruckgrafik“, (erw. Ausstellung), Gutenbergmuseum, Mainz.

1982 „XYLON / Deutsche Sektion“, Rijkscentrum Frans Masereel, Kasterlee, Belgien.

„Internationaler Holzschnitt 82“, Wien.

1983 Kunstverein Schwetzingen e.V. Otto Mindhoff „Kleine Retrospektive — Malerei — Grafik“

Eine besondere Würdigung war die Darstellung seines Werkes in dem unlängst im Hatje-Verlag Stuttgart groß angelegten Buch „Kunst im deutschen Südwesten“ von Günther Wirth.

Stephanie Napoleon in Schwetzingen

Günter Zöbele, Plankstadt

Brücke zwischen Frankreich und Deutschland zu sein, worum sich Baden (zusammen mit dem Elsaß) heute in einer — wenigstens in unserer Region — friedlichen Zeit bemühen kann, war zu Beginn des vorigen Jahrhunderts dadurch erschwert, daß das neugeschaffene Land Baden (aus wechselnden Richtungen) eher als Vorposten denn als Brücke angesehen wurde. Gerade deshalb ist es bemerkenswert, daß eine Frau, der im

Spiel der Mächte vor allem die Rolle als „Unterpfand“ zugebracht war, diese Rolle nicht spielte, sondern sich redlich darum bemühte, Brücken zu bauen. Stephanie Napoleon, die solchermaßen „aus der Rolle“ fiel, weist in ihrem Leben viele Berührungspunkte zu Schwetzingen auf, die hier gezeigt werden sollen. Daneben soll aber auch an die wesentlichen Ereignisse ihres Lebens erinnert werden.

I.

„Bewegt“ war ihr Leben schon gewesen, bevor Stephanie erstmals badischen Boden betrat. Am 18. 8. 1789 geboren, war Stephanie Beauharnais, deren Mutter 1791 starb, vom Vater in den Wirren der Revolution praktisch im Stich gelassen worden. 1803 wurde sie von der späteren Kaiserin Josephine (mit der sie durch deren ersten Mann entfernt verschwägert war) an den Hof nach Paris geholt. Im Institut der Madame Campan wurde sie erzogen (sie lernte dort Geschichte, Geographie, Sprache und Literatur, Musik, Zeichnen, Handarbeit und Haushaltskunde), bis Ende 1805 Napoleons Unterhändler Thiard sie (oder zur beliebigen Auswahl Stephanie Tascher, eine Nichte der Kaiserin) als Braut für den badischen Erbprinzen Karl vorschlug, wobei Thiard zusichern durfte, die Auserwählte werde vom Kaiser als Prinzessin an Kindes Statt angenommen werden; Mitgift sollte der Breisgau sein. Stephanie wurde darüber erst informiert, als schon die Wahl auf sie gefallen war — bei der offiziellen Werbung durch Baron Reitzenstein im Januar 1806 war sie noch so unvorbereitet, daß sie kein Wort sagen konnte. Im März erfolgte Adoption und Verlobung, im April die Vermählung in Paris.

Das junge, keineswegs glückliche Paar traf am 4. Juli in Karlsruhe ein. Johann Peter Hebel, ein Teilnehmer an den Empfangsfeierlichkeiten, war immerhin so angetan von Stephanie, daß er schrieb: „... (sie) hat meinen Beifall. Ich bin gar nicht mehr Willens mich für jemand anders todschlagen zu lassen als für den Kayser.“

Seine Erwartungen waren allerdings auch nicht so groß wie diejenigen der Staatsführung, die sich weiteren Gebietszuwachs und die Königswürde als Folge dieser Verbindung erhoffte. Hebel erwartete nur „viel Gutes, wenn auch wieder einmal gemeineres Blut sich in das edlere mischt, u. eine gute Melanche des Deutschen mit dem französischen.“ Daß das Glück des Paares sehr zu wünschen übrig ließ, lag — abgesehen von

der Unreife beider Partner — zum einen an der Abwehrhaltung der Familie Karls, zum anderen am Heimweh der Braut nach dem Glanz des Pariser Hofes.

Der erste Besuch Stephanies in Schwetzingen war am 19. Juli 1806. Auf der Fahrt nach Mannheim (wo ihr dann ihre Schwiegermutter, die sich absichtlich vom Empfang in Karlsruhe ferngehalten hatte, erstmals und recht kühl begegnete) machte man Rast zu einer Mahlzeit im Schwetzingen Schloß. Der Park war zu jener Zeit in keinem guten Zustand. Der Weggang Carl Theodors und spätere Kriegswirren hatten dazu geführt, daß die Gartenpflege vernachlässigt worden war. Der kurpfälzische Oberbau- und Gartendirektor Nikolaus von Pigage hatte sich sogar gezwungen gesehen, zur notwendigsten Unterhaltung des Parks alle irgendwie entbehrlichen Zierbäume (Orangen, Pomeranzen, Zitronen, Lorbeer) zu verkaufen. Um die Jahrhundertwende war ernsthaft erwogen worden, den Park zu Kartoffelländereien zu verpachten. Erst unter dem 1804 von Karl Friedrich eingesetzten Gartendirektor Johann Michael Zeyher war mit der Instandsetzung des Parks begonnen worden.

Immerhin ließen Schloß und Garten noch so viel vom alten kurpfälzischen Glanz erkennen, daß Stephanie sich nicht zufällig an das heimatliche Versailles erinnert fühlte. Man zeigte Stephanie außerdem Raupen und Puppen des Seidenspinners und Seidenstoffe, die das Ergebnis der regionalen Zucht waren. Die große Zeit der Seidenzucht war damals aber schon vorbei. Nachdem 1792 der Zwang zu Maulbeerpflanzungen aufgehoben worden war, hatte die Bevölkerung die ungeliebte Tätigkeit stark eingeschränkt und nach der Zerstörung der meisten Maulbeerbäume durch französische Soldaten im Jahre 1799 fast völlig eingestellt (den Zerstörungen war auch die Maulbeerallee zwischen Schwetzingen und Heidelberg zum Opfer gefallen).

Jedoch auch diese, das südliche Klima betonende Betätigung erinnerte Stephanie an ihre Kindertage in Südfrankreich.

Der anschließende, begeisterte Empfang in Mannheim („O möchtet Ihr immer unter uns wohnen, die Pfälzer lieben Euch“) war nicht ganz uneigennützig. Die ehemals bayerischen Landesteile versprachen sich eine Förderung, was sich zum Teil erfüllte. Bis 1811 war die — getrennte — Hofhaltung Stephanies überwiegend in Mannheim. Napoleon selbst ließ später bezüglich einer geplanten Neuorganisation sein Befremden über Vorschläge ausdrücken, die „Bewohner der neu-einverleibten Landesteile von öffentlichen Ämtern ausschließen, . . . Mannheim Behörden wegnehmen und Untertanen, die er selbst dem Großherzogtum zugewiesen habe, als mißliebige Subjekte und gewissermaßen als Heloten“ behandeln wollten.

II.

Der nächste Aufenthalt Stephanies in Schwetzingen, den die Biographen erwähnen, ist im Jahre 1807. Die Verbindung des zum Großherzogtum erhobenen Landes mit Frankreich hatte auch negative Auswirkungen: zusammen mit badischen Truppen nahm Erbgroßherzog Karl am Feldzug Napoleons gegen Preußen teil. Dies hatte für Stephanie aber auch angenehme Seiten: sie konnte den Glanz des französischen Hofes in Mainz genießen, wo sie von Oktober 1806 bis Januar 1807 am „Hoflager“ der Kaiserin Josephine teilnahm. Von Mannheim siedelte sie schließlich am 15. 5. 1807 nach Schwetzingen in die Sommerresidenz um. Dorthin kam am 10. 7. auch der vom Feldzug heimkehrende Gemahl (dem Napoleon bereits im März böse war, „daß er nicht heimfährt und für Nachkommenschaft sorgt“).

Im gleichen Jahr schreibt das „Morgenblatt für gebildete Stände“ über die „geistreiche und liebenswürdige Prinzessin“: „Für eine solch weitstrebende Seele sind die herrlichen Kunstanlagen von Schwetzingen als Hausbedarf zwar sehr schätzenswert, aber viel zu eng. Ihr ist das Anschauen ossianischer Szenen Bedürfnis. Das Erklimmen steiler Ge-

birge und grauer Felsmassen, der Steingang am reißenden Waldstrome, das Durcharbeiten in Engpässen, in dornichtem Gebüsch und unwegsamem Wäldern kostet ihr kaum mehr Mühe als das Lustwandeln in dem erquickenden, stundenlangen Park von Karlsruhe, in den kunstvollen Schattengängen von Schwetzingen . . .“ — wohl weniger eine exakte Beschreibung des Seelenzustandes Stephanies als der Vorstellungen der „gebildeten Stände“.

Immerhin wird berichtet, Stephanie habe sich ganz besonders gern am Panfelsen aufgehhalten und dort eigenhändig „Epheu und andere rankende Gewächse“ gepflanzt — und in der Tat ist der Panfelsen ja ein bißchen „ossianisch“, wenn auch Pan ein ehrlicher Hirten-gott ist, unter dessen Namen nie ein Dichter eigene Werke dem leichtgläubigen Publikum untergeschoben hat.

Aber nicht nur diese besondere Stelle im Schwetzingener Park konnte sich einer besonderen Förderung durch die Großherzogin erfreuen; Zeyher erfuhr bei seinen Bestrebungen, den Park zu erneuern und zu erhalten, ganz allgemein große Unterstützung. Zur Zeit Stephanies war die Orangerie wieder mit 600 Orangen-, Zitronen-, Lorbeer- und Granatbäumen bestückt.

Stephanie war sehr bald zum „genius loci“ geworden, so daß eine Eintragung in den Fremdenbüchern des Badehauses vom 3. 6. 1808 erkennen läßt, daß „drei liebende Paare“ die persönliche Anwesenheit Stephanies schmerzlich vermißten: „Trois couples d'heureux amants sont venus dans ces lieux Admire la nature, mais la froidure, au départ de la verdure, les ont chassées. Ils ont trouvé que leur plus bel ornement y manquait, La princesse Stéphanie ne s'y trouvant pas.“

III.

In das Jahr 1807 fällt auch eine „romantische“ Begebenheit, die, künstlerisch verarbeitet, mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit in

die romantische Dichtung eingegangen ist. Joseph von Eichendorff war im Mai 1807 nach Heidelberg („das eine über alle unsere Erwartung unbeschreiblich wunderschöne Lage hat“) gekommen, um dort die Rechte zu studieren. Seine Tagebücher berichten von einer ersten Begegnung mit Stephanie am 30. 6. 1807: er sieht die „kleine blaue nette Amazone“ „weiblich sitzend“ vorbeireiten. Am 20. 7. beobachtet Eichendorff das Fest anlässlich der Rückkehr des Erbgroßherzogs aus dem Felde. Dabei ist ihm die „Herzogin Stephanie fast zu frech“. Auf einem Stuhle balancierend, um auch alles genau zu sehen, findet er „denn besonders die Augenkoketterie u. das schmachtende Herzandrücken der Stephanie sehr notable“. Bei einem Ausflug in den Schwetzinger Park (von dem er begeistert ist) hört Eichendorff schließlich Stephanie „aus dem Schlosse zur Guitarre singen“.

Es spricht manches dafür, daß die Schlußstrophe seines Gedichts „Die Spielleute“ aus dem Jahre 1811 eine Reminiszenz dieses Ereignisses ist:

*Tief unten da ist ein Garten,
Da wohnt eine schöne Frau,
Wir können nicht lange warten,
Durchs Gittertor wir schaun,
Wo die weißen Statuen stehen,
Da ist's so still und kühl,
Die Wasserkünste gehen,
Der Flieder duftet schwül.
Wir ziehn vorbei und singen
In der stillen Morgenzeit,
Sie hört's im Traume klingen,
Wir aber sind schon weit.*

Das Motiv der schönen, musizierenden, dem Hörer fernen Schloßbewohnerin kommt auch in anderen Werken Eichendorffs (z. B. im „Taugenichts“ und im „Marmorbild“) vor. Deutliche Parallelen zum Tagebuch fehlen aber, und dieses Motiv ist für Romantiker zu naheliegend und bedeutend, als daß man gesichert auch an anderen Stellen die



Denkmal Stephanie Napoléon Großherzogin von Baden in Mannheim, Eingang zum Waldpark

Erinnerung an Stephanie unmittelbar als Hintergrund vermuten dürfte.

Im Gegensatz zu dieser träumerischen Episode, von der Stephanie selbst nichts bemerkt haben wird, steht das weitere Schicksal Stephanies. Ihr untreuer Mann gibt sich erniedrigenden Ausschweifungen hin und kümmert sich auch nicht um sie, als sie schwer erkrankt. Napoleon schreibt ihm: „Hätte ich Deinen Charakter gekannt, wie ich ihn jetzt kenne, so hätte ich mich gehütet, Dir ein mir teures Wesen zur Frau zu geben.“ Die Intervention des Kaisers führt dazu, daß Großherzog Karl Friedrich (Karls Großvater) wenigstens ein wenig Ordnung in seiner Familie schafft.



Der Panfelsen im Schwetzingener Schloßgarten — ein Lieblingsplatz Stephanies

IV.

Das nächste bedeutende Ereignis, das Stephanie mit Schwetzingen verbindet, ist die Geburt ihrer Tochter Luise am 5. Juni 1811 um 10 Uhr im Schwetzingener Schloß. Zwar hatte man im Interesse des Staates auf einen männlichen Nachkommen gehofft, einen Dankgottesdienst in der Schloßkapelle hielt man aber auch für die Prinzessin. Die Freude wurde jedoch bald vom Tod des Großherzogs Karl Friedrich am 10. 6. überschattet, dessen Regierung nun Karl, im Grunde schlecht erzogen und mangelhaft vorbereitet, übernehmen mußte. Am 20. 7. beging Stephanie im Schwetzingener Schloß die kirchliche Feier ihres „Hervorganges“, die „reveilles“.

Während die weltpolitische Lage — jedenfalls aus der Sicht einer Französin — immer schlechter wurde (1813 war die Schlacht bei Leipzig, bei der die Bayern bereits gegen Napoleon kämpften, die Württemberger während der Schlacht von ihm abfielen und zum Gegner übergingen und die Badener von den Preußen gefangengenommen wurden), trat im privaten Bereich Stephanies, wenigstens vorübergehend, eine deutliche Besserung ein. In ihrer Ehe entwickelten sich gegenseitige Achtung und Wertschätzung. Stephanie hatte das Angebot Napoleons, vor den heranahenden Verbündeten nach Frankreich zu fliehen, ausgeschlagen. Der Großherzog war der dringenden Aufforderung von vielen Seiten, sich von der „aufgenötigten“ Napoleonstochter zu trennen, nicht gefolgt. Auch das Verhältnis zur Familie entspannte sich insoweit, als Stephanie bei der Prinzessin Amalie (einer Schwester des Großherzogs) Zuneigung fand (übrigens nicht zuletzt durch Vermittlung Rahel Varnhagens).

Der folgenden innenpolitisch günstigen Entwicklung — es wurde eine Verfassung vorbereitet, was Stephanie von Anfang an unterstützte; am 22. 8. 1818 unterschrieb schließlich Karl die Verfassungsurkunde, nachdem er die Frage allerdings auch lange unentschieden behandelt hatte — stand jedoch privates Unglück Stephanies gegenüber. Auch ihr zweiter Sohn, geboren am 1. 5. 1816, starb am 8. 5. 1817 (die Vermutungen über den am 29. 9. 1812 geborenen und am 16. 10. 1812 gestorbenen ersten Sohn sind unter dem Stichwort „Kaspar Hauser“ mittlerweile kein Kapitel, sondern eine Bibliothek für sich). Am 8. 12. 1818 starb Karl nach langem Siechtum, überzeugt davon, vergiftet worden zu sein.

Aufenthalte Stephanies in Schwetzingen während dieses Zeitraumes sind aus den Fremdenbüchern des Badehauses zu ersehen. Als Begleiterin eines französischen Ministers ist sie im Mai 1812 verzeichnet; eigenhändig hat sie sich im Mai 1817 eingetragen. Eine Eintragung als „Grande Duchesse douai-

rière“ erfolgte im April 1821; 1830 ist Stephanie zusammen mit ihren Töchtern eingetragenen.

Viele Eintragungen anderer, überwiegend französischer Besucher (von 1808 bis 1827) sind direkt an Stephanie gerichtet, meist schwärmerisch-verzückt wie diejenige vom Mai 1811:

Dans ce jardin délicieux

A qui s'adresse notre homage?

C'est à la Déesse qui règne dans ces lieux;

Stéphanie est son nom, tous les coeurs, tous les yeux

Conservent son image.

Während der Regierungszeit Karls und Stephanies wurde in Schwetzingen auch eine Institution besonders gefördert, die ihr Vorbild in Stephanies Heimat hatte: die Invalidenkaserne, deren zwei „Compagnien“ insbesondere noch Wachdienste leisteten und so wie die großen Vorbilder im Hôtel des Invalides in Paris die staatliche Fürsorge durch (teilweise symbolische) Dienste erwiderten.

V.

Als Witwe hielt Stephanie ab September 1819 wieder überwiegend im Mannheim Hof, wo sie auch viele ausländische, besonders englische Besucher empfing (auf diese Weise ging sie sogar in die englische satirische Literatur ein: in seinem „Buch der Snobs“ erwähnt William Makepeace Thackeray die „Tafel Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Großherzogin von Baden (die, wenn diese ehrfurchtsvollen Zeilen je vor Ihre Kaiserlichen Augen kommen sollten, sich ihres untertänigsten Dieners gnädig erinnern möge)“, wo er „die Erbprinzessin von Potztausend Donnerwetter (diese klassisch schöne Dame) ihr Messer als Gabel oder Löffel verwenden“ sah).

Stephanies Salon war nach dem Urteil eines nicht satirischen Besuchers „gleichsam ein neutraler Boden, auf dem sich Fürsten und Künstler, Staatsmänner und Krieger, die Vertreter aller politischen Meinungen, Leute

vom Hofe wie aus der gelehrten Welt, geistreiche Frauen wie fein gebildete Männer und Schriftsteller zu immer anregenden Gesprächen zusammenfanden. Aller Zwang war so gut wie aufreizende Polemik und langweilige Pedanterie verbannt.“

Stephanie kümmerte sich auch gastfreundlich und fürsorglich um die Söhne Ludwig und Friedrich des Großherzogs Leopold, während diese in Heidelberg studierten.

So kam es zu einem weiteren nachgewiesenen Aufenthalt Stephanies in Schwetzingen im Jahre 1845. Sie nahm, zusammen mit weit über tausend anderen Gästen, auf Gegeneinladung Ludwigs und Friedrichs an einem Gartenfest in den Zirkelsälen und dem festlich erleuchteten Park teil.

In den folgenden, besonders in Baden revolutionären Jahren zeigte Stephanie nur sehr begrenzt Verständnis für die Aufbegehrenden. Obwohl sie zeitlebens wohlätig handelte (bemerkenswert ist z. B. der von ihr bei der Hungersnot 1817 gegründete Wohltätigkeitsverein), fehlte ihr sogar für den sozialen Hintergrund der Revolution dann das Mitgefühl, wenn sich daraus Forderungen nach Gerechtigkeit und Gleichheit und nicht nur Bitten um Mildtätigkeit ergaben. Preußens Einschreiten gegen die badische Revolution billigte sie ausdrücklich.

Darüber hinaus wurde sie später selbst aktiv, um eine Annäherung Frankreichs an Preußen zu erleichtern. Ihre Bemühungen waren allerdings wenig erfolgreich, verkannten wohl auch die veränderten politischen Gegebenheiten, insbesondere den immer stärker werdenden Nationalismus. Nur so ist etwa ihr naiver Vorschlag zu begreifen, Preußen müsse dem französischen Präsidenten (ihrem Neffen) etwas geben, damit er Frankreich einer Allianz geneigt machen könne, ihm zum Beispiel „wenigstens Landau überlassen“.

Es blieb Stephanie erspart, das völlige Scheitern ihrer (und anderer) Bemühungen um einen Ausgleich — augenfällig schließlich im deutsch-französischen Krieg — mitzerleben. Sie starb am 29. 1. 1860 in Nizza.

Literatur

Friedrich Walter, Stephanie Napoleon — Lebensweg und Weggenossen 1789—1860, Baden-Baden 1949

Rudolf Haas, Stephanie Napoleon, Mannheim 1978

Joseph Stöckle, Grundriß einer Geschichte der Stadt, des Schlosses und des Gartens von Schwetzingen, Schwetzingen 1890

Rudolf Sillib Schloß und Garten in Schwetzingen, Heidelberg 1907

Joseph Freiherr von Eichendorff, Tagebücher, Regensburg 1908

Karl August Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten des eignen Lebens, Die Karlsruher Jahre 1816—1819, Karlsruhe 1924

Johann Peter Hebel, Briefe, Karlsruhe 1939

Franz Freiherr von Andlaw, Mein Tagebuch, Frankfurt am Main 1862

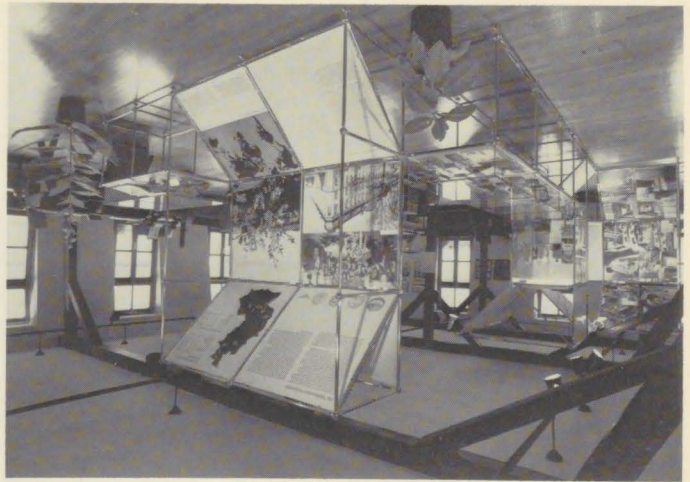
Das Tabakmuseum der Stadt Hockenheim

Karl Wörn, Schwetzingen

Und alles begann eigentlich schon im Jahre 1969, als sich die Stadt Hockenheim anschickte, 1200 Jahre historisch nachgewiesener Existenz festlich zu begehen. In jenen Tagen wurde eifrig nach heimatgeschichtlich interessanten Dokumenten gefahndet, nach alten Gebrauchsgegenständen, Gerätschaften, Werkzeugen, die von heimischen Handwerkern, Arbeitern und Bauern benutzt wurden, mit großem Erfolg gesucht. Das Ergebnis dieses Eifers war schließlich eine beachtenswerte Ausstellung im Rathaus, die ergänzt und bereichert wurde durch Leihgaben der benachbarten leistungsfähigen Museen (Reiß-Museum Mannheim, Kurpfälzisches Museum Heidelberg, Historisches Museum Speyer). Damals waren Eduard Cermak für den ausstellungspraktischen Teil, Josef Hauck, stellvertretender Bürgermeister, für den organisatorischen Teil verantwortlich. Ein Großteil jener Exponate bildeten den Grundstock eines geplanten Heimatmuseums. Es dauerte jedoch noch 15 Jahre, bis schließlich die Stadt Hockenheim am 7. 12.

1984 zur Eröffnung eines Tabak-Museums einladen konnte. Jahre großer Anstrengungen, das Studium vergleichbarer Einrichtungen, Kalkulationen des Machbaren ließen schließlich die wichtige Grundsatzentscheidung des Gemeinderates im Jahre 1981 reifen, Bürgermeister Gustav Schrank hatte die Weichen gestellt. Das Museum sollte den Schwerpunkt mit einem für zwei Jahrhunderte wichtigen Erwerbs- und Wirtschaftszweigs setzen: Darstellung der Nutzung der Handelspflanze Tabak. Zur Einrichtung eines Tabakmuseums hatte zudem die Landesstelle für nichtstaatliche Museen geraten, da es zwar ein Deutsches Tabak- und Zigarrenmuseum in Bünde/Westfalen gab, diese Einrichtung in Baden-Württemberg aber nicht vorhanden war. Im Mai dieses Jahres wurde zwischen Augsburg und München, in Schrobenhausen im Amtsturm des historischen Mauerrings ein Deutsches Spargelmuseum eröffnet, womit auch diesem wichtigen Handelsgewächs (vgl. Wirtschaftsdiagramm) unserer engeren Heimat eine bundesweite

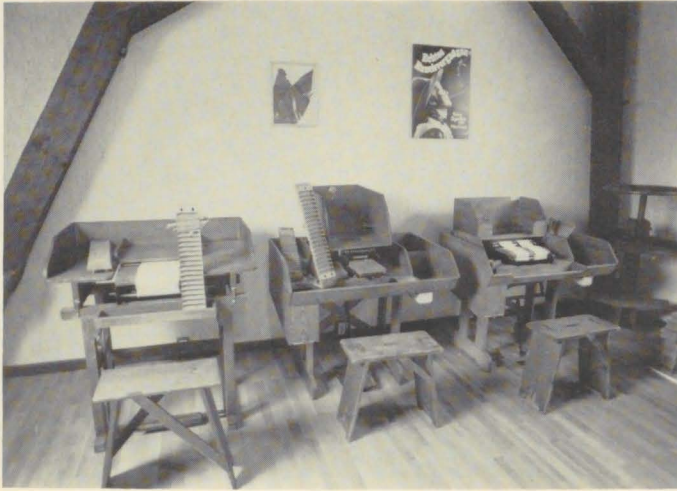
Hockenheim, Tabakmuseum, Blick in den Eingangsbereich — GEG-Tabakfabrik (Stadtarchiv Hockenheim)



Dokumentation gewidmet worden ist. Bei dem überaus engen Geflecht von Heimatmuseen auf engstem Raum (Wiesloch — Schwerpunkt heimatlicher Bergbau, Oftersheim — Waldwirtschaft, Walldorf, Sinsheim — Verkehr, seit einigen Tagen Reilingen und vor allem in Hockenheim mit dem neuen Motorsportmuseum am Hockenheimring) bedarf es der besonderen Spezialisierung, wenn man auf Dauer einen größeren Interessentenkreis ansprechen will.

Das Tabakmuseum Hockenheim erfüllt diese Voraussetzungen, und es hat sich bereits einen ausgezeichneten Ruf erworben, zumal es durch die Medien in der ganzen Bundesrepublik bekannt wurde. Der Hauptinitiator und Betreuer Josef Hauck hat in der Oberen Hauptstraße 8 zwischenzeitlich schon einige Tausend Besucher begrüßt. Der Gemeinderat der Stadt konnte von den Stadtwerken in einem historisch geradezu prädestinierten Gebäude zwei Stockwerke für das Tabakmuseum anmieten. In den Räumen arbeiteten bis in die 70er Jahre die Zigarrenwicklerinnen der Firma Eckert, nachdem schon 1880 die Zigarrenfabrik Lewison dort produzierte.

Den Umgestaltungswünschen kamen die Verantwortlichen des städt. Bauamtes nach. Das museale Präsentationskonzept entwickelte als Designer Erwin Ratzel zusammen mit Josef Hauck mittels des modernen Merosystems. Literaturbeispiele, einprägsame Grafiken erläutern die Schaustücke. In zwei Hauptabteilungen werden einmal der Tabakanbau zum anderen die Tabakverarbeitung und da wiederum vor allem die Zigarren-, Rauch- und Schnupftabakherstellung dargestellt. Der Tabakanbau im Raum Hockenheim — Schwetzingen, in der Rheinebene, bedeutet über rund zwei Jahrhunderte hinweg bis in unsere Tage für die Landwirtschaft eine bedeutsame Einnahmequelle. So weisen die mit dieser Pflanze bebauten Hektarflächen in Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz stattliche Zahlen der verschiedensten Tabaksorten aus. Nicht zuletzt deshalb unterhält der Bundesverband der deutschen Tabakpflanzer seine Hauptgeschäftsstelle in Schwetzingen, der Landesverband hat in Karlsruhe seinen Sitz. Seit 1970 gibt es innerhalb der Europäischen Gemeinschaft eine Marktordnung mit Regelungen



*Hockenheim Tabakmuseum
Ehemalige Zigarren-
wickeltische, hergestellt bei
der Firma Karl Hart,
Schwetzingen*

(Foto: Greulich, Stadtarchiv
Hockenheim)

der Anbauflächen und der Richtpreisfestsetzung. Im Beratungsgremium in Brüssel wirkte bis vor kurzem Dr. Franz Maier, Schwetzingen, der ebenso wie die Bezirksgruppe Schwetzingen der Badischen Heimat ein wenig Pate beim Tabakmuseum Hockenheim stand.

Die Tabakverarbeitung und da wieder die Zigarrenherstellung in den alten Manufakturen, den späteren Fabriken, den Klein- und Familienbetrieben und bei den Heimarbeitern und Heimarbeiterinnen war über ein Jahrhundert die Lebensbasis für weite Bevölkerungsgruppen im ganzen Raum.

Neue wirtschaftliche Strukturen haben zur Stilllegung ehemals bedeutender Unternehmen geführt, Klein- und Familienbetriebe sind gänzlich verschwunden. Allein die Deutsch-Holländische Tabakgesellschaft im neu erschlossenen Industriegebiet Hockenheim-Talhaus fabriziert hier Zigarren. Beim Aufbau des Museums konnten aus den früheren Betrieben wertvolle Ausstellungsstücke der Betrachtung bewahrt werden. Es ließ sich schon eine interessante Epistel über die wirtschaftliche Nutzung des Tabaks, aber auch über die soziologischen Wirkungen — etwa

die sinkende Moral, wie sie Pfarrer A. Trautwein in seiner Geschichte Neulußheims 1892 beklagte, schreiben. Aus Akten des GLA Karlsruhe geht hervor, daß im nahen Oftersheim Tabak um 1677 gepflanzt worden ist, andere Quellen nennen für Oftersheim, Seckenheim und Friedrichsfeld um 1570, für 1706 sagt das Ortsprotokoll Hockenheims aus. Beim Durchgang durch das Museum stellt man fest, daß die beiden Hauptabteilungen reich beschickt sind. Die Zigarrenherstellung kann an verschiedenen halbmechanischen Maschinen demonstriert werden; Zigarrenwickeltische und die zugehörigen Wickelformen aus den Werkstätten der seiner Zeit in Europa führenden Firma Hart, Schwetzingen, Etikettiermaschinen mit aussagekräftigen Druckstöcken der über Generationen bekannten Zigarrenfabrik Neuhaus, Schwetzingen/Hockenheim, sind zu sehen. Einzelne Stücke der ersten Hockenheimer Zigarrenfabrik Piazzolo und Ickrath sind vorhanden.

Einst hatte Bürgermeister Johann Sigismund Piazzolo seinen Sohn Ludwig zur Gründung angeregt. Zur Eröffnung des Tabakmuseums war nun ein Nachfahre, Paul Harro Piazzolo,

Staatssekretär im Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft aus Bonn gekommen.

Freunde des Schnupftabaks verweilen vor Vitrinen mit bemerkenswerten Dosen; zum Stolz des Museums allerdings ist die repräsentative Pfeifensammlung geworden. Kurz- und Langpfeifen, orientalische Wasserpfeifen, Meerschampfeifen, indianische Friedenspfeifen und andere seltene Stücke lassen das Sammlerherz höher schlagen. Wer kennt schon die bunten, uniformgeschmückten Reservistenpfeifen unserer Vorväter? Jüngst standen die Mitglieder einer russischen Delegation aus Asserbeidschan bewundernd vor dem Raritätenschrank.

Mit dem Gedicht des Alemannen Johann Peter Hebel „Der allezeit vergnügte Tabakraucher“ und unter Hinweis auf unser Heft 1/1985, S. 197 nehmen wir Abschied vom Tabakmuseum Hockenheim:

Im Frühling

*'s Bäumlü blüeiht, und 's Brännli springt,
Potz tausig los, wie's Vögeli singt!
Me het si Freud und frohe Mueth,
und 's Pfipli, nei wie schmeckt's so guet!*

Im Sommer

*Volli Aehri, wo me goht,
Bäum voll Aepfel, wo me stoht!
Und es isch e Hitz und Glueth.
Eineweg schmeckt's Pfipli guet!*

Im Herbst

*Chönnt denn d'Welt no besser sy?
Mit si'm Trübel, mit si'm Wi
stärkt der Herbst mi lustig Bluet,
und mi Pfipli schmeckt so guet!*

Im Winter

*Winterzit, schöni Zit!
Schnee uf alli Berge lit,
uffem Dach und uffem Huet,
Justement schmeckt's Pfipli guet!*

BÜCHER ÜBER SCHWETZINGEN AUS DEM K. F. SCHIMPER-VERLAG

Schwetzingen – lebendige Stadt von Karl Wörn

Eine umfassende Darstellung von Geschichte, Gemeindeleben, Kultur und Wirtschaft; mit vielen historischen und aktuellen Abbildungen. 168 informative Seiten, Broschurausgabe **DM 12.80**; Festeinband **DM 14.80**

Schwetzingen Skizzenbuch von Prof. Richard Bellm

86 Federzeichnungen von Alt-Schwetzingen und vom berühmten Schloßgarten; Textteil auch in Englisch. Format 27 x 21 cm, **DM 24.–**

Schloßgartenführer Schwetzingen

Bereits in 24. Auflage, ständig aktualisiert mit vielen neuen Farb- und Schwarzweiß-Fotos, einem farbigen Schloßgartenplan (ausklappbar) und Vorschlägen für einen Rundgang. 90 Seiten, **DM 5.50**

Schwetzingen Spargelbuch von Bernhard Stein

Fast alles über das königliche Gemüse: Geschichte, Anbau, Zubereitung, Anekdoten. Natürlich mit Rezeptteil; die 10 köstlichsten Menüs sind farbig abgebildet! 128 Seiten, kaschierter Festeinband, **DM 24.–**



K. F. SCHIMPER-VERLAG, Postfach 1828 in 6830 Schwetzingen
Telefon (06202) ☎ 2 1036

Museum für Wald, Landwirtschaft und Handwerk in Oftersheim

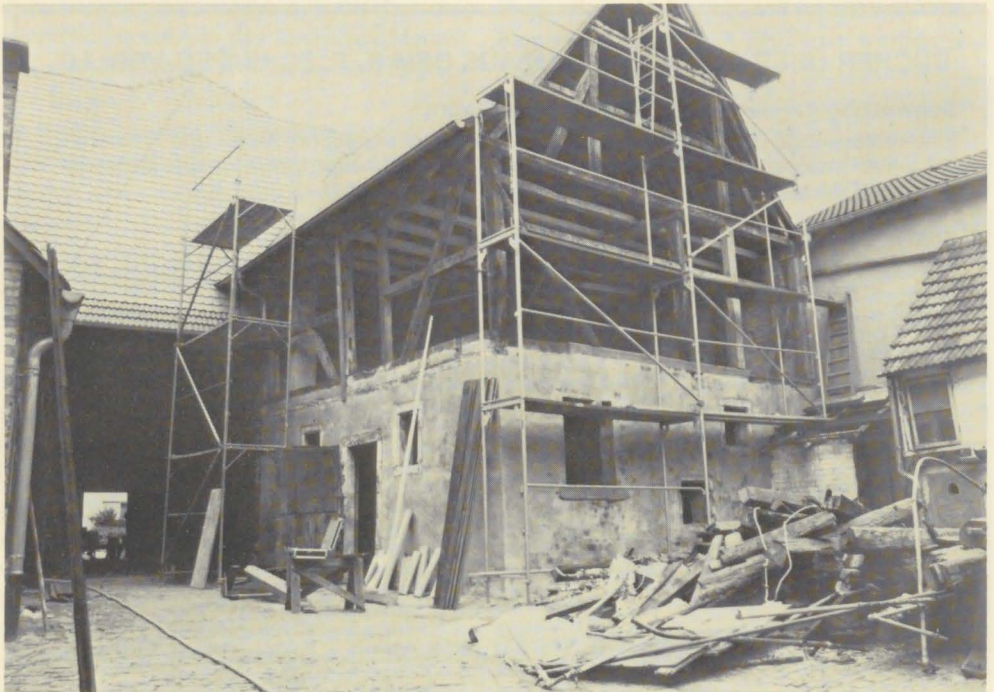
Dieter Burkard, Oftersheim

Frühjahr 1986, die Gemeinde Oftersheim stellt stolz ein Kernprojekt ihrer Ortssanierung vor! In der neugestalteten, verkehrsbefriedeten Mannheimer Straße präsentiert sich mit dem Anwesen, Mannheimer Straße 61, einem ehemaligen Bauernhof, das neue Museum für Wald, Landwirtschaft und Handwerk. Zum Redaktionsschluß vorliegenden Heftes befindet sich das Museum in der letzten Bauphase. Die Verantwortlichen des Arbeitskreises Heimatmuseum des Heimat- und

Kulturkreises Oftersheim sind voll mit den Sammlungen, der Katalogisierung und den Aufstellungsplänen beschäftigt.

Hier ist die Chronik des Museums:

Das Jahr 1966, mit dem Schwerpunkt der 1200-Jahrfeier der Gemeinde Oftersheim, war der Auftakt, Gegenstände zu der Geschichte Oftersheim zu sammeln. Einige engagierte Kräfte um den damaligen Bürgermeister Karl Frei, u. a. auch Siegwald Kehder, der heutige Bürgermeister, machten sich



Neubau, Stall- und Knechtkammer

(Foto: Maier, Oftersheim)

in aller Bescheidenheit daran, auf die Suche zu gehen nach heimatgeschichtlich relevanten Stücken. Aufbewahrt wurde zunächst alles in den Kellerräumen des Rathauses. Wo aber sollte man ausstellen? Erste Überlegungen gingen in die Richtung, in der neugebauten Theodor-Heuss-Schule ein oder zwei Räume dafür zu nutzen.

Mittlerweile, nach den Jahren der baulichen Expansion, besann man sich im Gemeinderat, wieder den Ortskern in den Vordergrund baulicher Maßnahmen zu rücken. Mit dem Erwerb des Grundstücks Mannheimer Straße 59 tat die Gemeinde einen Glücksgriff in mehrfacher Hinsicht. Das ursprüngliche Bauernanwesen, mit geräumigem Innenhof, dessen fränkischer Stil früherer Bauernhöfe gut erkennbar war, bot mannigfache Möglichkeiten der Nutzung. So wurde im Herbst 1975 erstmals und schließlich am 20. Januar 1976 vom Gemeinderat folgendes Gesamtkonzept für den Gebäudekomplex verabschiedet:

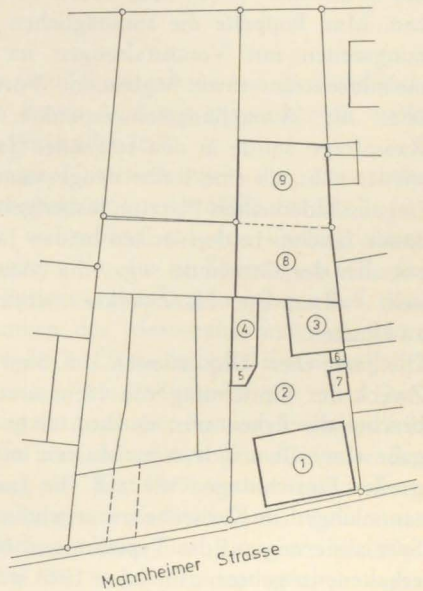
1. Altenbegnungsstätte, Jugendräume
2. Gemeindebücherei
3. offene Halle (ehemalige Scheune)
4. Ausstellungsraum für heimatgeschichtliche Gegenstände (Stall)

In vielen Fragen der Umbauarbeiten wurde das Landesdenkmalamt — Außenstelle Karlsruhe — an der Spitze Oberkonservator Schubart konsultiert. Für die Gestaltung des Ausstellungsraumes zeichneten verantwortlich das Reißmuseum Mannheim und die Schimper-Realschule Schwetzingen. Am 18. Juni 1977 konnte der Bevölkerung anlässlich des Tages der offenen Tür auch das neue „Heimatmuseum“ vorgestellt werden.

Die Sammlung hat einige interessante Schwerpunkte dem Besucher zu bieten. So befindet sich gleich links des Eingangs eine Übersichtskarte über die Entwicklung des Dorfes, Grenzsteine mit dem Gemeindegewappen folgen, Fotografien und Repliken von Fundstücken auf dem Gelände des „Bachmayer-Hof“, einer römischen villa rustica,

GEMEINDE OFTERSHEIM

ANWESEN
MANNHEIMER STRASSE 61



Gemeinde Oftersheim

Legende:

- 1 Wohnhaus mit Versamlungs- und Arbeitsraum für den Heimat- und Kulturkreis, insbesondere für den Arbeitskreis Heimatmuseum
- 2 Innenhof
- 3 Stall mit Knechtkammer
- 4 u. 5 Unterstellschuppen
- 6 Dunggrube
- 7 Schweinestall
- 8 Scheune
- 9 Tabak Schuppen

sowie Gegenstände aus der früheren Besiedlungszeit unserer Region öffnen den Raum zu dem Ausstellungsmittelpunkt, Geräte und Werkzeuge. Fotografien über das Dorf und das Vereinsleben sowie ein buntgestaltetes Lagerbuch aus dem Jahre 1772 schließen den heimatgeschichtlichen Rundgang ab.

Dem Reiz des Neuen folgend, hatte die heimatkundliche Sammlung zunächst regen Zuspruch, der natürlicherweise mit der Zeit nachließ. So beschloß der neugegründete Heimat- und Kulturkreis die Attraktivität des „Museums“ durch neue Ideen zu erhöhen. Man koppelte die sonntäglichen Öffnungszeiten mit Veranstaltungen im Gemeindezentrum sowie begleitende Vorträge über die Ausstellungsschwerpunkte. Die Raumfrage wurde in den folgenden Jahren wieder akut, da eine Reihe neugesammelter Gegenstände keinen Platz im bisherigen Gebäude fanden. In den letzten beiden Jahren bot sich der Gemeinde sogar die Möglichkeit, vollständige Handwerkseinrichtungen zu erhalten.

Die fachlichen Diskussionen um Sinn und Zweck der Einrichtung von Heimatmuseen brachte die Erkenntnis, es kann nicht Aufgabe einer Gemeinde sein, Museen im Stile großer Einrichtungen wie z.B. die Landes-sammlungen in Karlsruhe zu errichten. Die Spezialisierung auf das Typische und Nocherhaltene ist geboten. Im Jahre 1983 war die Richtung erkannt und der Schwerpunkt formuliert; das neuzuschaffende Heimatmuseum sollte sich im Gewande eines Wald-, Landwirtschaft- und Handwerksmuseums präsentieren. Bereits am 10. 11. 1981 war durch den Ankauf eines weiteren bäuerlichen Anwesens, Mannheimer Straße 61 das Raumproblem gelöst. Der gesamte landwirt-

schaftliche Teil der Gebäude sowie Bereiche des Wohntraktes dienten der Erweiterung. Daß solch ein Vorhaben Hilfe beanspruchen würde, erkannte man frühzeitig und so schätzte man sich glücklich, in Dr. Metzger vom Badischen Landesmuseum in Karlsruhe, eine engagierte und versierte Unterstützung gefunden zu haben. Im Juni 1984 fand die alles entscheidende Sitzung in Oftersheim statt. In Anwesenheit von Bürgermeister Kehder und Dr. Metzger wurden die Spezialbereiche genau definiert und der Öffentlichkeit vorgestellt. Es wurde festgelegt, daß die Scheune und der Tabakschuppen den handwerklichen Bereich (Sattlerei, Wagerei, Schuhmacherwerkstatt und Schmiede), das Waldmuseum und die landwirtschaftlichen Geräte beherbergen sollte. Zur Dokumentation der sozialen Seite soll die Knecht-kammer oberhalb des Stalles wieder aufgebaut werden. Für museale Arbeiten wird eine kleine Werkstatt im ehemaligen Stall errichtet. Der sich an die Scheune anschließende Garten, soll Haus- und Gartenpflanzen beheimaten. Die pädagogische Bedeutung des Museums liegt in der Möglichkeit, die Entwicklung der Gemeinde im beruflichen, technischen und sozialen Bereich zu vermitteln. Vom Frühjahr 1986 an gehört zum sanierten Ortskern ein beachtenswertes und interessantes Museum, das in seinen Beständen gepflegt und laufend erweitert werden wird zur Freude der jungen und älteren Besucher.

Notizen zur Auswanderung im 19. Jahrhundert

Probleme regionaler und lokaler Forschung

Volker Kronemayer, Brühl

Das Jahr 1983 stand für die historisch interessierte Öffentlichkeit ganz im Zeichen der Feiern anlässlich der dreihundertsten Wiederkehr der ersten Auswanderung einer Gruppe von deutschen Siedlern nach Nordamerika. Dreizehn Krefelder Familien hatten damals ihre Heimat verlassen und waren am 6. Oktober 1683 unter der Führung von Franz Daniel Pastorius im heutigen Pennsylvanien gelandet. Nahe den Ufern des Delaware gründeten sie die Gemeinde Germantown, heute ein vorwiegend von Farbigen bewohnter Vorort Philadelphias¹). Wie bereits 1976 — damals waren aus Anlaß der Unabhängigkeitserklärung und dem Jahrestag der Verfassung der USA die deutsch-amerikanischen Beziehungen gewürdigt worden²) — war dieses Jahr von zahlreichen Veranstaltungen geprägt, die der Popularität des Ereignisses entgegenkamen oder eine solche fördern sollten³). Daneben wurde dieses Ereignis zugleich Höhepunkt der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema. Dem Bereich der kulturellen und sprachlichen Assimilation der Einwanderer wurde in diesem Zusammenhang besondere Aufmerksamkeit zuteil und es versteht sich daher von selbst, daß die Darstellungen sich dem Erscheinungsbild der Massenauswanderung weit mehr verpflichtet zeigten als den Einzelschicksalen⁴).

Die Möglichkeit zur Erforschung von Einzelschicksalen wurde auf deutscher Seite mit der Einrichtung des Historic Emigration Office in Hamburg 1983 erleichtert⁵). Für Hamburg ist von Vorteil, daß die dortige Statistik der Auswanderung noch bis in das Jahr 1836 zurückreicht, während die von Bremen, die bereits 1832 einsetzte und vor

allem über Auswanderer aus dem süddeutschen Raum Auskunft geben könnte, nicht mehr vorhanden ist⁶).

Bisherige Untersuchungen der Auswanderungsbewegung um die Mitte des 19. Jh. beruhen weitgehend auf den umfangreichen Statistiken, die die großherzogliche Regierung Badens in der Absicht anlegen ließ, dem Phänomen der Massenauswanderung Herr zu werden⁷). Daran knüpfte Ende des Jahrhunderts E. von Philippovich mit einer Darstellung der badischen Auswanderungspolitik an, die noch heute von grundlegender Bedeutung ist⁸). Erst 1977 erschien eine weitere Darstellung von K. Stiefel, in der die Auswanderungspolitik im Rahmen der Geschichte der staatlichen Institutionen angesprochen wird⁹).

Der frühere Leiter des GLA Karlsruhe, Hermann Baier, machte 1937 in „Mein Heimatland“ auf die lückenhaften statistischen Angaben im Lande aufmerksam und erläuterte die fehlerhafte Übertragung von Orts- und Familiennamen in den Listen der Einwanderungsländer¹⁰). Andere Schwierigkeiten der Auswandererforschung auf der Ebene der Orts- und Regionalgeschichte liegen aber vor allem in der Vielfalt und dem Umfang des Quellenmaterials begründet, das sich in den Archiven der Gemeinden befindet. Wer sich den Faszikeln „Auswanderungsakten“ zuwendet, wird zunächst die beträchtlichen Lücken in der chronologischen Abfolge bemerken. So sind im Stadtarchiv Wiesloch unter Abteilung XXV. Staatsangehörigkeit und Auswanderung nur Akten aus den Jahren 1850—1875 für Wiesloch und 1852—1892 für Altwiesloch vorhanden (A 5094, A 5095). Daran schließt sich für Wiesloch ein Faszikel

„Das Auswanderungswesen“ für die Zeit von 1880 bis 1937 an (A 5096). Eine erste Auswertung der Akten ergibt, daß die „Vorgänge“ keineswegs vollständig vorhanden sind: so wird die vermutliche Abschiebung eines Franz Dörner im Jahre 1854 im Bürgerbuch der Stadt mit „abwesend, im Jahr 1854 nach Amerika gereist“ erwähnt, ein Beleg hierüber ist in den Akten „Staatsangehörigkeit und Auswanderung“ vorhanden, in den Ratsprotokollen der Stadt findet sich aber kein Hinweis. Dort wird der Auswanderer Heinrich Dörner erwähnt, worüber weder im Bürgerbuch noch in den Aktenfaszickeln eine Eintragung zu finden ist. Gut belegt ist die Auswanderung des Heinrich Rensch in zwei der drei erwähnten Quellen. Im Ratsprotokoll zu Heinrich Rensch steht: „... wenn nur die Bedingungen bewilligt werden, wie jene des Philipp Kleinmanns...“ — über jenen Philipp Kleinmann findet sich nirgendwo in den angeführten Quellen eine Nachricht¹¹⁾.

Insgesamt wurden allein in den Akten 199 Namen von Auswanderern aufgeführt, im Bürger-Buch erscheinen 17 weitere Namen; 11 dieser Namen werden mehrfach genannt, davon 2 in den Ratsprotokollen und 3 im Bürger-Buch. Damit würde auch zugleich die Zahl der Auswanderer festliegen, die zwischen 1808 und 1875 die Stadt Wiesloch verließen: 216. In der amtlichen Kreisbeschreibung aus dem Jahr 1968 werden aber allein für den Zeitraum von 1841 bis 1861 221 Amerikaauswanderer angegeben^{11a)}; aus den Unterlagen des Stadtarchives gehen für diese Zeit jedoch nur die Namen von 177 Auswanderern nach Amerika hervor.

Ein Blick auf die amtliche Statistik der Jahre 1850 bis 1855 erweckt den Eindruck, daß vor allem vermögende Bürger in großer Zahl den Amtsbezirk verlassen hätten. Der pro Kopf ausgeführte Betrag an Vermögen war 1850 mit 1265,9 fl am höchsten, und im darauf folgenden Jahr mit 135 fl am niedrigsten; Danach belief sich die Summe je Auswanderer auf 273,7 fl (1852), 138,2 fl (1853),

177,4 fl (1854), 385,9 fl (1855)¹²⁾. In den Auswanderungsakten der Stadt Wiesloch sind nur 10 Angaben zu den Vermögensverhältnissen und den Reisegeldern der Betroffenen zu finden; neun Angaben hierzu fallen in die Zeit von 1850 bis 1855, wovon eine eine Abschiebung, vier die Vermögensverhältnisse von Waisen und zwei die von minderjährigen Geschwistern betreffen. Somit bleiben lediglich fünf Angaben übrig, die statistisch verwertbar wären: Für die vier Kinder des Friedrich Bauer wird an Vermögen jeweils 492 fl 46 × angegeben, das ein Vormund verwaltet; aus diesem Betrag werden jeweils 100 fl als Reisegeld zur Verfügung gestellt (1852). Daneben werden nur noch Reisegelder genannt: für Jakob Bauer 150 fl (1851), für ein Kind des Johann Schweinfurth 150 fl, desgleichen für Rudolf Klare (1852), und für die Geschwister Johann und Magdalena Bräunling 200 fl (1854). All diese Reisegelder wurden vormundschaftlich durch das Waisengericht bewilligt. Sowohl von der Zahl als auch vom Inhalt der Aktennotizen kann für die große Zahl der Auswanderer nicht festgestellt werden, wie wohlhabend oder bedürftig die Auswanderer waren.

Zur Unterstützung unbemittelter Auswanderer wurden in den Jahren 1852 und 1853 mit 1065 fl und 1041 fl hohe Beträge, 1854 mit 270 fl ein geringer Betrag aufgebracht. In den Jahren 1850, 1851 und 1855 weist die Statistik keine Unterstützungsgelder aus¹³⁾. Da die Staatsregierung bei der Erstellung der Statistik Kosten in Höhe von 92 fl je Person bei einer Gruppenauswanderung zugrunde legte, ist davon auszugehen, daß an Unbemittelten auswanderten: 1852 und 1853 etwa 11 Personen, 1854 wohl 3. Die in der Statistik angeführten Summen geteilt durch den erwähnten Betrag von 92 fl ergeben ungefähre Resultate, und es muß in Betracht gezogen werden, daß entweder andere, höhere oder kleinere Beträge zur Finanzierung der Reisekosten ausbezahlt wurden, oder daß ein Teil der Gelder als Zuschüsse zu Reisekosten

Verwaltung der polizeilichen Verwahrungs-Anstalt Pforzheim.

Pforzheim

Der Verwaltungsrath, welcher durch die Sperrung nach-
namens gelistet, Pforzheim nach Pforzheim anwesend.

Namen	Pforzheim		Lerna. Aeffoff. Lerna.		
	Dinlag	Dinlag	f	f	f
1. Pflüger Heinrichmann	1.	1. 24.	2. 24.	3. 22.	5. 46.
2. Pflüger Heinrichmann	1.	1. 24.	2. 24.	3. 22.	5. 46.
3. Pflüger Herb	1.	1. 24.	2. 24.	3. 22.	5. 46.
4. Pflüger Zimmermann	1.	1. 24.	2. 24.	3. 21.	5. 45.
5. Pflüger Meier	1.	1. 24.	2. 24.	3. 21.	5. 45.
6. Pflüger Rensch			12.	16. 48.	28. 48.
7. Pflüger Rausch					
Oberrichter Joseph	1.	1. 24.	2. 24.		
Oberrichter Kopp	1.	1. 24.	2. 24.		
Retour.					
Oberrichter Joseph	1.	1. 24.	2. 24.		
Oberrichter Kopp	1.	1. 24.	2. 24.		
Dienst.					
Oberrichter Joseph			5.		
Oberrichter Kopp			4.		
			18. 36.		
ab für Rensch	1/48.				
1. " Rausch	48.		1. 48.		1. 48.
	1/48.		16. 48.		30. 36. ^{Total} Lerna.

Pforzheim, den 11. September 1851.

wird dem Kaufmann F. Buder in Hofdam
mit Begehr, wann er sich den Kauf
nicht, so ist der beauftragte Besizer
in der Gegenwart ist

Lebenszeit des 4. September 1851.

F. Buder

Nro 1745.

Vorstandes Wartung wird hier
mit genehmigt.

Hofdam den 5ten September 1851
Großherzogliche Kriegsalmosen
geligeit. Kriegsangelegenheiten - Amt.

L. u. u.

voll Griefsel

Einschiffungs



Zeugnis

Die Unterzeichneten bescheinigen hiemit dass

Lösung Franz, alt, 48 Jahr von Wiesloch (Baden)

unterm 15. Oktober an Bord des Post-Schiffes Joachim
Capitan Schubert mit den gesetzlich vorgeschriebenen Lebensmitteln
von hier nach San-Francisco abgereist ist

San Francisco, den 4. März 1854

Schubert, Schiffsarzt

gewährt wurden. Aus dem Jahr 1852 ist ein Beleg erhalten, aus dem hervorgeht, daß für den aus der Verwahranstalt Bruchsal nach Amerika abgeschobenen Insassen Heinrich Rensch 81 fl Reisegeld verlangt wurden. Die Anstalt in Bruchsal stellte der Gemeinde Wiesloch 54 fl in Rechnung. Es ist bekannt, daß 30 fl aus der Kasse der Gemeinde gezahlt wurden und der Rest des Reisegeldes von dieser vorgestreckt wurde und in Raten von 9 fl vierteljährlich zurückbezahlt werden mußte. Ein Verzeichnis der Transportkosten für die Überführung von Gefangenen von Bruchsal nach Mannheim vom 4. September 1852 berechnet für die Aufsicht jeweils 1 fl 31 oder 1 fl 32, für die Fahrtkosten 2 fl 24, und an „Diäten“ für die Aufseher 4 bzw. 5 fl. Heinrich Rensch wird aus weiter nicht bekannten Gründen in dieser Liste geführt, aber nicht berechnet¹⁴). Ein anderer Auswanderer, der vielleicht ebenfalls abgeschobene Franz Dörner, schlug mit 96 fl Reisekosten und 10 fl Handgeld zu Buche¹⁵). Andere Auswandererunternehmen bieten die Beförderung zu Preisen an, die weit unter dem Betrag von 92 fl je Person liegen: so ein Auswanderungsunternehmen aus Eßlingen, Erwachsene zu dem Preis von 65 fl, Kinder unter 12 Jahren zu 50 fl zu befördern¹⁶).

Neben Amerika wird in der erwähnten amtlichen Statistik auch Algier genannt, wohin demzufolge 1854 fünfzehn Personen aus dem Amtsbezirk Wiesloch auswanderten¹⁷). In den Akten aus Wiesloch ist kein Hinweis auf das Auswanderungsland Algerien vorhanden. Sicher gibt es eine große Zahl von Anträgen auf Entlassung aus dem Staatsverband, die kein Zielland nennen, und es kann nicht ausgeschlossen werden, daß einige der Antragsteller — sei es beabsichtigt oder gegen ihren Willen — nach Algier gelangten¹⁸). Die für deutsche Auswanderer außerordentlich ungünstigen Lebensbedingungen in Nordafrika waren aber bekannt, und es ist unverständlich, weshalb sich dennoch Auswanderer aus Baden dorthin begeben haben sollten. Die Quellenlage im Stadtarchiv

Wiesloch gibt hierüber keinen Aufschluß, was aber lediglich bedeutet, daß aus Wiesloch selbst und den heute eingemeindeten Orten Altwiesloch, Baiertal und Schatthausen niemand nach Algier gelangte. Daß auch nach anderen Ländern Badener, die keinen Einfluß auf die Wahl ihres Zielortes ausüben konnten, gelangten, mag folgender Vorfall aus Quebec in Kanada zeigen: der Königlich Britische Gesandte Sir Alexander Malet erhob 1855 beim Deutschen Bundestag darüber Beschwerde, daß im Winter 1854 422 arme Personen aus Baden nach Quebec befördert worden seien¹⁹). Die amtliche Statistik Badens weist Quebec nicht gesondert aus; dieses Land ist unter der Rubrik „andere überseeische Länder“ zu suchen. Nach diesen summarisch so bezeichneten Ländern wanderten 1854 563 Personen aus; ob die 422 Badener darunter zu zählen sind, und ob darunter sich Auswanderer aus dem Amtsbezirk Wiesloch befanden, kann nicht mit Sicherheit festgestellt werden.

Damit ist bereits ein weiterer wesentlicher Punkt der Auswanderungsforschung angesprochen — die Zuverlässigkeit des statistischen Materials²⁰). Daran tragen zum einen die unscharfen Verwendungen der Begriffe in den Akten Schuld, die es erlauben, daß sich bei Adam Lamada aus Wiesloch die Eintragung findet: „ausgewandert nach Heidelberg“²¹). Auffällig sind die großen Abweichungen der amtlichen Statistik gegenüber den Befunden aus Quellen des Stadtarchivs Wiesloch selbst. So sind laut Statistik 1850 47 Personen aus dem Amtsbezirk Wiesloch ausgewandert, die Akten der Stadt weisen aber nur 2 Personen aus; die 47 „amtlich erfaßten“ Auswanderer gehörten alle 7 Familien an, die beiden Auswanderer aber sind ledige Männer, und in dieser Spalte findet sich keine Eintragung in der Statistik. Für die folgenden Jahre ergeben sich ähnliche Abweichungen: 1851: 74 „amtl.“ gegenüber 57 nach den Akten der Stadt; 1852: 166 zu 21; 1853: 115 zu 15; 1854: 221 zu 11; 1855: 32 zu 11. Zunächst bleibt festzuhalten, daß die

amtliche Statistik alle Angaben aus dem Amtsbezirk Wiesloch mit seinen 14 Gemeinden und 14 648 Einwohnern (so im Jahr 1857) erfaßte²²). Beläßt man den Zahlenvergleich, so ergibt sich der Eindruck, daß aus den umliegenden Gemeinden erheblich mehr Personen auswanderten als aus Wiesloch selbst, mithin ein beachtliches Stadt-Land-Gefälle zu beobachten ist. Die in der amtlichen Statistik aufgegliederte Zugehörigkeit der Auswanderer zu bestimmten Berufsgruppen zeigt, daß etwa $\frac{2}{3}$ (477 Personen) in der Landwirtschaft, $\frac{1}{5}$ (145 Personen) im Handwerk tätig gewesen waren, und nur 5% (33 Personen) anderen Berufen zugerechnet wurden. Berücksichtigt man, daß sich die Bevölkerungszahl im Amtsbezirk zwischen 1816 und 1857 nahezu verdoppelte, in Wiesloch selbst um etwa ein Drittel anwuchs (von 1902 im Jahr 1812 auf 2956 im Jahr 1855)²³), so scheint verständlich, weshalb der wachsende Bevölkerungsdruck vorwiegend die bäuerliche Bevölkerung traf. Die unterschiedlichsten, sich in ihrer Wirkung einander verschärfenden Bedingungen sind hier zu nennen: die Agrarkrise der Jahre 1846 bis 1855, die Realteilung des Grundbesitzes, die geringen Erträge der (noch) ausgeübten Dreifelderwirtschaft, und schließlich der allgemeine Bevölkerungsanstieg, der auf dem Lande nicht dadurch aufgefangen werden konnte, daß mehr Arbeitsplätze in der Heimarbeit zur Verfügung gestellt wurden. Für die Bevölkerung der Stadt Wiesloch, dem Mittelpunkt des Amtsbezirks und Sitz mehrerer Verwaltungsbehörden, mochte sich auch in der Zeit der Krise das Leben erträglicher gestaltet haben als auf dem Lande, war doch die Abhängigkeit vom Ertrag der Landwirtschaft nicht gar so unmittelbar wie bei der Landbevölkerung.

Die Bedeutung, die die Stadtväter dem Amtssitz Wiesloch beimaßen, geht aus einer Bittschrift hervor, welche der Gemeinderat und Bürgerausschuß im September 1850 der Großherzoglichen Regierung unterbreitete. Der Anlaß hierzu war die Abtretung der

Orte Eschelbach, Eichtersheim und Michelfeld an den Amtsbezirk Sinsheim, ohne daß ein Ausgleich durch die Zuweisung anderer Ortschaften erfolgt wäre. Beklagt wurde auch die Verlegung der Ober-Einnehmerei nach Schwetzingen und der Bezirksförsterei nach Heidelberg. Als besonders nachteilig wurde die Einrichtung der Bahnlinie Heidelberg—Bruchsal eine halbe Wegstunde vom Ort entfernt empfunden, denn damit war die Rückstufung der Straße durch Wiesloch verbunden²⁴). Wenngleich man unterstellen darf, daß, um den Zweck des Schreibens zu erreichen, die Situation der Stadt Wiesloch schärfer dargestellt wurde als sie vielleicht war, so spricht doch die in das folgende Jahr zu datierende Auswandererliste eine beredte Sprache: insgesamt wanderten 89 Personen aus der Stadt Wiesloch aus²⁵).

Eine solche unvermittelte Auswanderungswelle hatte Auswirkungen auf die Sozialstruktur der Stadt. Dabei ist nicht nur von Interesse, wieviele Haushaltsvorstände mit ihren Familienangehörigen und wieviele Unverheiratete die Stadt verließen, oder welchen Berufsgruppen sie angehörten. Für die Großherzogliche Regierung waren diese Informationen ausreichend, da bei ihr die Frage der finanziellen Unterstützung der mittellos zurückbleibenden im Vordergrund stand²⁶).

Rückblickend aus heutiger Sicht ist zu untersuchen, welcher Zusammenhang zwischen Beruf und Auswanderung bestand: Waren diese Berufe von der beginnenden Industrialisierung bedroht? Herrschte in diesen und in anderen Berufen ein heftiger Konkurrenzkampf? Wurde der Konkurrenzdruck durch unerlaubten Wettbewerb, z. B. durch allein-stehende Frauen, verursacht? Brachte der erwähnte Bau der Eisenbahn bei Wiesloch—Walldorf neue Berufe mit sich oder verschwanden dadurch Berufe?

Auf der bereits genannten, wohl in das Jahr 1851 zu datierenden Liste der Auswanderer werden folgende Berufe aufgeführt: Tage-

löhner (6), Schuhmacher (6), Maurer (4), Bäcker (2), Metzger (1), Schneider (1), Müller (1), Kammacher (1) und eine große Anzahl von Haushaltsvorständen und Unverheirateten, die keinen Beruf angeben; für letztere möchte man annehmen, daß sie in der Landwirtschaft als selbständige Kleinbauern tätig waren. Es ist bemerkenswert, daß sich die Eintragung „Landwirt“ nur in den Bürgerbüchern findet, und dort nur bis in die 40er Jahre. Insgesamt werden in diesem Zeitraum 9 Landwirte aus Wiesloch genannt, die zwischen 1808 und 1850 auswanderten. An weiteren Berufen werden aufgeführt: Bäcker (4), Färber (1), Kammacher (2), Kaufmann (1), Konditor (1), Küfer und Bierbrauer (1), Kürschner (1), Maurer (4), Metzger (1), Müller (1), Oberwundarzt (1), Ratsdiener (2), Rübler (1), Schlosser (1), Schneider (1), Schuhmacher (7), Tagelöhner (12), Tüncher (1), Unterlehrer (1), Wagner (1), Weber (1), Zimmermann (1). Im Vergleich zu den 216 Eintragungen zur Auswanderung aus der Stadt Wiesloch in der Zeit von 1808 bis 1875 sind die 55 Berufsangaben eine kleine Zahl. Selbst wenn man in Rechnung stellt, daß unter den verbleibenden 161 Personen sich noch zahlreiche Familienangehörige und alleinstehende Frauen befinden, deren Mithilfe in den Handwerksbetrieben und in der Landwirtschaft unverzichtbar war²⁷⁾, und für die ohnehin keine Berufsangaben zu erwarten sind. Die ortsansässigen Gewerbetreibenden hatten sich aber nicht nur mit der technologischen Entwicklung auseinanderzusetzen, sondern sie mußten sich auch unerlaubter Konkurrenz erwehren: der 1857 ausgewanderte Oberwund- und Hebarzt Jacob Filsinger klagte 1849 gegen Wilhelm Fechter und Jakob Uhrig wegen unerlaubten Rasierens²⁸⁾. Vergleicht man aber die Neigung der Auswanderer aus dem Amtsbezirk Wiesloch, des Weinanbaues wegen nach Australien zu ziehen²⁹⁾ oder als Industriearbeiter sich nach Mannheim zu begeben³⁰⁾, mit den Wanderungsbewegungen aus den umliegenden Bezirken, so zeigt sich

Wiesloch als eine Stadt von wirtschaftlicher und sozialer Stabilität.

Die Auswanderung erfolgte in einer geringen Zahl von Fällen auch unter staatlichem Druck. Die Auflösung ganzer Siedlungen wie Rinek bei Mosbach und Ferdinandsdorf bei Eberbach blieben ebenso vorübergehende Maßnahmen wie die versuchte Abschiebung von 18 000 Badenern³¹⁾. Der Gedanke, der hinter diesen Aktionen stand, blieb aber offensichtlich weiter beherrschend: nämlich die Abschiebung sozial unerwünschter Mitbürger. Die aus der Kenntnis der badischen Geschichte naheliegende Vorstellung, daß dies im großem Umfang die Revolutionäre von 1848/49 getroffen habe, erweist sich bei näherer Betrachtung jedoch nicht als haltbar³²⁾. Es waren letztlich die straffällig gewordenen, die, wohl einer langen Praxis der Rechtspflege entsprechend, nach Nordamerika abgeschoben wurden. Allerdings war die gruppenweise Abschiebung von Häftlingen und entlassenen Sträflingen seit 1847 aus Bremen, seit 1850 aus Hamburg nicht mehr möglich nachdem die dortigen Vertreter der USA wiederholt darauf gedrängt hatten, diese Praxis in den Häfen zu unterbinden³³⁾. Wie das Beispiel des bereits erwähnten Heinrich Rensch und anderer zeigt, wurde das Verfahren in Einzelfällen dennoch weiterhin praktiziert mit der Einschränkung, daß die zukünftigen Auswanderer um ihre Zustimmung gebeten wurden: Der Bremer Kaufmann J. Stüber, der die Fahrt für Rensch organisierte, sollte für seine Bemühungen 10 fl erhalten, falls sich Rensch anders entscheiden sollte³⁴⁾. Unterstützt wurde die Auswanderung, des mittellos Reisenden, wie bereits dargestellt, durch ein rückzahlbares Darlehen der Staatskasse in Höhe von 30 fl. Auf diese Weise gelangten zwischen 1850 und 1855 noch weitere ehemalige Strafgefangene nach Amerika: Im Sommer 1854 Elisabeth Hoffmann aus Baiertal, deren Reise mit 50 fl von der Gemeinde unterstützt wurde; Franz Anton Haffner befand sich im Oktober 1854 „in Kiggenheim“; Heinrich Dörner

aus Wiesloch wurde 1850 nach Amerika entlassen; für Phil. Kleinmann (um 1850), Franz Dörner (1854) lassen sich ähnliche Zusammenhänge nur vermuten³⁵). Die polizeiliche Verwahranstalt Pforzheim — sie befand sich von 1840 bis 1857 in Kißlau — war von dem Arbeitshaus Pforzheim getrennt, und zwar mit Rücksicht darauf, daß die Strafen des Arbeitshauses die schwersten bürgerlichen Strafen waren. Den Antrag auf polizeiliche Verwahrung konnten jedoch die Gemeinderäte stellen, und die Kreisregierung mußte die Unterbringung in der Verwahranstalt anordnen³⁶). Und demnach waren die dort ein-sitzenden Personen keiner schweren Straftaten schuldig. Hierzu paßt gut ins Bild, daß auch aus den Hamburger Senatsprotokollen des Jahres 1841, die Moltmann erschloß, der „Typ des Häftlings“ erkennbar wird, der nach Amerika abgeschoben werden sollte: „keine Schwerverbrecher, sondern Diebe, Brandstifter, Betrüger, Vagabunden, ‚Liederliche‘ Leute, Wiederholungstäter . . .“³⁷).

Eine zusammenfassende Darstellung der Auswanderung aus dem Amtsbezirk Wiesloch in der Zeit des Großherzogtums Baden sollte zunächst von der Auswanderungspolitik Badens im 19. Jahrhundert ausgehen. Die daran anschließende Auswertung der Quellen hat zunächst zu unterscheiden, in welchen Fällen es sich um Wegzug, in welchen es sich tatsächlich um Auswanderung handelt. Hierbei ist die Zugehörigkeit der betreffenden Personen zu bestimmten sozialen Schichten zu erfassen und sind die entsprechenden statistischen Angaben der Jahre 1850 bis 1855 zu überprüfen. Weitere Aufschlüsse über die soziale Zugehörigkeit können außer durch die Berufsbezeichnungen durch die Angaben zum Reisegeld und zum Vermögen, und durch Eintragungen unter den Begriffen „Pfandgericht“ und „Waisen-gericht“ verlangt werden. Desgleichen sollte auch das Namenwesen mit einbezogen werden, können doch hierüber Zugereiste und Juden namhaft gemacht werden, die einen minderen Rechtsstatus besaßen. In der Zu-

sammenschau all dieser Gegebenheiten werden die weitreichenden Veränderungen deutlicher werden, die die Massenauswanderung zum einen veranlaßten, zum anderen die Folge davon waren. Denn nach der großen Auswanderungswelle der 1850er Jahre verebbte die Wanderungsbewegung aus dem Amtsbezirk Wiesloch.

Literatur

1) Ernst Köppen, Vom Rhein zum Delaware. Krefelder gründeten 1683 Germantown, hrsgg. vom Oberstadtdirektor der Stadt Krefeld und dem Verkehrsverein Krefeld, Krefeld 1893

2) USA und Baden-Württemberg in ihren geschichtlichen Beziehungen, hrsgg. v. der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein e.V. Stuttgart, Stuttgart 1976; Günter Moltmann, 200 Jahre USA. Eine Bilanz deutsch-amerikanischer Beziehungen, in: GWU 7 (1976), S. 393 ff.

3) Die Fülle der in den USA angebotenen Veranstaltungen aus Anlaß der 300-Jahre-Feier ist dem Veranstaltungskalender zu entnehmen, der von der Tricentennial Commission des United States Information Service herausgegeben wurde. Für die Bundesrepublik Deutschland ist die Sondernummer der „Gazette. Zeitschrift des Verbandes der Deutsch-Amerikanischen Clubs e.V.: 300 Jahre Deutsche in Amerika 1683—1983, Sonderausgabe 1983, S. 6“, heranzuziehen.

4) Günter Moltmann (Hrsg.), Deutsche Auswanderung im 19. Jahrhundert. Sozialgeschichtliche Beiträge (= Amerikastudien/American Studies Bd. 44), Stgt. 1976. Für 1983 sei verwiesen auf: Zeitschrift für Kulturaustausch 4/1982

5) Historic Emigration Office, Museum für Hamburgische Geschichte, Holstenwall 24, 2000 Hamburg 36

6) Hierzu Renate Vohwinkel, Ursachen der Auswanderung gezeigt an badischen Beispielen aus dem 18. und 19. Jahrhundert, (= Beiheft 37 zur Vierteljahrszeitschrift für Wirtschafts- und Sozialgeschichte) Stuttgart, Berlin 1939, S. 6

7) Beiträge zur Statistik der inneren Verwaltung des Großherzogtums Baden, hrsgg. von dem Ministerium des Innern, Heft 5, Karlsruhe 1857; dieser Band enthält die Zahlen der Auswanderungsstatistik, die gesamte Reihe umfaßt 63 Bände; ergänzend sind heranzuziehen: Jahrbücher für Statistik

und Landeskunde von Baden-Württemberg, Erster Jahrgang, 2. Heft, hrsgg. vom Statistischen Landesamt Baden-Württemberg, Stuttgart 1954

⁸⁾ Eugen von Philippovich, Auswanderung und Auswanderungspolitik in Deutschland. Berichte über die Entwicklung und den gegenwärtigen Zustand des Auswanderungswesens in den Einzelstaaten und im Reich, Leipzig 1892; darin: Auswanderung und Auswanderungspolitik im Großherzogtum Baden, S. 98–165; dgl., Die staatlich unterstützte Auswanderung im Großherzogtum Baden, in: Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik, Bd. 5, Berlin 1892, S. 27–69

⁹⁾ Karl Stiefel, Baden 1648–1952, 2 Bde., Karlsruhe 1977

¹⁰⁾ Hermann Baier, Schwierigkeiten der Auswandererforschung, in: Mein Heimatland 24 (1937), S. 24 ff.; beispielhaft wäre zu erwähnen: Brühl wurde übertragen als Brull oder Büll, Gaiberg als Kreiberg, Waldhilsbach als Wadhetschbach, Dielheim als Tihelheim, Hockenheim als Hauenheim

¹¹⁾ Zu Franz Dörner: Stadtgemeinde Wiesloch, Bürger-Buch Bd. 1, Ergänzungsband Nr. 294; A 5094 vom 11. Februar 1854; zu Heinrich Dörner: Raths-Protokolle der Stadt Wiesloch 1849/58 vom 26. Aug. 1850; Heinrich Rensch: A 5094 vom 29. Sept. 1851, 26. Jan. 1852, Raths-Protokolle vom 20. Aug. 1851; Phil. Kleinmann: Raths-Protokolle vom 13. und 20. Aug. 1851.

^{11a)} Staatliche Archivverwaltung Baden-Württemberg (Hrsg.), Die Stadt- und Landkreise Heidelberg und Mannheim. Amtliche Kreisbeschreibung, Bd. 2, Die Stadt Heidelberg und die Gemeinden des Landkreises Heidelberg, Stuttgart 1968, S. 1021

¹²⁾ Statistik der Inneren Verwaltung, S. 33

¹³⁾ loc. cit.

¹⁴⁾ Zu den Angaben der Statistik vgl. Beiträge zur Statistik, S. VIII, S. 33; zu Heinrich Rensch: A 5094 vom 19. Sept. 1851 u. 26. Jan. 1852, Raths-Protokoll vom 13. August 1851

¹⁵⁾ A 5094 vom 11. Febr. 1854

¹⁶⁾ A 5094 ohne Datum

¹⁷⁾ Beiträge zur Statistik, S. 33

¹⁸⁾ Christine Hansen, Die deutsche Auswanderung im 19. Jahrhundert — ein Mittel zur Lösung sozialer und sozialpolitischer Probleme?, in: Moltmann, Amerikastudien, S. 43: die Abschiebung von Unbemittelten Auswanderern nach Algier war für die Gemeinden billiger als die nach Amerika; s. a. Hans Fenske, Die deutsche Auswanderung in der Mitte des 19. Jahrhunderts — öffentliche Meinung und amtliche Politik, in: GWU 24 (1973), S. 229: er schildert, wie 1846 etwa 1000 Personen von Le Havre aus auf Kosten der französischen Regierung nach Algier abgeschoben werden. Herman Baier, Die Badener in Le Havre im Jahre

1848, in: ZGO 90 (1937/38), S. 281 ff. (der aus unserem Raum Holbeck aus Malsch nennt)

¹⁹⁾ Hansen, op. cit., S. 59, Anm. 135

²⁰⁾ Hierzu Vohwinkel, op. cit., S. 4 ff.; Hansmartin Schwarzmaier, Auswandererbriefe aus Nordamerika, in: ZGO 126 (1978), S. 311 Anm. 32; ausführlicher W. Köllmann (Hrsg.), Quellen zur Bevölkerungs-, Sozial- und Wirtschaftsstatistik Deutschlands 1815–1875, Bd. 1: Quellen zur Bevölkerungsstatistik Deutschlands 1815–1875, bearb. v. H. Kraus, Boppard 1980, S. 4, 19, 39 ff.

²¹⁾ Bürgerbuch Wiesloch, Nr. 293

²²⁾ Paul Rieck, Wiesloch in Großherzogtum Baden 1806–1918, in: 1000 Jahre Marktrecht, S. 90 f.

²³⁾ Max Dannheimer und Karl Wagner, Wieslochs Wirtschaftsleben, in: 1000 Jahre Marktrecht, S. 162

²⁴⁾ GLA 190 Nr. 30 vom 23. September 1850

²⁵⁾ Stadtarchiv A 5094 ohne Datum (s. Abbildung); die Statistik weist für 1851 74, für 1852 166 Auswanderer aus; die vom Verfasser vorgenommene Datierung erfolgte nach der Heftung in den Akten

²⁶⁾ Vgl. hierzu die unter Anm. 14, 15 und 23 angegebene Literatur, bes. Philippovich, Auswanderung, S. 109 ff.

²⁷⁾ Vgl. Ute Gerhard, Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und Recht der Frauen im 19. Jahrhundert. Frankfurt 1978, S. 16 ff., bes. S. 30

²⁸⁾ Stadtarchiv Wiesloch A 1720 Oberwund- und Hebarzt Filsinger gegen Wilh. Fechter und Jakob Uhrig wegen unerlaubten Rasierens; s. a. Beschwerde des Berthold Schmitt (Wiesloch) gegen Franziska Reiß (Richen) wegen unerlaubter Gewerbeführung (Putzmacher): *ibid.*: A 1722 aus dem Jahr 1855

²⁹⁾ Hermann Baier, Auswanderung nach Australien, in: Mein Heimatland 24 (1937), S. 49 ff., dort S. 53: aus Diehlheim: Karl Gockel (1854), aus Baiertal: Karoline Staatsmann (1854), aus Wiesloch: Jakob Alswailer (1860)

³⁰⁾ Hierzu Wolfgang von Hippel, Binnenwanderung und Verständigung. Zur Herkunft der Bevölkerung von Ludwigshafen und Mannheim im Zeichen der Industrialisierung, in: Rhein-Neckar-Raum an der Schwelle des Industrie-Zeitalters, hrsgg. vom Institut für Landeskunde und Regionalforschung der Universität Mannheim, Mannheim 1984, S. 34

³¹⁾ Zu Rinek: v. Philippovich, staatlich unterstützte Auswanderung, S. 43 ff.; Franz Kistler, Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in Baden 1849–1870, mschr. Diss. Heidelberg 1952, S. 188 ff.; bzgl. der Zuweisung von Bürgern von Rinek nach Hockenheim s. Ernst Brauch, Hockenheim. Stadt im Auf- und Umbruch, Schwetzingen 1965,

S. 184; zur geplanten Abschiebung von 18 000 Badenern v. Philippovich, op. cit., S. 27

³²⁾ Hugo Ott, Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, in: Badische Geschichte, Stuttgart 1979, S. 110: In den Jahren zwischen 1848 und 1853 standen in Baden nur 198 politische Flüchtlinge auf den Fahndungslisten der Polizei. Anders Fenske, op. cit., S. 235; aus Wiesloch GLA Abt. 190/376—377: 1849. Untersuchungen gegen den Maler Ludwig Braun und den praktischen Arzt Eduard Bronner wegen Teilnahme an hochverräterischem Aufstande — Bezirksamt Wiesloch; hierher gehört wohl auch aus den Akten Baiertal die Eintragung vom 21. Oktober 1850: „... der flüchtige (Heinrich) Wieswasser...“

³³⁾ Günter Moltmann, Die Transportation von Sträflingen im Rahmen der deutschen Amerikauswanderung des 19. Jahrhunderts, in: Amerikastudien, Bd. 44, S. 147 ff., 178 f.

³⁴⁾ A 5094 vom 21. Sept. 1851, s. o. Anm. 11

³⁵⁾ s. o. Anm. 11 zu Franz Dörner: interessant auch die folgende Notiz in den Raths-Protokollen der Stadt Wiesloch 1849/58 S. 80, vom 26. August 1850: „hinlänglich Garantie dafür geleistet wird, daß Dörner wirklich nach Amerika kommt, und nicht wie früher schon unterwegs ausgesetzt wird.“; s. a. Anm. 11 zu Heinrich Dörner, Phil. Kleinmann; zu Elisabeth Hoffmann Akten Baiertal vom 28. Jul. 54 und 28. Aug. 54: zur Zeit in der polizeilichen Verwahranstalt

³⁶⁾ Stiefel, op. cit., S. 953

³⁷⁾ Moltmann, Transportation, S. 177

Mundart: Eugen Pfaff

Schloßgaartebeleischung

Dausende vunn Aare
schdarre an-dä Himml,
wann-s Feierwerk
Fandasiofigure
in alle Faarwe in die Nacht
zaubert.

Es sin blouß ä paar,
die in aller Herrgottsfrieb
die Blumme bewunnere,
die Vogelschdimme
un die Atmosphär
vum ganze Gaarte.

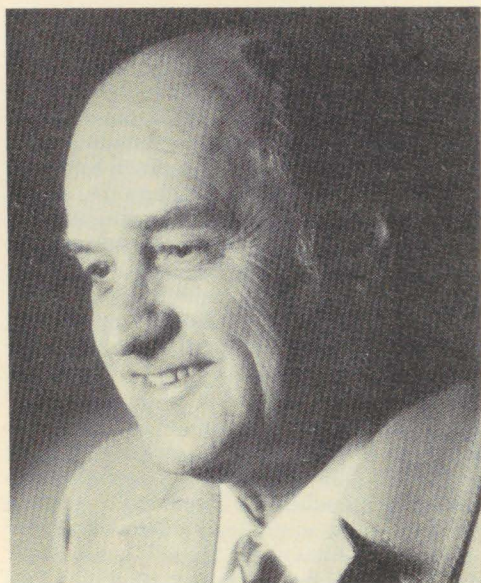
Ä Allerweltsblumm
isch dausendmol schääner,
wie-ä ganzes
Feierwerk.

Da Mensch
schdaunt awwer blouß
iwwer dess,
was Menschehand
gemacht hot.

Ä Blumm bliebt schdill
va sich hie.
Was sich schdill gitt
isch fa-die Mensche
halt selbverschdändlich.

Do sin kaa Iwerrschunge
mää drin.
Ma waab,
s isch sou.
Warum soll-ma aa
iwwer die Nadur
schdaune?

Eugen Pfaff



Eugen Pfaff
geb. 1923 in Plankstadt, maßgeblicher Gestalter des
Heimatbuches Plankstadt, viele Beiträge in der
Presse sowie in den Bänden MUDDERSPROOCH
I—III.

s Aldersheim

Owends fällt uff dei
zwaahunnertsechsdreißisch Balkone
aus-dä Schdubbe raus
Licht in viele Faarwe.

Ma käänt-s faschd
mit Eierm Lewe vergleiche,
Ihr alte Leit,
die Ihr in dem grouße Haus
wohnt.

Viel Schicksaale gitt-s
in dänne Mauere,
gute,
beese
un mittlarä.

Ma waaß nät,
wie Ihr mit dämm
allem fertisch woore seid.
Ma kann-s blouß aahne.

Fertisch?
Manches isch bschdimmt
heit noch nät fertisch.
Un ä paar vunn Eich
sin sicher sou ällaa,
wie die Lischtschdraable,
die valore
in-da Nacht hänke,
zwisehe dä Wolke
un-im Bodde.

s Neeh

Pauselous
ziegsch dei Baahne
vunn Ufer
zu Ufer.

Es sieht aus,
wie wann
dess Land,
biwwe un driwwe
zammeneebe wootsch.

Dein Ufftraag
isch gefährlicher,
wie der vunn-arä Brick,
weil mi-m Wasser
uff du und du schdehsch.

Jedi Iwverfaahrt
isch in Kampf,
fa-dänn irgendwu
in Halt brauchsch.

Do geht-das,
wie dä Mensche,
die sich heewe misse,
um nät abgetriwwe
zu wärre.

Unser Land

Ä Katastroph
un zwaa Fliß
bewwe dich
platt gewalzt
un die Mensche
dich blott gemacht.

Wie ka-ma
sou ä flachgsichtigs
Land
blouß in-sa Herz
schließe?

Mer Mensche
in-da braate
Ewene
wisse um dei
verschdeckelte
Schäabeite
un schätze sie aa.

Unser Nochbar,
da Oudewald
un die Haardt,
waare trotzischer
un bewwe sich behaupt.

Sie zeige uns
arwer aa,
daß Wasser
nät dä Bärg
nuffleeft.

Kurpfälzer (Dialekt) Anekdoten

Oftersheimer Geschichten

Altbürgermeister Karl Frei, Oftersheim

Oftersheim-Hannover und zurück

Der Schorsch ist Schwergewichts-Ringer und darf zu den Deutschen Meisterschaften nach Hannover fahren. Am Fahrkartenschalter verlangt er „Ä Fòakòad uff Hannova!“ Der Beamte fragt: „Was für eine Klasse?“ Der Schorsch: „Schwäagewischd!“ Für die Rückfahrt will er am Bahnhof in Hannover „Ä Fòakòad uff Ofdaschä!“ Der Beamte: „Wie bitte?“ Der Schorsch: „Ä Fòakòad uff Ofdaschä!“ Der Beamte: „Auslandsschalter bitte nebenan!“

Ein kleines Faß Bier

Der Ratschreiber sagt zum Polizeidiener: „Hea, Filibb, isch hebb haid Geburdsdaag, feasch nunna in die Brauerei zum Kleinschmitt un helsch ä klòò Feßl Bia.“ Der Philipp ab mit dem Handwagen. Er kommt zurück: „Ròòdschreiwä, die hewwä kòò klòòns Feßl mä khadd, no hebb isch hald zwòò groußä genummä!“

Fleißig, fleißig

Der Philipp trifft den Otto: „Na, Oddl, schaffsch widda, odda bisch noch bei da Gmòò?“

Die Europa-Karte

Im Gemeinderat liegt der Antrag des Rektors der Volksschule vor, eine Europa-Landkarte

anzuschaffen. Da meint einer der Räte: „Was brauchä mea ä Eirobò-Kòad, wea wòòß, ob do unsa Kinna iwwahaubd ämool hikummä!“

Vertiko oder Strohsack

Die Lisett zu ihrem Vater: „Gell, Fadda, wann isch ämool heija, dann grigg isch in Verdigo!“ Der Vater schaut sie erstaunt an und meint: „Was brauchsch dann du in Verdoo, leeg dein Öasch uff Schdrou!“

Ein breiter Gürtel

Die Marie hat ihr neues Kleid mit einem auffallend breiten Gürtel angezogen und trifft ihre Freundin. Die meint: „Mensch, Mòòdl, hosch du in bròòdä Gäadl an deim Glòòd!“

Die Marie wird naß

Die Fleigin wohnt im Gemeindehaus. Wenn sie in den Garten will, muß sie in der Scheune am Leichenwagen vorbei, und davor hat sie Angst. Die Marie als Hausherrin: „Awwa Fleigin, do brauchsch doch kòò Ängschd zu hawwä, kumm, isch gee midd aisch in da Gòadä.“ Unter dem Leichenwagen versteckt wartet die Marie, bis die Fleigin zurückkommt und faßt diese dann plötzlich am Fuß. Die Marie: „Des hedd isch nadd gedenkd, daß die sou schnell rabbl!“

Die Schwetzingener Hardt

Die sieben Hardtgemeinden und die Renovationskarte der „Haard“
aus dem Jahre 1782

Walter Koch, Schwetzingen

Als „Schwetzingener Hardt“ wird das Waldgebiet bezeichnet, das sich südlich und südostwärts von Schwetzingen erstreckt. Dieser Forst ist umgeben von den Siedlungen Schwetzingen, Oftersheim, Sandhausen, St. Ilgen, Walldorf, Reilingen und Hockenheim, den sogenannten „Sieben Walddörfern“ oder den „Sieben Hardtgemeinden“.

Mit dem Wort „Hardt“ verbindet man den Begriff Wald ganz allgemein, aber man versteht darunter auch bewaldete Höhenzüge oder Bergwald (mhd. spehteshart = Spessart oder die „Haard“ in der Pfalz). Darüber hinaus hat der Name Hardt zugleich die Bedeutung eines gemeinschaftlichen Trieb- oder Weidewaldes. Darin hatten mehrere angrenzende Gemeinden das Recht, ihr Vieh weiden zu lassen¹⁾. Über die Ausdehnung der Schwetzingener Hardt schreibt Widder²⁾, daß sie sich bis zwei Stunden in die Länge und ebenso viel in die Breite erstrecke.

Die Schwetzingener Hardt und die Lußhardt (die große Waldung südlich Hockenheim) waren im Mittelalter Königsgut der Merowinger und Karolinger, und erstere gehörte als Krongut dem karolingischen Grafen vom Lobdengau. Auf dem Reichstag zu Speyer,

1056, schenkte Heinrich III. (1039—1056) den Forst Lußhardt bis ungefähr zum Kraichbach dem Bischof von Speyer. Heinrich IV. bestätigt am 31. Januar 1063 diese Übereignung und erweitert die Schenkung nach Norden hin „vom Forst Lußhardt bis nach Walldorf und von dort bis nach Oftersheim, von dort zur Schwarzach und ihrem Lauf folgend bis zum Rhein“³⁾. Damit wird die Hardt Bestandteil des Bistums Speyer. Während die Lußhardt bis zum Reichsdeputationshauptschluß, im Jahre 1803, dem Speyerer Bistum verblieb, wird die Schwetzingener Hardt ab der Regierungszeit des Pfalzgrafen Konrad I. (1155—1195), der alle rechtsrheinischen salischen Güter vereinigte, nicht mehr als Bistumsbesitz erwähnt. Von da an, bis zum Jahre 1803, blieb sie in pfalzgräflischem Besitz. Nachfolger als Eigentümer wurden durch den Reichsdeputationshauptschluß die Zähringer, denen der badische Staat folgte. 1931 wurde der staatseigene Wald aus steuerrechtlichen Gesichtspunkten an die sieben Hardtgemeinden zu Besitz und Nutzung aufgeteilt. Eigentümer aber blieb weiterhin der Staat. „Die zugeteilten Waldabteilungen entsprechen den alten



SCHWETZINGEN $\frac{1}{4}$ Stund

hat eigene Waldung
Kauft Holz. hat Weid Recht.



S^{te} ODILIA .

$\frac{1}{2}$ Stund hat Weid Recht.

Waldweiden der Gemeinden nach der Niederschrift im Weidebuch vom 10. Juni 1721⁴⁵⁾.

In den frühesten Urkunden, welche auch die späteren sieben Walddörfer betreffen, werden nur drei Orte aufgeführt: Walldorf, Oftersheim und Schwetzingen. Hockenheim gehörte damals dem Bistum Speyer an, Reilingen, Sandhausen und St. Ilgen, gab es noch nicht. Reilingen wird 1286 urkundlich zum ersten Mal erwähnt und bildet mit der Hockenheimer Markung zusammen die „Herrschaft Wersau“⁴⁴⁾. Pfalzgraf Ludwig II. (1229—1294) brachte diese erstmals in pfalzgräflichen Besitz, aber mit solcher Besitzänderung änderte sich das Lehensverhältnis zum Bistum Speyer nicht. Bei der Teilung der Pfalz nach dem Tode Rupprecht III., 1410, erbte sein Sohn Ludwig III. die Kurwürde und die alten zentralen Gebietsteile der Pfalzgrafschaft — darunter auch die Schwetzinger Hardt —, die nach der Goldenen Bulle unteilbar waren, und an die die Kurwürde geknüpft war. Hockenheim, Reilingen und Wersau fielen an die Neckarpfalz mit der Hauptstadt Mosbach. Die endgültige Regelung der Besitzverhältnisse dieser Orte erfolgte unter dem Kurfürsten Friedrich I. (1449—1476), der nach der Schlacht bei Sekkenheim (1462) u. a. auch die Herrschaft Wersau in uneingeschränkten Besitz der Kurfürsten von der Pfalz brachte. „Seitdem erscheinen die sieben Hardtgemeinden in den Waldordnungen und Waidebüchern der kurfürstlichen Verwaltung“⁴⁵⁾.

Über die Schwetzinger Hardt als kurfürstliches Jagdrevier zu berichten, die Nutzung durch die sieben Hardtgemeinden, ihre Differenzen untereinander und die Ausein-

andersetzungen mit den verschiedenen Behörden anzusprechen, würde den Rahmen dieser Betrachtung sprengen. Es sei hier nur kurz darauf hingewiesen, daß sich z. B. die „vermeintlichen“ Nutzungs-„Rechte“ auf das Leseholzsammeln, die Waldweide, das Laub- und Moosrechen, sowie das Stumpengraben bezogen.

Eine Karte der Schwetzinger Hardt aus dem Jahre 1782 befindet sich im Besitz des Forstamtes Schwetzingen. Sie ist im Format 133 × 86 cm gefertigt, in „Nürnbergger Decimal Ruthen“ in einem Maßstab von etwa 1:7600 gezeichnet, und der obere Kartenrand weist nicht genau nach Norden. Ein Vergleich mit der topographischen Karte 1:25 000, Blatt 6617 Schwetzingen, ergab, daß die eingezeichnete Windrose mit ihrer Nordrichtung um 18° zu weit nach Westen gedreht ist. Die Karte ist koloriert, hält die Ergebnisse der Renovation von 1782 durch den „Churpfalz Land-Messern und Ober Renovator P. Dewarat“ fest und ist mit farbigen Vignetten der sieben Hardtgemeinden sowie dem früheren kurfürstlichen Gestüt Bruchhausen versehen. Diese Vignetten lassen markante Bauwerke der Orte erkennen, wie sich an der Silhouette von Schwetzingen bei einem Vergleich mit der Radierung von de la Rocque aus dem Jahre 1758 aufzeigen läßt. Außerdem enthält die Karte eine Reihe von Randbemerkungen, die sich auf die Nutzung des Waldes durch die umliegenden Gemeinden beziehen.

Die Vignetten, die in dieser Arbeit zusammengefaßt dargestellt sind, geben die zeitliche Entfernung der Hardtgemeinden vom Wald an, ausgenommen Oftersheim, dessen Waldabstand in Schritten verzeichnet ist, die



REILINGEN ½ Meil hat gemeine Waldung
Wald Recht und eine Ziegelhütte ~



OFFTERSHEIM
1000 Schritte
hat Wald Recht und
gemeine Waldung

„Rechte“ der Gemeinden, eventuelle eigene Waldungen und Ziegelhütten.

Am Rande der Karte sind elf umliegende Orte nach ihrer zeitlichen Entfernung vom Hardtwald aufgeführt und mit der Bemerkung „kauft holtz“ versehen. Es sind dies: „Brühl, Neckarau, Seckenheim, Edingen, Wiblingen, Eppelheim, Blanckstadt, Kirchheim, Rohrbach, Leimen und Wisloch.“ In der linken unteren Ecke lehnt sich ein Kurpfälzischer Jäger, zu dessen Füßen ein erlegter Hirsch liegt, an ein Denkmal, das den Anlaß der Entstehung der Karte, die Renovation der Waldung aufweist. Daneben zeigt ein Grenzstein das kurpfälzische Rautenwappen, die Jahreszahl der Vermessung 1782 und die Standortnummer 228. In der rechten unteren Ecke befindet sich die Legende zur Karte.

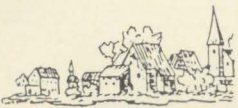
Begrenzt wird das Waldgebiet der Schwetzingener Hardt auf der Karte im Norden vom „Schwetzingener Feld, den Cameral Händlachacker, vom Offtersheimer Feld und gemeinem Wald und von der Grenze des Bruchhäuser Hofes, gegen Osten vom Pflug Schöner Wald, Sandhäuser Feld und gemeiner Waldung, im Süden von Waldorffer Feld und gemeinem Wald, vom Reilinger gemeinem Wald sowie der Hockenheimer Gemarkung“. Im Westen angrenzende Gemarkungsteile sind die „Thal Aecker, die Kurtzen Haard Aecker, die Schwetzingener Aecker und der Ketscher Wald, dem hohen Dom Stiff Speyer zugehörig“.

Aus der Karte läßt sich ermaßen, daß die größte Ausdehnung in der Ost-Westrichtung rund 1875 Ruthen, die in der Nord-Südrichtung rund 1485 Ruthen beträgt, was bei heutigen Maßen 9,1 km und 7,2 km ergibt und

die am Anfang gemachten Aussagen von Widder, daß sich die Schwetzingener Hardt „bis zwei Stunden in die Länge und ebensoviel in die Breite erstrecke“ bestätigt. Auch die Überprüfung an der bereits erwähnten topographischen Karte 1:25 000 ergibt annähernd die gleichen Werte. Die Gesamtfläche beträgt nach der Karte rund 8900 Morgen einschließlich Wege und Bachlauf, das sind rund 3200 ha. Die Forstkarte über den Staatswald Schwetzingen, gefertigt 1984, weist 3020 ha aus. Die Differenz beruht wohl hauptsächlich auf Ausstockungen für Straßen, Eisenbahnen, Siedlungsbau und ähnliche Vorhaben.

Das vermessene Waldgebiet ist in den Schwetzingener und Walldorfer Forst aufgliedert, die Trennung geschieht durch die alte Speyerer Straße, die den Wald von Nordosten (Heidelberg) nach Südwesten (Speyer) durchzieht, und die heute teilweise in das Motodrom von Hockenheim einbezogen ist.

Beide Forste sind in 42 „Districte“ eingeteilt, wobei der Distrikt Sternallee, Anschlußwald an den Schloßpark, noch 11 Unterabteilungen aufweist. Jeder Distrikt ist mit einer Nummer versehen, enthält sein Flächenmaß in Morgen, Vierteln und Ruthen, weist Signaturen auf, welche die Stärke und den Zustand der Bewachsung, die Baumarten und die Bodenarten angeben. Zusätzlich zu den geometrischen Zeichen für die Baumarten Eichen, Buchen und Forlen geben grünliche Farbtonungen, die heute, mit Ausnahme des Hüllgrün, nur noch schwer zu unterscheiden sind, die Baumarten und die leeren Platten in den Distrikten an, während bräunliche Farb-



WALDORFF

½ Stund vom Wald
hat gemeine Waldung
weid Recht und eine
Ziegelhütte.



BRUCHÄUSER HOF

½ Stund bei Waldrecht





ERKLÄRUNG DER ZEICHEN

- RINGE EICHEN und BUCHEN
- RINGE FORLEN
- LEERE PLATTEN
- EICHEN
- VERMISCHT
- FORLEN
- LEERE PLATTEN
- WIESEN
- ACKERFELD
- FRUCHTBARER SAND
- KIESEL und BRAND
- GUTHER BODEN

PRO NÖTA

1. Die in dem Buche beschriebenen sind die in der Karte gezeichneten Stücke des Waldes.
 2. Die in dem Buche beschriebenen sind die in der Karte gezeichneten Stücke des Waldes.
 3. Die in dem Buche beschriebenen sind die in der Karte gezeichneten Stücke des Waldes.

Summarische Inhalt
 Der Waldes Forst wurde im Jahre 1842
 der Waldes Forst wurde im Jahre 1842
 der Waldes Forst wurde im Jahre 1842

Arten	Wald	Wald
1212	3	1212
1212	3	1212
1212	3	1212

Summa Summarum 1212 3 1212

töne die Signaturen der Bodenarten verstärken.

Die Distrikte sind z. T. nur mit Nummern versehen, z. T. tragen sie aber auch die Schlagbezeichnungen wie: „Der Pferg Schlag, der Kohl, die Aschlach“ usw. Ebenso sind die „Bronnen“ und die „Hirschacker“ eingezeichnet, sowie „Salzlacken“ und die „Sohlen“. Von Osten kommend durchfließt „die Haardbach“ in einem leichten Bogen nach Südwesten die Waldungen. Sie wird von 14 festen Brücken überquert, „Jäger“- und „Schützen“-häuser sind eingezeichnet und der gesamte Bereich der Schwetzinger Hardt ist mit 229 Grenzsteinen vermessen, deren genaue Entfernung voneinander in Ruthen, Fuß und Zoll eingetragen ist. „Die Winckel sind im Gränz protocoll ersichtlich.“ Diese Grenzbeschreibung befindet sich im GLA Karlsruhe.

Auffallendstes Merkmal der Karte sind die eingezeichneten Baumsilhouetten. Getrennt nach Laub- und Nadelbäumen lassen sie an ihrer Darstellung erkennen, ob die Bäume „in guthem Stand“ oder die „Gipfel Dörr abständig oder Beschädiget“ sind. Außerdem gilt: „3 Bäume in einem District bedeuten einen in Vollständigem Wachstum stehenden Wald. 2 Bäume einen Mittelmäßig bewachsenen Wald. 1 Baum einen ganz ausgelichteten Wald.“ Auch Jungwaldungen von Eichen und Buchen einerseits und jungen Forlen andererseits sind aus der Karte zu erkennen.

Bei einer genaueren Auswertung der Karte mit Hilfe der Signaturen lassen sich interessante Details über die Schwetzinger Hardt

herauslesen. Irritiert wird der Betrachter der Karte zunächst ein wenig durch die hellen Distrikte innerhalb der Waldgrenze, die sich kaum von den außerhalb der Grenze liegenden Gebieten unterscheiden. Diese reinen Eichenwalddistrikte waren in einem hellen Grün angegeben, das vielleicht durch Lichteinwirkung schneller verblaßte als die grünbraunen Mischtöne. Jedoch verhilft die so hier vorliegende Darstellung zur Erkenntnis, daß der im Mittelalter fast ausschließlich aus Eichen bestehende Wald schon vor 1782 seinen ursprünglich vorherrschenden Baumbestand verloren hat. Schuld an dem Sterben des Eichenwaldes, der einst von Wasserläufen durchzogen war, der Tümpel, Wasserplatten und Gießen aufwies, wodurch der Grundwasserspiegel sehr hoch stand, war das langsame Absinken desselben, das verschiedene Ursachen hatte und bereits nach dem 30jährigen Krieg erste Anzeichen des sterbenden Waldes erkennen ließ. Schon Kurfürst Karl Ludwig (1632/48—1680) bezog aus seinen Waldungen in der Oberpfalz Forlensamen und befahl, im Hardtwald die ersten Forlenaufforstungen vorzunehmen, um den Baumverlust auszugleichen.

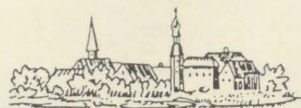
Die Renovationskarte teilt den Boden in drei Güteklassen ein: „Fruchtbarer Sand, Kies und Brand, Guther Boden.“ 70 Distrikte = 81% der Waldfläche bestehen aus Sandboden, 6 Distrikte = 6,7% aus Kies und Brand und 16 Distrikte = 11,1% aus gutem Boden. Bei drei Distrikten = 1,2% der Gesamtfläche fehlen die Angaben.

Der gute Boden ist im Norden des Waldes



HOCKENHEIM

*¼ Stünd vom Wald, hat Gemeine
weid Recht und eine Ziegelhülle.*



SANDHAUSEN *¼ Stünd*

*hat gemeine Waldung und
wald Recht.*

— Sternallee, Pferg Schlag, Pferg, Aschlach (9 Distrikte) und in ebenfalls zusammenhängenden 7 Distrikten im Osten des Gebietes anzutreffen. Nach einer Karte „des alten Flußlaufes“ im Oberrheintal, Kopie aus Honnes Badischem Archiv für Vaterlandskunde, floß hier der Leimener Arm des Ost-Rheins und ein südlicher Neckararm, deren Ablagerungen zu dieser Bodenbeschaffenheit beigetragen haben könnten. Die wenigen Kies- und Brandflächen liegen gestreut in der Waldung, während sich die reinen Sandböden mit ihren Dünen vorwiegend im Süden und Südosten des Gebiets erstrecken. Dem Zuge des guten Bodens folgt auch die reine Eichen- und Eichen-Buchen-Bewachsung.

Auf der Karte von 1782 lassen sich allerdings nur noch zwei von 20 Eichendistrikten finden (Sternallee), in denen gesunde Eichen verzeichnet sind, die aber in einem „gantz ausgelichteten Wald“ stehen, der anno 1780 und 1781 „gehauen“ wurde. Das dürfte darauf hinweisen, daß die kranken Bäume gefällt wurden und nur wenige gesunde Eichen stehen blieben. In allen anderen Mischwaldgebieten — 34 Distrikte — in denen Eichen vorkommen, sind sie als mittelmäßig bis stark geschädigt eingezeichnet.

Bei den Gebieten, die reinen Forlenbewuchs aufweisen, läßt sich eine andere Tendenz erkennen. Von 24 Forlendistrikten sind 13 als unbeschädigt vermerkt, darunter die Distrikte 1, 2 und 4—8, die alle am Ostrand des Hardtwaldes liegen und zwischen 1742 und 1766 angesamt wurden, fünf leicht und sechs schwer geschädigt. Die Mehrzahl der in gutem Wuchs stehenden Forlen sind im Walldorfer Forst zu finden, während sich die sechs schwer geschädigten Forlendistrikte eigenartigerweise in leichter Halbkreisform im Norden um die fünf leeren Platten legen, die nördlich von Hockenheim die Waldgemarkung begrenzen.

Gliedert man die 95 Distrikte der Schwetzinger Hardt nach ihrer Bewachsung auf, dann erhält man 20 reine Eichen-, 25 reine Forlen-, 9 Eichen-Buchen-, 21 Eichen-Forlen-

und 4 Eichen-Buchen-Forlen-Distrikte, davon einer mit jungen Bäumen, die 1764 auf gutem Boden in der Aschlach angepflanzt wurden. Zu diesen 79 Distrikten mit Waldbewachsung kommen zwei angesamte Forlendistrikte, fünf Bereiche mit Äcker, Wiesen und Baumschulen, acht leere Platten und ein Distrikt ohne nähere Angaben. Unterzieht man die Bewachsung der bewaldeten Distrikte einer Beurteilung, weist die Schwetzinger Hardt 1782 18 Distrikte mit einem „in Vollständigem Wachstum stehenden Wald“ auf, 27 Distrikte mit einem „Mittelmäßig bewachsenen Wald“ und 34 Distrikte mit einem „gantz ausgelichteten Wald“ auf.

Nach dem Grad der Beschädigung läßt sich aus der Karte herauslesen, daß 23 Distrikte „in guthem Stand“ sind, 41 Distrikte weisen leichte Beschädigungen auf und 15 Distrikte sind schwer geschädigt. Dabei fällt auf, alle Distrikte mit Eichen- oder Eichen-Buchen-Beständen neigen zu mehr oder minder schwerer Schädigung, während immerhin 18 Forlendistrikte keine Beschädigungen aufweisen. Dies dürfte allerdings auch auf der Altersstruktur des Waldes beruhen, der sich zu dieser Zeit im Umbruch vom Eichenwald zum vorwiegend forlenbewachsenen Wald befand.

Die Karte von 1782 läßt drei eingezäunte Distrikte erkennen, 10 Ziehbrunnen, zwei „Saltzlacken“, eine „Sauschütte“, sechs „Sohlen“, zwei alte und einen neuen „Hirschacker“, 14 Brücken, vier Jäger- und Schützenhäuser an der Waldgrenze, sowie ein Jägerhaus, das „Carlshaus“ inmitten der Waldung und die „Rudera“ (Ruinen) des „schoenen Hauses“. Daraus kann man ersehen, daß die Schwetzinger Hardt zwar noch Jagdgebiet war, vorwiegend aber den sieben Hardtgemeinden als Viehweide diente. Eine ähnliche Karte der Renovation von 1782 mit nur geringen zeichnerischen Abweichungen befindet sich im GLA Karlsruhe unter der Signatur H/Haard (Wald) Nr. 5a.

Im Laufe der folgenden 200 Jahre bis heute veränderte sich das Bild der Schwetzinger

Hardt laufend. Neue Straßenschneisen — Walldorfer Landstraße, Fuhrmannsweg — werden in den Wald geschlagen, 1848 wird der Distrikt Aschlach ausgestockt, die Bahntrassen der Rheintalbahn und der Bahn Heidelberg—Speyer fordern, wie schon erwähnt, Tribut am Waldgelände, der Bau der Oftersheimer Hardtwaldsiedlung, neuerdings der Bau der „BAB 6 und A 61, die Erweiterung der B 36, die Schnellbahntrasse Mannheim—Stuttgart und viele kleinere Vorhaben ließen und lassen die Waldfläche weiterhin schrumpfen.

Aber nicht nur der Mensch setzte den Waldungen zu. So kann man, dank ausführlicher Unterlagen des Forstamtes Schwetzingen, große Waldkatastrophen durch Insektenfraß der Spinnerräupen nachweisen, die besonders in den Jahren 1860 bis 1863 „etwa 1120 Hektare völlig oder doch nahezu vollständig entnadelt“, das waren rund $\frac{1}{3}$ der Schwetzingener Hardt. Betroffen waren vor allem „jene Waldparthien, die auf ganz dürtigem kiesigen Sandboten stocken, wie sie häufig im Hardtwalde gefunden-werden“, . . .

Nach Aussagen von Fachleuten des Forstamtes Schwetzingen blieb das Waldgebiet der Schwetzingener Hardt zur Zeit von größeren Waldschäden noch verschont, da die Schadstoffimmissionen des Mannheim-Ludwigshafener Industrieballungsgebietes, durch die Höhe der Schornsteine bedingt, erst in Höhen über 200 m auf den Wald einwirken (Odenwald). Leichte Schäden lassen sich nur an den Randzonen der beiden Autobahnen feststellen.

Von Seiten der Forstverwaltung ist man bestrebt, den Waldungen bestmögliche Pflege, Kultivierung und Rekultivierung angedeihen zu lassen. Man versucht, dem Wald den eintönigen Charakter des Forlenwaldes zu nehmen, indem man, dort wo es die Wachstumsfaktoren Boden, Klima usw. zulassen, die Distrikte mit Laubgehölzen durchsetzt. Eine Rückkehr zu den Eichenwaldungen früherer Jahrhunderte wird es aber nicht mehr geben.

Anmerkungen

- ¹⁾ Dussel, H. die Flurnamen von Schwetzingen. Inaugurations-Dissertation 1935.
- ²⁾ Widder, J. G. Versuch einer vollständigen Geographisch-Historischen Beschreibung der Kurfürstlichen Pfalz am Rhein. Frankfurt und Leipzig I—IV 1786.
- ³⁾ Urkunde im GLA Karlsruhe, Signatur A 98 Heinrich IV. (1061 1,31) hier: lateinischer Text in der Übersetzung.
- ⁴⁾ Brauch, Ernst. Hockenheim, Stadt im Auf- und Umbruch. Selbstverlag des Verfassers 1965.
- ⁵⁾ Volk, Franz, in: Kurpfälzische Heimatblätter, Schwetzingen, 13/1963.
- ⁶⁾ Volk, Franz. Oftersheim, Ein Dorf und seine Geschichte, Südwestdeutsche Verlagsanstalt Mannheim GmbH 1968.
- ⁷⁾ Seyfried, Eugen. Heimatgeschichte des Bezirks Schwetzingen, Selbstverlag des Verfassers 1925.
- ⁸⁾ Probst, H. Die Pfalz. Als historischer Begriff mit historischen Karten, Südwestdeutscher Verlag GmbH. & Co. 1984.
- ⁹⁾ Stadtarchiv Schwetzingen. Ungedruckte Akten und Karten.
- ¹⁰⁾ Forstamt Schwetzingen. Ungedruckte Akten und Karten.



Altkmachen lohnt sich immer!

volkshochschule
bezirk schwetzingen

Geschichte des Hockenheimrings und dessen wirtschaftliche Bedeutung für die Stadt

Gustav Schrank, Bürgermeister der Stadt Hockenheim

Internationale Großveranstaltungen wie der Deutsche Motorrad- und der Formel-1-Grand-Prix haben den Hockenheimring zu einem Begriff in der Welt des Motorsports werden lassen. Was 1932 mit dem ersten Motorradrennen begann, präsentiert sich heute als eine der bedeutendsten Renn- und Versuchsstrecken für Kraftfahrzeuge. In 53 Jahren hat der Hockenheimring ein bedeutendes Kapitel der deutschen und der internationalen Motorsportgeschichte mitgeschrieben. Hunderte von Motorrad- und Wagenrennen wurden veranstaltet. Daran nahmen Tausende von Rennfahrern teil. Millionen von Besuchern schauten unmittelbar vor Ort zu und mehrere Hundert Millionen verfolgten die Fernsehübertragungen in aller Welt.

Jahr für Jahr reißt der Zuschauerstrom zum Hockenheimring schon deshalb nicht ab, weil hier echter Motorsport hautnah geboten wird. Von der sicheren Anlage sind die Piloten der schnellen Rennfahrzeuge ebenso beeindruckt wie die Zuschauer auf den Tribünen.

Demnächst steht mit einem attraktiven Motorsport-Museum ein weiterer Zuschauermagnet zur Verfügung. Eine der Hauptaufgaben dieses Museums wird sein, der ruhm- und traditionsreichen Vergangenheit in einer schnellebigen, vergeßlichen Zeit Rechnung zu tragen. Das Motorsport-Museum wird aber auch einen aktuellen Bezug zur Gegenwart haben und dem Besucher Informationen zum heutigen Rennsportgeschehen vermitteln. Als Grundausrüstung konnte die einmalige Sammlung des Österreicher Walter Brandstetter erworben werden, die 65

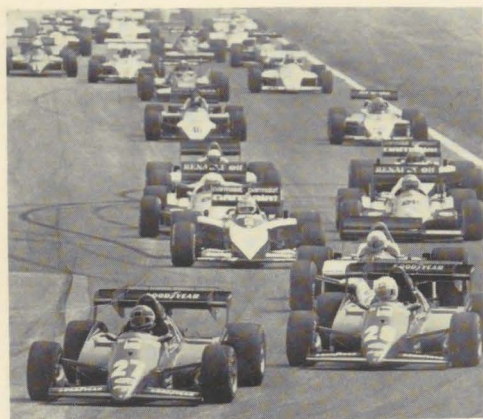
Motorräder und 50 Motorrad-Motoren aus den vergangenen Jahrzehnten umfaßt. Allein die Brandstetter-Sammlung mit ihren Raritäten ist ein Besuch des Museums wert, das um die Jahreswende 1986 eröffnet werden wird. Im Jahre 1982 wurde der Hockenheimring von der internationalen Sportkommission des Welt-Automobilverbandes (FISA) als die mit Abstand sicherste und bestausgestattete aller Grand-Prix-Rennstrecken bewertet. Auch in den Jahren davor und danach war der Ring stets auf den vordersten Plätzen bei der FISA-Bewertung zu finden. Dies ist auf die gute Ausstattung der Anlage, die Sicherheit für Fahrer und Zuschauer sowie die idealen Zu- und Abfahrtsmöglichkeiten zurückzuführen.

Der Weg zu diesem hohen Ausstattungs-niveau war weit und schwer. Er reicht zurück bis in die 30er Jahre, als die wirtschaftlichen Folgen des verlorenen 1. Weltkrieges mit Arbeitslosigkeit in beängstigender Höhe verbunden war. Über diese Zeit schrieb der Heimatforscher Ernst Brauch (1902—1976), der das Hockenheimer Heimatbuch verfaßte, folgendes: „Die Zahl der Erwerbslosen stieg in Hockenheim auf über 2000 (!). Man griff nach jedem Strohalm, um die allgemeine Not zu lindern. Als ein solcher erschien dem damaligen Bürgermeister Philipp Klein, der vergeblich versucht hatte, am Talhaus Industrie anzusiedeln, ein Projekt, das Motorsportler an ihn herantrugen. Sie fanden bei ihm ein williges Ohr für den Plan, im Hardtwald eine Motorradrennstrecke zu schaffen. Die Verwirklichung dieses Gedankens, für den sich damals und später Ernst Christ mit besonderem Nachdruck einsetzte, bot die



29. 5. 1932: Startaufstellung um die Deutsche Clubmeisterschaft beim Eröffnungsrennen auf dem Hockenheim Dreieck (Foto: Alex Büttner, Karlsruhe)

Möglichkeit, eine Anzahl Erwerbsloser beim Bau der Rennbahn nutzbringend zu beschäftigen, und die Aussicht, daß daraus einmal etwas Großes und Bedeutendes für die Stadt Hockenheim werde. Nachdem es gelungen war, die Zustimmung aller maßgeblichen Stellen einschließlich des Badischen Innenmi-



Auch der Formel-1-Zirkus gastiert schon seit 1970 auf dem Hockenheimring und sorgt für spannende Grand-Prix-Atmosphäre.

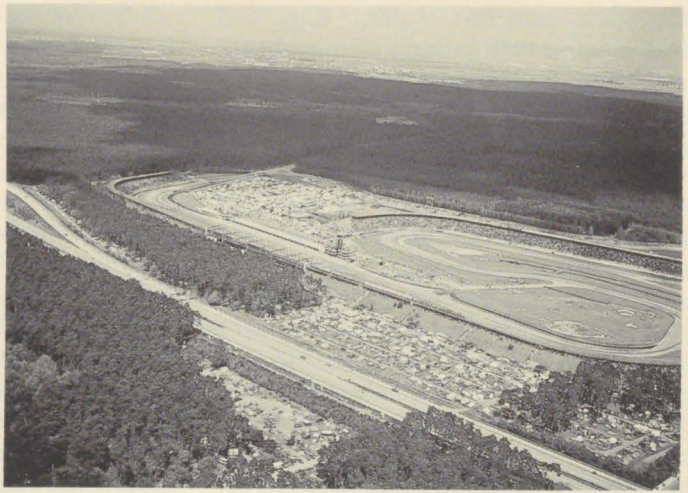
(Foto: Fritz Eichhorn, Hockenheim)

nisteriums zu erlangen und den Deutschen Motorsportverband (DMV) zu beteiligen, konnte nach kurzer Bauzeit die ganz im Wald gelegene Rennstrecke am 29. Mai 1932 eröffnet werden. Dieser ersten Veranstaltung folgten noch viele Rennen mit steigenden Besucherzahlen. Hockenhems Name wurde über die Grenzen des Reiches hinaus bekannt. In den Poststempel kam der Zusatz „Rennstadt“. Soweit Ernst Brauch.

Die damalige Rennstrecke war ein Dreieckskurs, der sich von Hockenheim aus über die Landstraße von Walldorf nach Oftersheim und von dort zurück über den Fuhrmannsweg nach Hockenheim zog. Der Nachteil dieses Dreieckskurses war, daß ein Teilstück über eine öffentliche Straße führte, die nicht ohne weiteres für Rennen oder Versuchsfahrten benutzt werden konnte. Mit den Genehmigungsbehörden gab es deshalb immer wieder Ärger. Um diesem aus dem Weg zu gehen, wurde der Hockenheimring im Jahre 1938 zu einem ovalen Rundkurs umgebaut. Dadurch entstand ein von 12 km auf 7,7 km verkürzter Rennkurs, der ohne genehmigungsrechtliche Komplikationen benutzt werden konnte. Auf dem für damalige Verhältnisse mit 7,5 m Breite und mit einer Makadamdecke versehenen vorbildlichen „Kurfalzing“, wie die Strecke damals hieß, fand nur noch ein Wagenrennen statt. Bald darauf entbrannte der 2. Weltkrieg und aus der neuen Rennstrecke wurde ein Übungsgelände der benachbarten Schwetzingen Panzergarnison.

Die Ausgangslage nach Ende des 2. Weltkrieges erschien hoffnungslos, nachdem von dem neuen Streckenbelag nicht mehr viel übrig geblieben war. Stadtverwaltung, Bürgermeister Franz Hund an der Spitze, und Ernst Christ mit seinem Badischen Motorsport-Club (BMC) ließen sich aber nicht entmutigen. Bereits im Mai 1947 war die Rennstrecke wieder so weit präpariert, daß ein Rennen veranstaltet werden konnte. Diesem folgten bis zu Beginn der 60er Jahre noch viele andere — 1957 sogar der 1. Weltmei-

Die Luftaufnahme zeigt das vollbesetzte Motodrom und seinen Betrieb bei einer internationalen Großveranstaltung. Im Hintergrund ist der Hardtwald zu sehen, der die beiden langen Geraden und die Ostkurve des Hockenheimrings aufnimmt. Davor liegt die Bundesautobahn A 6, die den alten Hockenheimring zerschnitten hat und zum Bau des modernen Motodroms führte.



sterschaftslauf für Motorräder, ein Verdienst von Weltrekordmann und BMC-Präsident Wilhelm Herz.

Mit dem Bau der Bundesautobahn „Mannheim — Heilbronn“ (A 6) kam 1963 das „Aus“ für den alten, ovalen Hockenheimring. Durch die neue Autobahn wurde er zerteilt. Nach den Plänen von Ernst Christ sollte ein neues arenaähnliches Motodrom mit einem 6,8 km langen Grand-Prix-Kurs, einem kleinen Rennkurs von 2,6 km Länge sowie einem Fassungsvermögen von 100 000 Zuschauern entstehen. Für den Tiefbau leisteten Bund und Land Ersatz in Höhe von 4,4 Mio DM — keineswegs ohne weiteres, denn um diese Ersatzleistung mußte Bürgermeister Dr. Kurt Buchter mit Politikern und Behörden hart ringen. Damals wurde der Hockenheim-Ring GmbH auch die Bewirtschaftung der ostseitigen Autobahn-Raststätte versprochen. Der Raststättenbau ließ aber lange, bis 1983 auf sich warten. Dr. Buchter gelang es auch, die Millionen teuren Hochbauanlagen über Spenden und Werbemittel der Kraftfahrzeugwirtschaft zu finanzieren und den legendären Ameisenkrieg mit Prof. Dr. Dr. Wellenstein vom Forstzoologi-

schen Institut der Universität Freiburg erfolgreich zu beenden. Dessen Ameisenversuchsanlage stand zunächst dem Bau des Motodroms im Wege.

Ende gut, alles gut, denn am 22. 5. 1966 weihte Bundesverkehrsminister Dr. Seehofer das neue Motodrom anlässlich dessen Prämierenveranstaltung, dem „Großen Preis von Deutschland für Motorräder“, ein. Eine einzigartige Anlage stand nun Motorsportlern und Kraftfahrzeugwirtschaft zur Verfügung. Im Jahre 1969 wurden die langen Geraden im Hardtwald durch zwei Bremskurven entschärft. Ein Jahr später boykottierte die Formel-1 erstmals den Nürburgring und kam von dort innerhalb weniger Wochen nach Hockenheim. Obwohl der BMC im darauffolgenden Jahr ein nicht zur Weltmeisterschaft zählendes Formel-1-Rennen organisierte, konnte der Grand-Prix nicht in Hockenheim gehalten werden. Die Formel-1 kehrte aber 1977, nach einem weiteren Nürburgring-Boykott, erneut zum Hockenheimring zurück. Kurz zuvor konnte ein grand-prix-gerechter Ausbau der Anlage abgeschlossen werden. Seitdem sind auch alle Plätze im Motodrom nummeriert.

Wesentlich bereichert wurden Ring und Stadt mit dem 1973 fertiggestellten und 1977 erweiterten „hotel motodrom“. Seit 1973 stehen auch das Pressezentrum sowie Organisations- und Verwaltungsräume unterhalb der Haupttribüne zur Verfügung. Im Jahre 1975 wandte sich eine Bürgerinitiative gegen die unbefriedigenden Verhältnisse bei Großveranstaltungen und gegen den Lärm des Rennbetriebes. Deshalb wurde kurzfristig ein Zeltplatz gebaut und die Lärmveranstaltungen begrenzt. Den Bemühungen der Hockenheim-Ring GmbH ist auch mitzuverdanken, daß bei zahlreichen Gruppen von Rennfahrzeugen, wie z. B. bei sämtlichen Rennmotorrädern, der Einbau von Schalldämpfern obligatorisch ist.

Der Hockenheimring ist heute über das ganze Jahr belegt. Maximal 6 internationale Großveranstaltungen mit Zuschauern, ca. 70 kleinere Veranstaltungen sowie viele Testfahrten der Industrie sorgen für diese Auslastung. Davon profitiert die Stadt, aber auch die ganze Region. Bei Großveranstaltungen wie dem Formel-1- oder dem Motorrad-Grand-Prix sind beispielsweise bis zu 2000 Personen, meist aus dem Raum Hockenheim, gegen Entgelt im Einsatz. Bei der Hockenheim-Ring GmbH und dem „hotel motodrom“ sind etwa 55 Personen fest beschäftigt. Insofern ist der Hockenheimring auch ein beachtlicher Arbeitgeber in der Stadt Hockenheim. Auch viele Hockenheimer Vereine haben durch ihre Mitarbeit bei den Motorsport-Veranstaltungen gute Möglichkeiten zur Aufbesserung ihrer Vereinskasse.

Was die Hotellerie und Gastronomie angeht, gehen von der Anlage und ihren Veranstaltungen große Impulse auf Hockenheim und Umgebung aus. Es ist nicht selten, daß bei Großveranstaltungen sämtliche Hotels im Umkreis von ca. 50 km belegt sind.

Beachtlich waren auch die Investitionen der Hockenheim-Ring GmbH, deren Stammkapital zu 51% von der Stadt Hockenheim und

zu 49% vom BMC gehalten wird. Von 1963 bis heute investierte die GmbH ca. 40 Mio DM ohne nennenswerte Hilfe von Bund und Land. Die finanziellen Mittel dazu wurden größtenteils durch den Betrieb erwirtschaftet, bei relativ geringer Verschuldung. Von den enormen Investitionen profitierten auch örtliche Unternehmen und letztlich die ganze Stadt.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß der Hockenheimring ein recht interessanter Steuer- und Abgabenzahler ist. Auch wenn heute die Stadt Hockenheim mit ihren 16 000 Einwohnern und nahezu 8000 Arbeitsplätzen als ein raumbedeutsamer Industrie- und Gewerbestandort mit einer relativ hohen Steuerkraft gilt, und insofern nicht unbedingt auf die Einnahmen aus dem Renngeschehen angewiesen wäre, konnte sie in den letzten 20 Jahren nahezu 6 Mio DM vom Hockenheimring vereinnahmen. Diese Zusatzeinnahme kam letztlich wiederum der Bürgerschaft zugute. So wäre ohne die Einnahmen vom Hockenheimring nicht ohne weiteres möglich gewesen, ein so attraktives Freizeitangebot wie das „aquadrom“ zu schaffen, ein Hallenbad, das jährlich über 400 000 Badegäste besuchen.

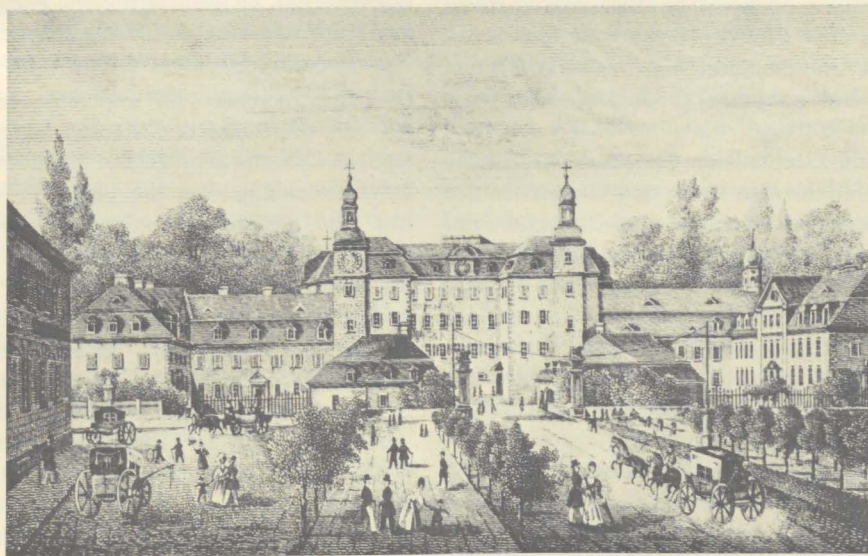
Schließlich war es der Hockenheimring, der den Namen der Stadt Hockenheim weit über deren Grenzen hinaus zu einem Begriff in aller Welt werden ließ, und der auch insofern für die Stadt und die Region eine große immatrielle Bedeutung hat.

Der Hockenheimring zählt heute zu den besten Grand-Prix-Rennstrecken der Welt. Deshalb gilt er nicht nur für den süddeutschen Raum als das Mekka der Motorsportler. Für die Kraftfahrzeugwirtschaft ist er ein wichtiges Prüffeld, und für den Alltagsfahrer im Straßenverkehr bietet er mit seinem neuen Verkehrsübungsplatz ideale Voraussetzungen für Verkehrssicherheitsübungen. Für den Raum Hockenheim ist diese bedeutende Renn- und Versuchsstrecke für Kraftfahrzeuge ein beachtlicher Wirtschafts- und Imagefaktor.

Liselotte von der Pfalz

„Nichts ist natürlicher als oft an sein Vaterland zu gedenken, wo man seine Jugend und beste Zeit seines Lebens passiert; Heidelberg, Mannheim und Schwetzingen werde ich wohl mein Leben nicht vergessen. Schwetzingen ist ein angenehmer Ort, den ich als geliebt, wie auch Friedrichsburg, so nicht mehr ist, aber doch noch Mannheim. An die Zeiten zu gedenken macht mir das Herz schwer. Ich erinnere mich Schwetzingen, als wenn ich's vor Augen sehe. . . . Es ist mir leid, daß man Schwetzingen so geändert hat, denn ich habe als gern, daß die Örter bleiben, wie ich sie gesehen habe. Ist der Eßsaal noch zu Schwetzingen, der einen Erker hat, so auf den Vorhof und die Mühl sieht? . . . Aber wie nun alles dort geändert ist, würde ich sie wohl selber nicht mehr kennen. Keinen Turm weiß ich zu Schwetzingen, als die zwei Schwindelstiegen oder Schnecken, welches ganz oben ein Kabinett, so eine schöne Aussicht hat und wo man das Schloß zu Heidelberg perfekt sieht.

(aus: Sillib, R.: Schloß und Garten in Schwetzingen, Heidelberg 1907, S. 63)



Schloßplatz mit Schloß 1833, Lithographie von A. Gattermicht

Wiesloch (Stadt) im Schatten der Eisenbahn

Ein Beitrag zur badischen Bahngeschichte am Beispiel Wieslochs

Volker Kronemayer, Brühl

Die ersten Jahrzehnte

Die Großherzogliche Badische Staatsregierung ließ sich lange Jahre drängen, bevor sie am 29. März 1838 einem Eisenbahngesetz zustimmte. Die Planung sah zunächst vor, die Strecke von Schwetzingen aus in möglichst gerader Linie nach Karlsruhe zu führen und von dort in gleicher Weise über Freiburg nach Basel fortzufahren. Schließlich wurde der Plan abgeändert und die neue Bahnlinie entlang der alten Straße von Heidelberg aus über Bruchsal nach Karlsruhe geführt, wobei Wiesloch etwa $\frac{1}{2}$ Wegstunde von der doppelspurigen Bahnlinie entfernt liegen blieb. In der Folge ging die Wirtschaftskraft der Stadt Wiesloch beständig zurück und im Jahre 1850 führte die Stadt wortreich Klage:

„Welche Nachteile die Errichtung der Eisenbahn für einzelne Städte und Gemeinden des Landes hatte, braucht wohl keine weitere Erwähnung, allein mit Wahrheit dürfen wir behaupten, daß wohl keine Gemeinde so hart oder härter betroffen wurde.

Der Verkehr von Fremden, da die Paßstraße sozusagen ganz verschwunden ist, hört auf, die Eisenbahn führt solche eine halbe Stunde außerhalb der Stadt vorbei, und es ist bestimmt die reine Wahrheit, wenn wir behaupten, daß der ganze Fremdenverkehr auf Personen der Amtsorte beschränkt ist. Handel und Gewerbe liegen dahier ganz darnieder und der frühere Wohlstand unseres Städtchens ist so gesunken, daß nur der sich einen Begriff davon zu machen im Stande ist, der die Verhältnisse von früher kannte.“¹⁾ Eine absichtliche Benachteiligung der Stadt Wiesloch wird man hieraus aber nicht entnehmen

dürfen, denn der Kommissionsbericht Hoffmann über den Artikel 1 des Hauptgesetzentwurfs nimmt zu der Linienführung der Bahn Stellung und stellt ausdrücklich fest: „Wenn äußerst möglich, sollen die Orte Sekkenheim oder Schwetzingen, dann vor allem Bruchsal, Wiesloch, Langenbrücken und Durlach . . . von der Bahn berührt werden.“^{1a)} Der Anlaß zu dieser Klage ist in den wirtschaftlichen Folgen der Agrarkrise und den politischen der Revolution von 1848/49 zu suchen. Und nicht zuletzt warf wohl auch bereits die Auseinandersetzung zwischen Wiesloch und Heidelberg um den Ausgangspunkt der sogenannten Odenwaldbahn nach Würzburg ihre Schatten voraus.

Die Jahre zwischen 1847 und 1855 aber waren von der Sorge der Menschen um ihre tägliche Existenz geprägt. Die Schuld an dieser Entwicklung trug die „Kartoffelkrankheit“, die in beiden folgenden Jahren die eingelagerten Kartoffeln in den Kellern verfaulen ließ. „Wir sind ganz arme, ja ganz arme Familienväter und sind nicht mehr im Stande, unseren Kindern, welche noch unmündig sind, die höchst nötige Lebensnahrung zu verschaffen und welchen zu jetziger Zeit nichts anders als zu hungern bevorsteht; denn die Verdienste sind in unserer Gegend sehr wenig, stehlen dürfen wir nicht, betteln sollen wir nicht, Hilfe aus der Gemeindekasse ist gar keine, indem diese ganz arm ist. Wir können keinen anderen Weg finden, als in unserem unübersehbaren Elende uns an den Landesvater zu wenden.“ Dies schrieben am 24. Februar 1846 die Bürger von Malschenberg an die Regierung in Karlsruhe²⁾. In den folgenden Jahren war die Verwaltung

der Stadt Wiesloch vorwiegend damit beschäftigt, mit den Folgen der wirtschaftlichen und politischen Ereignisse der 40er Jahre fertigzuwerden. So war man zum einen daran interessiert, einen Ausgleich für die Orte Eschelbach, Eichtersheim und Michelfeld zu erhalten. Daß man diese Orte 1850 an das Amt Sinsheim hatte abgeben müssen³⁾ war möglicherweise eine Reaktion der Regierung auf die Beteiligung der Stadt Wiesloch an den revolutionären Ereignissen der Jahre 1848/49. Außerdem hatten die bereits erwähnten Hungersnöte Wiesloch 1847 in eine finanziell aussichtslose Lage getrieben. In einem Schreiben vom 11. Dezember 1846 stellte die Stadt Wiesloch noch in Aussicht, ihre Schulden gegenüber der Eisenbahnbauverwaltung in Höhe von 4 108 fl 2 kr durch den Verkauf von Obligationen umgehend zu begleichen. Die Eisenbahnbauverwaltung mahnte den Betrag dennoch wiederholt ein (21. Dezember 1846 und 8. Februar 1847), bis Wiesloch schließlich am 10. Mai 1847 erklären mußte: „Wir haben unsere Mittel zur Steuerung der Not verwenden müssen, und es wäre kein anderes Mittel übrig, wenn auch jetzt auf die Ausbezahlung unserer Schuldigkeit gedrungen werde, als zu einer Kapitalaufnahme zu schreiten... Dieser Schuldposten wurde zwar in dem 1846 Voranschlag berücksichtigt, allein es sind bei der unerwartet großen Noth alle Mittel ihrem bestimmten Zweck entzogen worden.“ Mit Schreiben von 24. März 1849 wurde die Stadt aufgefordert, den fälligen Kaufpreis innerhalb von 14 Tagen zu entrichten, andernfalls wäre man gezwungen, zur Zwangsvollstreckung zu schreiten⁴⁾. Die Stadt Wiesloch stand vor dem Ruin.

Um den Hunger zu bekämpfen und den Bedarf an Kartoffeln im Odenwald zu decken, schickte die Großherzogliche Regierung etwa 18 000 Sester (1 Sester = 14 Liter) Setzkartoffel in den Odenwald⁵⁾, und es zeigte sich, daß gerade hier das leistungsfähige Transportmittel Eisenbahn unverzichtbar war. Von der Notlage wurden besonders

hart die Gemeinden betroffen, die keinen eigenen Wald besaßen und deren Bürger daher auch keinem Nebenerwerb wie dem Sammeln von Brennholz nachgehen konnten. Schließlich sah die Großherzogliche Badische Staatsregierung keinen anderen Ausweg, als einige der ärmsten Ansiedlungen aufzulösen. Im Odenwald trafen diese Maßnahmen die Kolonien Ferdinandsdorf bei Eberbach und Rineck bei Mosbach, deren Bewohner zum Teil mit staatlicher Unterstützung nach Amerika auswanderten, zum Teil in anderen Gemeinden Badens, so z. B. in Hockenheim, angesiedelt wurden⁶⁾.

Um die Auswanderung mittelloser — wie auch unliebsamer — Bürger zu beschleunigen, bediente sich der Staat gerne der Eisenbahn. Mit der Beförderung der Auswanderer zu den Häfen, besonders nach Bremen, wurden Agenturen beauftragt, die die Reisenden mit allem Nötigen versahen und von Mannheim aus über Köln nach Bremen schickten. Dabei ging es nicht immer ganz redlich zu, wie eine Bemerkung in den Ratsakten der Stadt Wiesloch vom 26. August 1850 zeigt: „... daß... hinlänglich Garantie dafür geleistet wird, daß (Heinrich, d. V.) Dörner wirklich nach Amerika kommt, und nicht wie früher schon unterwegs ausgesetzt wird.“⁷⁾

In Anbetracht der wirtschaftlichen Notlage sahen die Gemeinden des Odenwalds in dem neuen Verkehrsmittel Eisenbahn ihre Gelegenheit, die drohende Katastrophe abzuwenden und ihrem Gebiet die Möglichkeit zu verschaffen, einen bisher ungeahnten wirtschaftlichen Aufschwung zu nehmen. In einem Schreiben vom 8. Juni 1853 unterbreiteten die Bürgermeister der Odenwaldgemeinden, darunter auch Wiesloch und Sinsheim, dem Großherzoglichen Ministerium des Inneren ihre Vorstellungen: „Ein Mißjahr wird das Elend und den Jammer jedesmal in einem größeren Maßstabe wieder hervorrufen, und es kann nicht fehlen, daß der Staat von Zeit zu Zeit große Summen zur Unterstützung der Massen von Armen im Odenwald wird aufwenden müssen... Man wird fra-



Lok 14
Waldangelloch,
10. 9. 1966

(Foto: Helmuth Roth, Heidelberg-K)

gen, wie ist das Übel von Grund auf zu heilen, und wir können nur antworten: der Odenwälder braucht neben einer beßern Erziehung, Aufmunterung zum Fleiß, zur Ordnung und zur Reinlichkeit, er braucht Arbeit und Verdienst, er braucht Verkehrs- und Absatz-Wege.“⁸⁾ Daher sollte eine Eisenbahn die badische Rheintalbahn mit der königlich bayrischen Eisenbahn bei Würzburg verbinden.

Die Auseinandersetzungen darüber, wo die Linie nach Würzburg an die Rheintalbahn angebunden werden sollte, fand am 15. November 1856 ihren vorläufigen Abschluß: Heidelberg und Wiesloch standen zur Auswahl. Die endgültige Entscheidung fiel wenig später für Heidelberg, das entsprechende Baugesetz wurde am 7. September 1858 verabschiedet. 1862 wurde die Bahnlinie Heidelberg, Meckesheim, Mosbach dem Verkehr übergeben, der vier Jahre später, 1866, die Strecke von Mosbach durch den Odenwald über Osterburken und Lauda nach Würzburg folgte. Im Jahre 1853 war die Strecke Bruchsal, Bretten, Mühlacker nach Bietigheim eingeweiht worden, womit die Verbindung zum Königreich Württemberg hergestellt war. Wiesloch war zwischen den

Eisenbahnlinien Heidelberg-Mosbach und Bruchsal-Mühlacker als Bahnknotenpunkt ins abseits geraten und von seinem Hinterland isoliert worden. Wollte die Stadt ihrer Rolle als administrativer und wirtschaftlicher Mittelpunkt weiterhin gerecht werden und ihre Möglichkeiten für die eigene städtische Entwicklung wahren, mußte in ihrem Namen eine Alternative zu den bereits bestehenden oder noch in der Planung befindlichen Strecken ausgearbeitet werden. Das Bahnprojekt einer Querverbindung von Speyer über Wiesloch durch den Odenwald nach Würzburg, das im folgenden vorgestellt wird, sollte dies leisten.

Das Bahnprojekt von 1869

Aus dem Jahre 1869 liegt ein Plan vor, der die beabsichtigte Linienführung von Speyer über Wiesloch nach Meckesheim zeigt. Bedauerlicherweise ist aus den erhaltenen Akten nicht ersichtlich, wie dieses Projekt in den Sitzungen des — namentlich nicht bekannten — Eisenbahn-Komitees Gestalt annahm. Sicherlich kamen hier politisch und wirtschaftlich motivierte Meinungsverschiedenheiten zur Sprache, die uns erlauben wür-

den, Entscheidungen der 80er und 90er Jahre zu verstehen. So müssen wir uns mit dem begnügen, was aus der Beschreibung des Planes hervorgeht: die Trasse sollte auf der linken Rheinseite vom Bahnhof Speyer südlich an der Stadt vorbei auf der neuen Rheinbrückenstraße zur Schiffsbrücke führen. Die Kosten des Baues wären dort vom Staat Bayern getragen worden. Der Bahnbau, der von badischer Seite zu finanzieren gewesen wäre, hätte auf der rechten Rheinseite begonnen und folgende Orte berührt: Altlußheim, Neulußheim, Reilingen, Walldorf, Wiesloch, Dielheim, Unterhof, Oberhof und Meckesheim. Auf der Gemarkung Reilingen wären zwei Bachübergänge notwendig geworden; man faßte aber auch ins Auge, die Kraichbach und den Kaltbach auf der Gemarkung zu vereinigen. Auf der Gemarkung Wiesloch wäre der Angelbach, auf der Gemarkung Dielheim der Angelbach auf Brücken zu überqueren gewesen. Zur Sicherung von 12 Straßenübergängen hätten die gleiche Zahl an Bahnwärtshäuser erstellt werden müssen. Zwei Tunnels oder Einschnitte in das Gelände bei Unterhof und Oberhof wären notwendig geworden. Das gesamte Projekt wäre nach den damals durchgeführten Berechnungen in der Beschreibung auf 227 794 fl gekommen⁹⁾. Aus der Beschreibung des Projektes seien die folgenden technischen Details entnommen, die die Konstruktion der Strecke und ihre Eigenheiten deutlich werden lassen.

„Steigungsverhältnisse

von dem rechten Rheinufer bei A bis H Station (Bahnhof Wiesloch) sind auf einer Entfernung von 54 300' nur circa 36 Fuß Steigung, also im Mittel etwa $\frac{7}{100}$ %.

Vom Bahnhof Wiesloch bis Stadt Wiesloch auf 9000' Länge 42' Steigung, circa $\frac{1}{2}$ %.

Von Wiesloch bis Dielheim auf 12 500' Länge circa 49' Steigung = $\frac{2}{5}$ %.

Von Dielheim bis M Straße bei Unterhof auf

einer Länge von 8250' und von da bis Oberhof $\frac{4}{5}$ % Steigung.

Von Oberhof bei a bis m der vereinigten Odenwald-Rappenauebahn auf eine Entfernung von 108 000' $\frac{1}{4}$ % Steigung.

Hauptübergänge

kommen von Straßen 12 vor, nämlich A bis M und a, welche theilweise mit Stationen in Verbindung stehen.

Zwischenübergänge 9, theils in Feldwegen, theils der großen Entfernung wegen.

Bachübergänge

auf der Gemarkung Reilingen 2, nämlich über die Kraich- und Kaltbach; jedoch ließe sich bei entsprechender Erweiterung die Kraichbach mit der Kaltbach vereinigen.

In der Gemarkung Wiesloch über den Angelbach, in der Gemarkung Dielheim über den Leim- und Angelbach, und bei Unterhof eine entsprechende Dohle; dagegen sind insbesondere von Wiesloch gegen Meckesheim mehrere kleine Dohle erforderlich.

Bahnwärtshäuser

werden erforderlich:

Gemarkung Altlußheim 1. bei A am rechten Rheinufer, 2. zwischen A und der Station Altlußheim, 3. auf der Gemarkung Neulußheim an der Schwetzinger Straße, 4. auf der Gemarkung Reilingen zwischen Station Neulußheim und D, 5. bei D von der Straße nach St. Leon, 6. an der Grenze zwischen Reilingen und Walldorf, 7. auf der Gemarkung Walldorf an der Straße nach Wiesloch, 8. an der Gemarkung Wiesloch an der Hauptbahn bei H, 9. beim Übergang J, außerhalb dem israelitischen Friedhof am Höfchen, 11. auf der Altwieslocher Gemarkung bei der Pferdetränke, 12. auf der Gemarkung Dielheim am Leimbachübergang, 14. bei der Diebsbrücke am Angelbachtal, 15. bei M an der Horrenberger Straße, Gemarkung Un-



*Lok 14 beim Umsetzen für
die Rückfahrt, VT als
Planzug nach Wiesloch,
Eichtersheim*

(Foto: Helmuth Röth,
Heidelberg-K)

terhof, 16. an der Grenze zwischen Unter- und Oberhof, 17. zunächst Oberhof bei a, 18. Gemarkung Meckesheim bei f am Thalweg, 19. bei R.

Tunnel

In Bezug derselben wäre zu bemerken, daß insbesondere die Einschnitte nicht über 30 bis 40 Fuß Tiefe haben, immer noch offen gebaut werden kann, d. h. wenn nicht andere Umstände ein früheres Beginnen der Tunnelgebieten.

Unter diesem Verhältnis und bei einem Gefäll von $\frac{1}{4}\%$ würde der Tunnel bei Oberhof nur 1600' Länge erhalten, und der zwischen f. h. nur 720', dagegen bei einem 1% Gefäll und 40' Tiefe von dem Tunnel erhielten der erstere Tunnel bei Oberhof eine Länge von 2200' und der zwischen f. h. bei gleichem Einschnitte verbleiben zu 720' zusammen im Zweiten Falle 2920' Tunnelbau auf einer Gesamtlänge von 6 Stunden 56 Minuten, oder im anderen Fall 7 Stunden.^{9a)}

Der wirtschaftliche Nutzen für Wiesloch hätte darin bestanden, im Mittelpunkt einer durchgehenden Verbindung zwischen drei

verschiedenen Nord-Süd-Strecken zu liegen. So wäre bei Speyer die linksrheinische Rheintalstrecke und das Eisenbahnnetz in Rheinbayern bis Landau angebunden worden. Die zu diesem Zeitpunkt noch nicht fertiggestellte Strecke Mannheim-Karlsruhe über Schwetzingen hätte die Linie bei Neulußheim gekreuzt; und bei Walldorf hätte die Strecke Heidelberg-Bruchsal auf wenigen hundert Metern mit benutzt werden müssen. Bei Meckesheim schließlich wäre die Anbindung an die bereits bestehende Bahnlinie nach Würzburg erfolgt. Der fertiggestellte Plan war danach Grundlage für eine entsprechende Denkschrift, die im Januar 1870 den beiden Kammern des Parlaments vorgelegt wurde. Der Bau der Linie, darüber gab es auf seiten der Stadt Wiesloch keinen Zweifel, konkurrierte mit der Strecke Bruchsal-Germersheim, die im Monat zuvor von dem Eisenbahn-Komitee Bruchsal eingereicht worden war. Man legte daher größten Wert darauf, die Vorteile auf das Ausführlichste zu schildern und versäumte es nicht, die geradezu kontinentalen Ausmaße des von Wiesloch angeregten Bahnbauprojektes mit kräftigen Strichen zu zeichnen:

Der Westen Deutschlands wäre über Speyer, Wiesloch, Würzburg mit Mitteldeutschland zu verbinden, und über Heilbronn, Crailsheim, Nördlingen, Nürnberg könnte Prag erreicht werden. Schließlich bestünde über Bruchsal und Stuttgart eine Verbindung nach München. Die Nord-Süd-Verbindungen könnten über Kehl, Karlsruhe nach Würzburg geführt werden und selbst die Gotthardbahn fände dann über Würzburg ihre Fortsetzung nach Mitteldeutschland. Und ohnehin sei ja Germersheim-Wörth über Maxau-Karlsruhe mit der badischen Rheintalbahn verbunden. Die von Wiesloch vorgeschlagene Linie folge der alten Heerstraße und könnte Germersheim besser mit Truppen versorgen als die Linie München-Bruchsal-Germersheim. Und in Rheinbayern konzentrierten sich die Bahnstrecken zunehmend auf Speyer als dem Sitz der Regierung. Danach kam man auf die Vorzüge der Region zu sprechen. Auf der Station Wiesloch waren 1868 32 708 Fahrkarten verkauft, 95 730 Zentner Fracht aufgegeben und 4500 Stück Vieh verladen worden; die Wieslocher Bergwerke hatten zusätzlich 80 000 Liter Erz abgeliefert. Und über die Bahn waren 83 391 Liter Güter angeliefert worden. In der weiteren Umgebung wurde der „Handelsgewächsbau“ — wohl der Tabakanbau — bei Hokenheim erwähnt. Bei der Kontrollstelle Altlußheim waren 1868 444 954 Liter Wein und 134 121 Liter Bier gezählt worden. Für die Benutzung der nahegelegenen Rheinbrücke bei Speyer waren bislang jährlich etwa 10 000 fl Brückengeld eingenommen worden, was der Benutzung durch 36 000 Wagen mit etwa 700—800 000 Personen entsprach. Das Verkehrsaufkommen könnte nach der Vorstellung der Verfasser weiter gesteigert werden, da die Fabrik Waghäusel dann ihre Kohle, immerhin 250 000 Zentner, nicht mehr auf der Landstraße über Speyer sondern über die Station Waghäusel der Mannheim-Karlsruher Linie beziehen werde. Weiter könnte Rapp nau mit billigerer Kohle und Salzfracht versorgt, könnte insges-

samt mehr Verkehr auf die Strecke Meckesheim-Jagstfeld gebracht werden. Dennoch, den eigenen Vorteil, den man aus einem unmittelbaren Anschluß an die Bahn zu ziehen gedachte, verschwieg man keineswegs: „Wir haben wohl nicht zu erörtern nöthig, warum wir uns berufen fühlen bei fraglicher Bahn die Initiative zu ergreifen. Wir mußten erkennen, daß unsere Stadt den Aufschwung nicht genommen hat, den andere Städte unmittelbar an Bahnen liegen erhalten haben . . . Um nun aus dieser Lage herauszukommen haben wir schon seit vielen Jahren vor allem anderen sehnlichst gewünscht eine Bahn . . . (möchte) unserer Stadt die Stellung zu verschaffen, welche sie vermöge ihrer Lage den Anforderungen des Fortschritts entsprechend einnehmen kann.“ Die Kosten wurden auf 3 000 000 fl veranschlagt¹⁰). Ereignisse, die die politische Landkarte Europas grundlegend verändern sollten, setzten diesen Höhenflügen ein unerwartetes Ende. Am 19. Juli 1870 hatte Preußen Frankreich den Krieg erklärt, und alle anderen deutschen Staaten mit Ausnahme Österreichs schlossen sich Preußen an. Umfangreiche Truppenbewegungen folgten, die vor allem die Transportlinien von Ost nach West beanspruchten. Die badischen Nord-Süd-Linien als Teil einer kontinentalen Verbindung waren nun nicht mehr so gefragt wie in den Friedenszeiten. Nördlich der badisch-französischen Grenze gab es aber nur wenige Rheinübergänge, die von Zügen benutzt werden konnten: bei Karlsruhe-Maxau die 1865 eröffnete Schiffsbrücke, und die 1867 eingeweihte Rheinbrücke Ludwigshafen-Mannheim. Hätte zu diesem Zeitpunkt eine Bahnverbindung Meckesheim-Wiesloch-Speyer bestanden, so hätte diese Linie einen deutlichen Aufschwung nehmen können. Nichts belegt dies weniger als die Tatsache, daß das „bairische Armee-Corps von der Tarn mit Artillerie-Park, Proviant-Colonne und sämtlichem Gepäck nicht die Eisenbahn nach Heidelberg benutzte, sondern letztere in Meckesheim verließ und zur Beschleuni-

gung seines Marsches den weitaus kürzeren Weg über Wiesloch nach Speyer einschlug.“¹¹⁾ Die Entwicklung nahm indessen einen anderen Weg. Noch während des Krieges wurde auf der sogenannten „Kolonnenstraße“ von Bruchsal über Graben nach dem rechtsrheinischen Gebiet der bayrischen Festung Germersheim gebaut. Der Bau wurde am 18. Juli 1870 begonnen und war auf seiner gesamten Länge am 15. August beendet. Bei der Station Graben war die Strecke an die Rheintalbahn Mannheim-Schwetzingen-Karlsruhe angeschlossen. Und über den württembergischen Bahnhof in Bruchsal bestand eine Verbindung nach Württemberg und Bayern. Aber trotz dieser günstigen Gegebenheiten wurde die Bahn wenig genutzt; lediglich 25 Züge befuhren in der Zeit vom 1. August bis 13. September die Strecke. Die Bahn wurde daraufhin ab dem 12. August 1871 abgebaut und das Gelände sowie das Material von der Eisenbahnverwaltung übernommen¹²⁾.

Entgegen anderen Erwartungen war aber damit das Projekt Bruchsal-Germersheim keineswegs gescheitert. Diejenigen, die eine solche Bahn wünschten — bereits seit 1868 gab es in Bruchsal ein „Eisenbahncomite“ — konnten auch während des Krieges Unterstützung finden. Die Generalstäbe Badens und der benachbarten Staaten Württemberg und Bayern wie auch der Preußens waren von der strategischen Notwendigkeit einer Bahnverbindung mit der Festung Germersheim überzeugt. Der Vorsitzende der Kommission für Eisenbahnen und Straßen in Baden, Robert Gerwig, konnte in einer Rede vor der Zweiten Kammer die Abgeordneten von der Notwendigkeit der Linie überzeugen, und am 23. November d.J. wurde ein Staatsvertrag zwischen Baden und Bayern geschlossen. Der eigentliche Bahnbau begann erst 1873¹²⁾. Aber die Eingabe, die Wiesloch am 28. Januar 1872 der Badischen Zweiten Kammer vorlegte¹³⁾, vermochte an den einmal geschaffenen Tatsachen nichts mehr zu ändern. Die Konkurrenz-Linie

Bruchsal-Germersheim hatte das Projekt Speyer-Wiesloch-Meckesheim überflügelt. Nichts konnte dies deutlicher machen als ein Fahrplan, der es nicht erlaubte, an einem Nachmittag von Wiesloch aus nach Heidelberg bzw. Bruchsal und zurück zu fahren. Die angebotenen Zugverbindungen „landaufwärts“, also Richtung Karlsruhe, lagen morgens 6.58 Uhr, vormittags 9.56 Uhr, nachmittags 4.26 Uhr, abends 8.12 Uhr; „landabwärts“, Richtung Heidelberg, morgens 6.57 Uhr, vormittags 10.30 Uhr, nachmittags 4.47 Uhr und abends 7.49 Uhr. Zehn Jahre lang führte man von seiten der Stadt darüber Klage, ohne daß sich etwas geändert hätte¹⁵⁾. Die Stadt Wiesloch hatte ihre beste Möglichkeit versäumt, eine bedeutende Rolle als Eisenbahnknotenpunkt im internationalen sowie nationalen Verkehr an sich zu ziehen.

Weitere Bahnprojekte

Nachdem der Bau der Strecke von Bruchsal nach Germersheim 1873 begonnen hatte, und im gleichen Jahr eine Verbindung von Heidelberg über Schwetzingen nach Speyer hergestellt worden war, hatte man sich in Wiesloch wohl von dem Gedanken abgewandt, selbst noch eine entscheidende Rolle im Eisenbahnverkehr Badens spielen zu können. Die Vorschläge für weitere Projekte zum Rhein hin wurden nun von anderen Orten oder Personen, die nicht in Wiesloch wohnten, an die Stadt herangetragen. So unterbreitete Adolph Ritzhaupt, Vorsitzender eines Eisenbahn-Komitees, im Jahre 1888 der Stadt den Vorschlag, eine Dampfstraßenbahn von Wiesloch/Stadt nach Speyer zu erbauen. An der Projektierung des Unternehmens sollte sich Wiesloch mit 200 Mark, seinen Anteil aus 1200 Mark Gesamtkosten, beteiligen¹⁶⁾. In der wenige Tage später erteilten Antwort wies die Stadt darauf hin, daß sie für die Einrichtung der Pferdebahn von der Stadt Wiesloch zum Bahnhof Wiesloch wesentlich mehr habe aufwenden müs-

sen und sich daher weder in der Lage sehe noch willens sei, für die Kosten eines solchen Unternehmens aufzukommen¹⁷). Ein weiteres Projekt sah vor, eine Dampfstraßenbahn von Eppingen nach Wiesloch über Elsenz, Waldangelloch, Michelfeld, Eichtersheim, Mühlhausen, Rothenberg und Rauenberg zu bauen. Der Plan hierzu wurde im Jahre 1888 von den Ingenieuren Meyerhofer & Lucan der Stadt Wiesloch unterbreitet¹⁸). Dieses Unternehmen scheiterte jedoch ebenso wie der beabsichtigte Bau der Strecke nach Speyer. Letzte größere Bahnprojekte wurden 1897 angeregt. Wie die Stadt Schwetzingen schrieb, waren „industrielle Kreise“ an einer Bahnverbindung von Rheinau über Brühl, Schwetzingen, Oftersheim, Walldorf, Wiesloch nach Sinsheim interessiert¹⁹). Aber auch in diesem Fall sah sich Wiesloch aus finanziellen Gründen außerstande, die auf die Stadt zukommenden Kosten zu tragen^{19a}). Schließlich unterbreitete der bereits genannte A. Ritzhaupt den Vorschlag, eine Bahnlinie Wiesloch, Walldorf, Reilingen, Hockenheim, Altlußheim, Speyer in Angriff zu nehmen, worauf aber die Stadt Wiesloch — so ist zumindest die Aktenlage — nicht mehr reagierte²⁰).

Die Wiesloch-Meckesheim-Waldangellocher Bahn (WMW)

Erst gegen Ende des letzten Jahrhunderts ging der lang gehegte Traum der Wieslocher in Erfüllung: die Badische Lokaleisenbahngesellschaft (BLEAG) mit Sitz in Karlsruhe hatte am 17. 2. 1899 die Konzession für den Bau der Bahnlinie Wiesloch-Meckesheim-Waldangelloch erworben. Damit war die seit langem erstrebte Verbindung von Wiesloch nach Meckesheim endlich in greifbare Nähe gerückt. Die Gesellschaft erwartete — insbesondere auf Grund der aufstrebenden Industrie — eine schmale Rendite von 1,76% zu erwirtschaften. Aus dem Personenverkehr wurden Einnahmen von 68 000 Mark, aus dem Güterverkehr von 58 000 Mark einkal-

kuliert; die Baukosten sollten sich auf 2 275 000 Mark belaufen. Voraussetzung war, daß die Gemeinden das Kapital für den Grunderwerb bereitstellten. Im Falle von Wiesloch 58 000 Mark²¹); und da die Stadt gerade eine defizitäre Pferdebahn betrieb, lag nichts näher, als der BLEAG die bestehende Bahn aufzudrängen. Man rechnete sie der BLEAG mit 46 000 Mark an²²). Am 14. Mai 1901 wurde der Betrieb einer Eisenbahn von Wiesloch-Walldorf nach Meckesheim über Baiertal und Schatthausen aufgenommen. Am 16. Oktober desselben Jahres folgte dann die Strecke Wiesloch/Stadt-Waldangelloch. Der erste elektrische Pendeltriebwagen verkehrte zwischen Wiesloch/Stadt und Staatsbahnhof am 8. Juli 1901.

Die Bahn berührte auf der Linie nach Meckesheim die Gemeinden Dielheim, Horrenberg, Baiertal, Schatthausen; auf der Strecke Waldangelloch Rauenberg, Mühlhausen und Eichtersheim. Der Haltepunkt Wiesloch Heilanstalt wurde 1919 stillgelegt, ebenso der Haltepunkt Oberdorf bei Baiertal. Eine Reihe von Firmen verfügte auch über private Gleisanschlüsse: Kälberer & Co (ab 1922), Bott, Heßler, Dussel und die Sandgrube²³), zeitweise auch das Bergwerk. Der Ort Schatthausen an der Strecke Meckesheim spielte bei der Planung eine besondere Rolle. Zum einen stieg von hier die Bahn auf einer ungünstigen Trasse in das Tal zur Station Meckesheim hinab. Zum anderen wurde der Bahnhof Schatthausen als Hilfsstation zur Wasser- und Kohleaufnahme für den Fall ausersehen, daß an einer der beiden Endstationen die Versorgung ausfallen sollte. Zwanzig Jahre nach der feierlichen Eröffnung der Bahnstrecke erleichterte diese Vorsichtsmaßnahme die Stilllegung der Teilstrecke Schatthausen-Meckesheim, und Schatthausen wurde Endstation.

Infolge des Ersten Weltkriegs waren auch die Betriebsergebnisse der Privatbahnen in Baden deutlich zurückgegangen. Die BLEAG saß auf einem riesigen Schuldenberg von fast 3 Millionen Mark, die Betriebsaus-

gaben waren von 986 000 Mark im Jahre 1913 auf 4 411 000 Mark (1919) angewachsen²⁴). Einsparungen waren das Gebot der Stunde und es lag auf der Hand, daß die fallenden Betriebsergebnisse der WMW die Aufmerksamkeit auf sich zogen. 1921 war ein Zuschuß von 450 955 Mark erforderlich geworden; im Jahr zuvor hatte man lediglich 198 275 Mark zusetzen müssen^{24a}). Zuschüsse des Kreises und der Gemeinden vermochten daran nichts zu ändern, waren aber notwendig, um den Betrieb der Bahn überhaupt aufrechtzuerhalten. Die Direktion der BLEAG erkannte wohl, daß eine vollständige Stilllegung der WMW nicht zu erreichen war und versuchte, wenigstens einen Teil der Linie aus dem Betrieb nehmen zu können. Um dieses durchzusetzen stellte man die Maßnahme so hin, als sei sie nur vorübergehend. Seitens der BLEAG wurde ausgeführt, daß der Oberbau der Teilstrecke Ettlingen-Busenbach der Albtalbahn dringend erneuert werden müsse. Zu diesem Zweck sei es notwendig, den Oberbau der Teilstrecke Schatthausen-Meckesheim auf 1 km Länge abzubauen und das Material bei der Albtalbahn zu verwenden. Das dort gewonnene Gleismaterial sollte alsdann veräußert und die so gewonnenen Mittel bei der Reichsbank hinterlegt werden. Dieses Kapital wäre allein dazu bestimmt, die entstandene Lücke wieder zu schließen²⁵).

Daß es anders kommen sollte war allen Beteiligten klar. In einer Druckschrift vom Juli 1922, drei Monate bevor der angekündigte Abbau in Angriff genommen wurde, schrieben die beteiligten Gemeinden: „... Oder glaubt die Regierung im Ernst, daß es der BLEAG in absehbarer Zeit gelingen werde, die finanziellen Schwierigkeiten zu überwinden und Reingewinne zu erzielen? ...“ In der Tat folgte im April 1923 das Eingeständnis, daß die entstandene Lücke nicht bis zum 1. Mai geschlossen werden könne, und im Juni wurde der Antrag nachgereicht, weitere 2 Schienenkilometer abzubauen²⁶). Die Verbindung zwischen Schatthausen und Mek-

kesheim war damit endgültig unterbrochen, auch wenn der weiterhin erhaltene Bahndamm und die Brücke den Eindruck wach hielten, dies könne alles wieder rückgängig gemacht werden. Die wachsenden finanziellen Schwierigkeiten der BLEAG führten schließlich 1931, ein Jahr vor ihrem Konkurs, dazu, daß das restliche Schienematerial abgebrochen und das Gelände für den Verkehr mit Fuhrwerken freigegeben wurde²⁷). Am 1. Januar 1932 ging die WMW in die Regie der Deutschen Eisenbahnbetriebsgesellschaft (DEBG) über, was aber an den Gegebenheiten nichts mehr zu ändern vermochte.

Frühe Entscheidungen — fortdauernde Folgen

Seit den 30er Jahren war in der Geschichte der WMW nur noch die Geschichte ihrer Trägerschaft abwechslungsreich. Von der Deutschen Eisenbahnbetriebsgesellschaft AG in Berlin (DEBG), später Sitz in Hameln, übernahm die Südwestdeutsche Eisenbahngesellschaft mbH in Ettlingen (SEG) die WMW zusammen mit zahlreichen anderen Nebenbahnen in Baden. Die Genehmigung hierzu wurde vom Innenministerium Baden-Württemberg am 22. 10. 1968 erteilt.²⁸) Wenige Jahre später fusionierte die SEG mit der Mittelbadischen Eisenbahnen AG in Lahr zur Südwestdeutschen Eisenbahnen AG (SWEG) mit Sitz in Lahr. Letztere änderte schließlich 1984, dem Zwang der Verhältnisse folgend, ihren Namen in „Südwestdeutsche Verkehrs AG“: die Eisenbahn ist in Anbetracht der mittlerweile 300 in Dienst gestellten Busse in den Hintergrund getreten. Die Bahn ist heute im Raum Wiesloch nur noch für wenige Industriebetriebe, die über einen privaten Gleisanschluß verfügen, wichtig. Der Personenverkehr beschränkt sich wie schon seit der Gründung der Nebenbahn 1901 auf den Pendlerverkehr von und nach den umliegenden Gemeinden. Und der Staatsbahnhof Wiesloch/Walldorf schließ-

lich ist wie seit jeher auch heutzutage kein Haltepunkt im internationalen und nationalen Fernverkehr.

Die Weichen zu dieser Entwicklung waren bereits mit der ersten Entscheidung über die Streckenführung der Großherzoglich Badischen Staatsbahn gestellt worden: Das Eisenbahngesetz vom 29. März 1838 führte die Rheintalbahn in einer Entfernung von etwa einer halben Wegstunde (ca. 4 km) an Wiesloch vorbei. Da mit der Begründung, die Eisenbahn berühre ja nun die Stadt, die Straße von Heidelberg durch Wiesloch zurückgestuft wurde, ging der Personen- und Frachtverkehr an der Stadt vorüber. In den folgenden Jahrzehnten wurde Wiesloch von den benachbarten Städten Heidelberg und Bruchsal überflügelt: der Ausgangspunkt der Odenwaldbahn kam 1858 nach Heidelberg, und die Abzweigung von der Rheintalbahn nach Mühlacker wurde 1873 nach Bruchsal gelegt. Nachdem der Plan aus dem Jahre 1869, der Wiesloch zu einem internationalen und nationalen Verkehrsknotenpunkt hätte machen sollen, endgültig gescheitert war, wurden von der Stadt keine Planungen mehr vorangetrieben. Es entsteht, sieht man die Entwicklung im Lichte der Akten, im Gegenteil der Eindruck, daß sich die Stadt auf sich selbst zurückgezogen habe. Mag dies Resignation oder provinzieller Eigensinn gewesen sein, die Folgen sind für Wiesloch spürbar: es ist nach über 140 Jahren Eisenbahngeschichte der Region noch immer ein umständliches Unternehmen, mit Hilfe des öffentlichen Nahverkehrs von Wiesloch nach Speyer zu gelangen. Und um überhaupt Anschluß an das nationale Bahnnetz zu bekommen, muß man sich auch heute erst nach Heidelberg begeben — wie schon vor 140 Jahren.

Literatur

- 1) GLA Abt. 190 Nr. 30 vom 23. September 1850
1a) Edwin Kech, Die Gründung der Großherzoglichen Badischen Staatseisenbahn, Diss. Karlsruhe 1904, S. 93

2) Siegmund Fleischmann, Die Agrarkrise 1845 bis 1855 mit besonderer Berücksichtigung von Baden, Diss. Heidelberg 1902, S. 116

3) GLA Abt. 190, Nr. 30 vom 23. September 1850

4) StA Wiesloch A 6039 vom 11. Dezember 1846, 8. Februar 1847, 10. Mai 1847, 24. März 1849; ein handschriftlicher Vermerk unter dem Schreiben vom 10. Mai 1847 lautet: 4108.2 und Zins vom 23. Dezember 1843 4685.29, darunter: 7027.29 (+, d.V.) 860 (=) 7887.29; letzterer Betrag entspricht der Kaufsumme von 13 Morgen 1 Viertel 30.06 Ruthen Acker und Wald im Jahre 1844: StA Wiesloch 6039 vom 30. Januar und 18. August 1844

5) Fleischmann, op. cit., S. 118

6) Zu Rinek: v. Philippovich, staatlich unterstützte Auswanderung, S. 43, 49 ff.; Franz Kistler, Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in Baden 1849—1870, mschr. Diss. Heidelberg 1952, S. 188 ff.; bzgl. der Zuweisung von Bürgern von Rinek nach Hockenheim s. Ernst Brauch, Hockenheim. Stadt im Auf- und Umbruch, Schwetzingen 1965, S. 184; zur geplanten Abschiebung von 18 000 Badenern v. Philippovich, op. cit., S. 27

7) Rathspokolle der Stadt Wiesloch 1849/58 S. 80, vom 26. August 1850; die Ausstattung der solchermaßen ausgerüsteten Reisenden ist gut belegt für Heinrich Rensch: StA Wiesloch A 5094 vom 29. Sept. 1851, 26. Jan. 1852, Rathspokolle vom 20. Aug. 1851

8) StA Wiesloch A 6058 vom 8. Juni 1853

9) StA Wiesloch A 6059 vom 31. August 1869

10) StA Wiesloch A 6059 vom 7. Januar 1870

11) StA Wiesloch A 6059 vom 28. Januar 1872

12) Ausführlich hierzu Werner Greder, Bruchsal und die Eisenbahn, Bruchsal 1983, S. 96 ff.

13) Greder, op. cit., S. 104 ff.; der Rang des Rheinübergangs in der militärischen Planung wird durch die Statistik des Aufmarsches der deutschen Truppen im August 1914 deutlich: Rheinbrücke bei Worms: 551 Züge, bei Mannheim 401 Züge, bei Speyer 46 Züge, bei Maxau 71 Züge, bei Germersheim 580 Züge, bei Kehl 616 Züge. Vgl. Reichsverkehrsministerium (Hrsg.), Die deutschen Eisenbahnen 1910 bis 1920, Berlin 1923, S. 159

14) StA Wiesloch A 6059 vom 28. Januar 1872, s. o. Anm. 11)

15) StA Wiesloch A 6058, 16. Mai 1859, 17. April 1866, 20. April 1869

16) StA Wiesloch A 6060 vom 1. Februar 1888

17) ibd., vom 11. Februar 1888

18) ibd., vom 14. Oktober 1888

19) StA Wiesloch A 6061 vom 11. März 1897

19a) ibd., vom 17. März 1897

20) ibd., vom 30. September 1897; interessant ist aber, daß nach einer Notiz in den Akten der Gemeinde Brühl A 1467 vom 16. Dezember 1910

noch die Hoffnung besteht, daß die Linie Wall-dorf-Reilingen-Hockenheim eingerichtet werden und dann über Rheinau-Brühl-Ketsch eine geschlossene Verbindung hergestellt werden könnte.

²¹⁾ Schatthausen A 901, 21. Januar 1899

²²⁾ Hierzu ausführlich: Hermann Braun, Die ehemalige Pferdebahn der Stadt Wiesloch, in: Badische Heimat 51 (1971), S. 355

²³⁾ Ein Verzeichnis hierüber in: Badische Lokal-Eisenbahnen AG (Hrsg.), Besondere Fahrdienstord-

nung für die Nebenbahn Wiesloch-Meckesheim-Waldangelloch, Karlsruhe 1913

²⁴⁾ Baiertal A 577, 11. Juli 1922

^{24a)} Baiertal A 577, ibd.

²⁵⁾ Baiertal A 577, 13. Juli 1922, 19. Oktober 1922, 4. November 1922

²⁶⁾ Baiertal A 501, 2. Juni 1923

²⁷⁾ Schatthausen A 901, 3. Februar 1931

²⁸⁾ Ausführlich hierzu Karl Stiefel, Baden 1648—1952, 2. Aufl. Karlsruhe 1979, S. 1527

Ketsch — ehemals speyerisches Dorf an Kurpfälzer Grenze

Robert Fuchs, Ketsch

Jede Gemeinde hat ihre eigentümliche und besondere Entwicklungsgeschichte aufzuweisen, so auch Ketsch. Der Ort liegt 4 Kilometer westlich von Schwetzingen an einer alten Rheinstromschleife. Die heutzutage noch teilweise aus Bodenformen ablesbare Oberflächengestaltung der diluvialen Niederterrasse läßt ausgetrocknete Urflußmulden erkennen, die in Ost-Westrichtung verlaufen. Maßgebend für diesen „Kurs“ des prähistorischen Ostrheins oder Kinzig-Murg-Flusses, dessen „Leimer Arm“ von Wiesloch kommend bei Heidelberg-Leimen abbog und zum Umweg über Ketsch gezwungen wurde, war der Neckarschuttkegel, dessen südlichste Ausdehnung sich bis zur Leimbachschenke bei Brühl, Schwetzingen und Oftersheim erstreckt¹⁾. Von Knotenpunkten in der Schwetzingener Sternallee und im Ketscher Wald verlaufen deltaartige Verästelungen auf das Hochufer zu, auf dem die Besiedelung des Ortes ihren Anfang nahm.

Allmählich verlandete der Urstrom vom Gebirge her und suchte sich den kürzesten Weg in der Mitte des Rheintals. Es kam zur Ausräumung²⁾ der etwa 5—8 km breiten Rheinniederung aus der Diluvialterrasse, welche

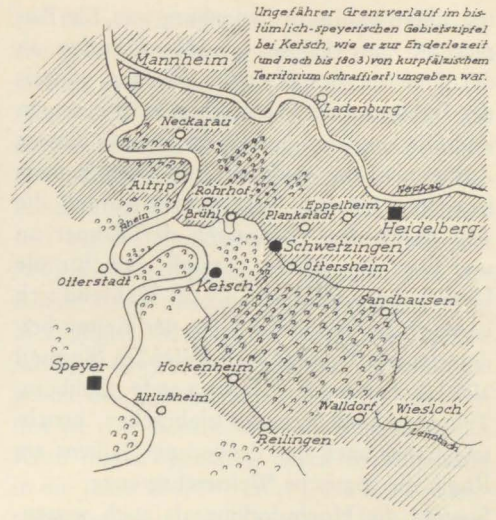
die natürliche Überschwemmungszone des ehemaligen Wildstromes bildet. Als Denkmale dieses Vorgangs zeugen die Hochgestaderänder, die wie in Ketsch, mitunter bis zu 5 Meter böschungartig aufsteigen. Innerhalb des Niederrheingürtels wechselte der Altstrom ständig weiter seinen Lauf. Aus einer solchen willkürlichen Flußschleife ist das Ketscher „Bruch“ hervorgegangen, welches an das Hochgestade anstößt. Typisch für das Oberrheingebiet, so auch für den Abschnitt zwischen Speyer und Mannheim, sind die urtümlichen, mäanderförmigen Stromschlingen, die ökologisch wertvolle Auwaldgebiete umschließen. Eines der wegen seiner Flora und Fauna kostbaren wie landschaftlich idyllischen Relikte stellt die Ketscher Rheininsel dar, die durch die Tulla'sche Rheinkorrektion ihre heutige Größe von 350 ha erhielt. Das Eiland, welches pflanzengeographische Raritäten, wie die Wildrebe u. a. botanische Besonderheiten beherbergt, wurde 1950 teilweise und im Jahre 1984 völlig unter Naturschutz gestellt.

Zu dieser groben Lagebeschreibung von Ketsch gehört auch, daß, im höher gelegenen Teil der Gemarkung weniger als in den

alluvialen Kiesadern der Niederungsgefilde, eine ansehnliche Zahl von vorzeitlichen Tierresten zutage gefördert wurde, die eine bedeutende Sammlung ergaben und im Geologisch-Paläontologischen Institut in Heidelberg die Funde von Mauer ergänzen, unter denen der Unterkiefer des *Homo Heidelbergensis* der Berühmteste ist. Neben den Fragmenten von Mammut und Riesenhirsch kamen in Ketsch u. a. Wisentschädel, Skelett- und Knochenteile vom Wildpferd, des urzeitlichen Flußpferdes, des Nashorns und des gefährlichen Säbelzahnigers vor. Es konnten auch zwei Schädel von Altmenschen geborgen werden, wovon einer mit der Cro-Magnon- und Aurignac-Periode in Beziehung gesetzt wird³⁾ und den anatomisch wichtigen Beweis einer durchgehenden Schädelknochennarbe liefert.

Es ist zwar kein ausgefallenes geschichtliches Beweisstück, wenn am nordöstlichen Ortsrand von Ketsch⁴⁾ ein schön geschliffenes neolithisches Steinbeil mit sauberer Durchlochung gefunden wurde. Doch weiß man um den unerbittlichen Kampf zwischen Wasser und Land, der hier stattfand, als der Neckarschutt dem urzeitlichen Ostrhein den Weg verlegte, so sieht man dieses archäologische Zeugnis als Glücksfall an. Denn die hydrographischen Verhältnisse hinterließen morastische Altflußrinnen, in denen sich Sumpfwälder wie die Lußhardt ausbreiteten, die eine frühe und gesicherte Besiedelung in Frage stellten. Nahe bei Ketsch, im grenznahen dritten Gewann der Schwetzingen Hardt, konnte ein Depot aus der Urnenfelderzeit freigelegt werden⁵⁾. Ganz abgesehen davon, daß das benachbarte Hockenheim eine ähnliche Modellierung des auf dem Hochgestade ausgebreiteten Stadtgebietes durch die Trockenmulden eines Kinzig-Murg-Fluß-Armes aufweist, den die Kraich übernahm, ist dort die Besiedelungskette geschlossener über alle Vor- und Frühgeschichtsperioden verteilt.

Dort wird ein nach 74 n. Chr. von Speyer vorverlegtes römisches Kastell vermutet, von



Karte (Ungefäher Grenzverlauf)

dem eine Militärstraße⁶⁾ ausging, die über die damalige Niederlassung beim Talhaus und über Ketsch — Brühl — Rohrloch (Signalstation) nach Altrip zog. Eine andere Trasse bog von dieser zum Kastell bei Altrip/MA-Neckarau führenden Verbindung als „Hoher Weg“ bei Brühl ab, berührte den nördlichen Ketscher Gemarkungszipfel am alten Leimbachbogen, durchquerte anschließend das Terrain, welches nunmehr vom Schwetzingen Schloßgarten eingenommen wird und setzte sich über Otfersheim nach Wiesloch fort⁷⁾. Da die Rodungsgeschichte des Hartwaldausläufers „Ketscher Forst“ den Nachweis erbringt, daß dieser im 13. Jahrhundert noch bis an den Altrhein reichte und im 15. Jahrhundert das kleine Straßendorf Ketsch eng umschloß, so kann daraus gefolgert werden, daß zur Römerzeit das Gemarkungsgebiet dicht bewaldet war. Im Jahre 1910 wurde im Neurott, ein heute überbauter Ortsteil, ein Brandgrab der Neckarsueben entdeckt⁸⁾, die im Rhein-Neckar-Raum etwa von 50 v. Chr. bis 100 n. Chr. siedelten und die Gaugemeinschaft CIVITAS ULPIA SUEBORUM NICRETUM bilde-

ten, deren Hauptort Ladenburg war. Ein Römergrab kam 1957 bei den Hohen Forlen, an der Südseite des Ketscher Waldes, unweit der Bundesstraße 36 zwischen Schwetzingen und Hockenheim, zum Vorschein. In diesem Zusammenhang muß auf die ganz bemerkenswerte Situation hingewiesen werden, die sich durch das Vordringen der Römer an und über den Rhein, speziell auch für die Umgebung von Ketsch, ergab: Während sich nämlich die Stammesgebiete der Kelten beiderseits des Stromes ausdehnten, in die rund 100 Jahre vor der Zeitenwende Cimbern, Teutonen und Nemeter einbrachen, errichtete Cäsar nach der Eroberung Galliens am Rhein die römische Weltreichsgrenze.

Sowohl die Hochuferlinie als auch wissenschaftliche Untersuchungen⁹⁾ bezeugen, daß ein Lauf des Rheines, dessen Kies- und Sandablagerungen auf ein ungefähres Alter von 1500 Jahre geschätzt werden, bis ins 8. nachchristliche Jahrhundert von Speyer/Altlußheim über Hockenheim — Talhaus und durch das Ketscher „Bruch“ floß. Daraus ergibt sich die Schlußfolgerung, daß diese alte Mündungsbucht der Kraich im Hockenheimer Rheinbogen zur Kelten- und Römerzeit direkt unterhalb des Dorfes Ketsch verlief. Somit bildete diese damalige Hauptstromschleife auch die Reichsgrenze der Römer, ehe diese sich um 74 n. Chr. anschickten, in Heidelberg und Ladenburg Brückenköpfe zu bilden, in der Folge das Dekumatenland zu besetzen und als Trennungslinie zwischen ihnen und den Germanen den Limes anzulegen. Wohl vermuten die Historiker¹⁰⁾ eine Straßenverbindung zwischen Speyer und Heidelberg, die am Hochuferstrand entlang führt und im Hardtwald auf die nach Straßburg über Graben — KA-Mühlburg ziehende Route stößt. Es soll auch eine Trasse von der Domstadt über die Rheinniederung (Insultheimerhof) nach Hockenheim gegeben haben, welche die verschiedenen römischen Funde, die in den Ketscher Kiesgruben und in anderen Niederungsbezirken auftraten, somit auch den bei der „Ketschau“

entdeckten Reliefstein, u. a. Hinterlassenschaften in eine nahe Bewandnis mit dem weit nach Osten ausholenden Rheinarm bringen, dessen strategische Bedeutung durch die kurze Entfernung nach Heidelberg nicht zu übersehen ist.

Als das Pendel der weltgeschichtlichen Uhr im Jahre 260 n. Chr. zurückschlägt, nehmen die Alemannen das rechte Rheinufer in Besitz, wodurch am Strom eine erneute gefährliche Konstellation entsteht. Diese Grenzziehung dauerte bis um 400 n. Chr., ehe es den Alemannen gelang, links des Rheines Fuß zu fassen und die Römer allmählich zurückzudrängen. Um ein Musterbeispiel dieser Geschichtsperiode heranzuführen, sollte es erlaubt sein, einen Blick „vor die Haustüre“ der engen örtlichen Grenzen zu werfen: In Altlußheim, das ja eine ähnliche Lage am Rhein aufweist wie Ketsch, wurde ein Fürstengrab aufgefunden, welches als Paradestück ein Prunkschwert¹¹⁾ enthielt. Die amtlichen Fundberichte bezeichnen das Grab als alemannisch. Dahingegen wird der ursprünglich als alemannisch angenommene¹²⁾ Charakter des Grabes, welches an der Hochuferbucht beim Seehaus, 2,5 km südlich von Ketsch, auftrat, in neueren Berichten der Merowingerzeit (500—750 n. Chr.) zugeordnet¹³⁾.

Wenn auch bis dato die dort erwarteten Reihengräber¹⁴⁾ noch nicht auftauchten, so ließen sich an dieser kleinen Landzunge, dessen sonnenseitiger Hochuferhang einen geschützten Wohnplatz an fischreichem Flußgestade bieten mochte, gut die Anfänge der festen Besiedelung des Gemeindegebietes denken. Zu dieser Hypothese lassen sich Beziehungen knüpfen, die den alten Ortsnamen Ketsch betreffen, der auf vordutsche Sprachwurzeln zurückgeht¹⁵⁾. Unwillkürlich drängt sich hierbei die Stammesbezeichnung der Chatten oder Katten auf, die unter merowingischer Vorherrschaft als Kolonisten oder Umsiedler in¹⁶⁾ unsere Gegend kamen. Die alten Schreibweisen „Keths“, „Terra in Kez“, „Kezs“, „Villis Chets“, „Kech“,

„Kets“, „Ketsh“, „Keczsch“, vor allem aber „Kaz“, „Kazze“, „Kaytsch“, „Terra in Kazze“ u. a. scheinen die Namensverwandtschaft mit den Vorfahren der heutigen Hessen zu unterstreichen. Außerdem existieren einige topographische Bestimmungen, wie Ketscher Wald, Ketscher „Bruch“, Ketschau, Katzengraben, die zum Teil über die Gemarkung hinausgreifen und auf einen umfassenden Grundbesitz hindeuten, dem als Stempel der Herkunftsname einer Person aufgedrückt ist ...

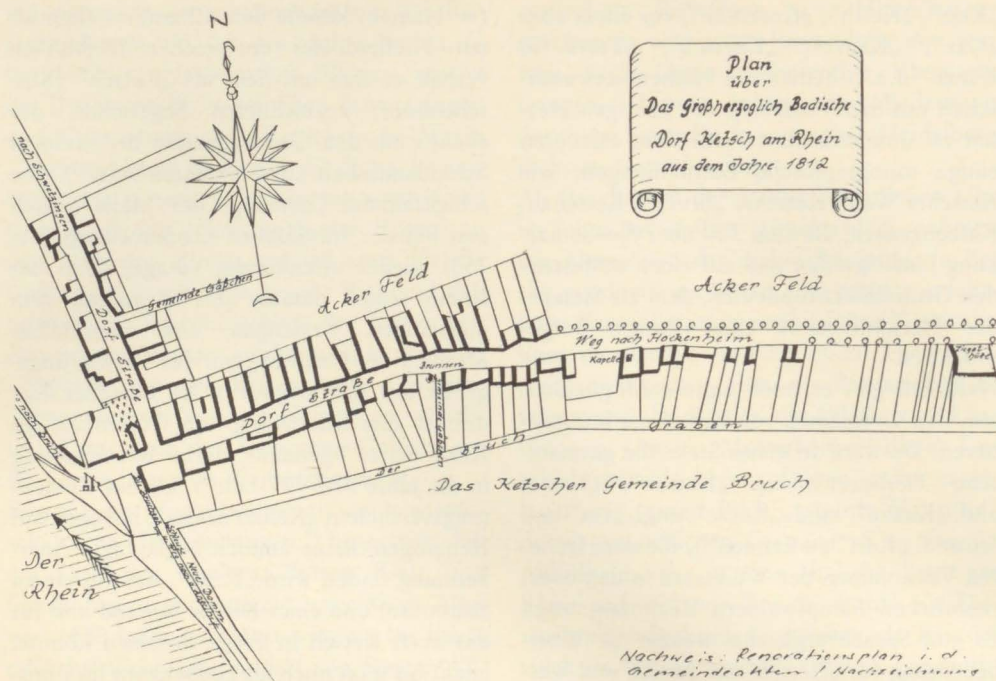
Natürlich gibt es noch andere Möglichkeiten, den Ortsnamen von Ketsch zu interpretieren: Da wäre an erster Stelle die germanische Tierbezeichnung „Katton“, „Kattu; ahd. „Kazza“, mhd. „Katz“, engl. „cat“ und schwed. „Katt“ zu nennen¹⁷⁾, die dem früheren Vorkommen der Wildkatze in den ober-rheinischen Sumpfwäldern Rechnung trägt. Es gibt Sprachvergleiche, welche die Wortbedeutung für „Ketsch“ als „weich und wässerig“, im erweiterten Sinne als „schmierig, schlammig, sumpfig“ auslegen¹⁸⁾. Die Abwandlungen in verschiedenen deutschsprachigen Gebieten lauten „ketschig“, „kättschig“, „gatsch“, „gatz“, „gätsch“. Eine andere Quelle erklärt den „seltsam klingenden Namen Ketsch“¹⁹⁾ als ... „breiartig weich“ oder als ... „schmierige, schleimige Masse“. Da mit dieser Deutung mehr die Bodenverhältnisse der Niederung gemeint sein dürften, so ist nicht auszuschließen, daß der Ort seinen Namen von der Großflur „Ketschau“ erhielt, die sich leicht über dem Niveau der verlandeten Altstromschleifen erhebt und so auch einer anderen Definition gerecht wäre, die unter der Vokabel „Ketsch“ die „höchste Stelle oder den höchsten Punkt“ in der Mark verstanden haben will²⁰⁾.

Eine andere verbale Ableitung, die auf den Ortsnamen Bezug nehmen könnte, verbirgt sich hinter der Bezeichnung des Gewässerlaufes „Kotlachgraben“, der einige nachbarliche Hockenheimer Flurdistrikte durchfließt. Auch die synonyme Wortgruppe „Ketscher“, „Käscher“ = „Kescher“ für „Fischfangnetz“

(= Hamen) könnte dem Charakter eines alten Fischerdorfes entsprechen²¹⁾. Ähnlich verhält es sich mit dem als „Ketsch“ (Ketschenboot) bezeichneten Segelschiff, das ebenso mit den Gegebenheiten der hiesigen Stromlandschaft zu vereinbaren wäre²²⁾. Die schicksalhafte Grenzlage der Mark Ketsch tritt bei der fränkischen Gaueinteilung (um 750) wieder offenkundig zutage, denn der Rhein schied damals den Speyergau vom diesseitigen Kraichgau und unmittelbar nördlich des Ortes begann das Verwaltungsgebiet des Lobdengaus²³⁾. Im Lorscher Kodex ist eine Schenkung von Gütern ... „in Kezo marca“ genannt, deren Beurkundung in die Jahre 776/777 fällt²⁴⁾. Da ein Umdeutungsversuch in „Kenzo marca“, bezogen auf Kenzingen, keine amtlich beglaubigte Anerkennung findet, wird „Kezo“, das aus einem Bauernhof und einer Kirche bestand und für das auch Ketsch in Frage kommen könnte, leider bis jetzt noch als „unbekannt im Breisgau gelegen“ erklärt.

In den Jahren 1056 und 1063 werden die Bischöfe von Speyer mit kaiserlichen Schenkbriefen ausgestattet, die sie in den Besitz des Hofes Bruchsal und des Waldes Lußhardt bis zur Linie Walldorf — Oftersheim (Schwarzbach = Leimbach) — Schwetzingen — Rhein bringen. Durch diese Grenzverschiebung wurde die Ketscher Mark fürstbistümlich-speyerisch. Trotz dieser Vielzahl von „Fast“-Indizien muß sich Ketsch mit einer erst um 1150 ausgestellten „Geburtsurkunde“ zufrieden geben, da sich der Nachweis für den früheren Beginn der Ortssiedlung aus Mangel an exakten Belegen nicht erbringen läßt. Wie die Ersterwähnung besagt²⁵⁾ ... „überließ Bischof Günther im Einverständnis mit seiner Geistlichkeit und auf Bitten des Abtes von Schönau zu seinem Seelentrost diesem Kloster ein Gut des speyerischen Hochstifts zu Gernsheim gegen jährlich in den domkapitularen Hof Keths abzuliefernde vier Käse.“

Es ist also kein weltbewegendes Ereignis, welches der ersten urkundlichen Benennung



Plan über das Großherzoglich-Badische Dorf Ketsch am Rhein aus dem Jahre 1812

des Ortes Ketsch vorausgeht. Immerhin wird aber dabei belegt, daß der Bau- und Fronhof bereits besteht. Anno 1156 stellt Kaiser Friedrich I., Barbarossa, das Kloster Maulbronn unter seinen Schutz. In diesem Zusammenhang werden Güterstücke unter der Bezeichnung „Terra in Kez“ genannt. Dem neugegründeten Maulbronner Kloster überläßt dann 1159 Bischof Günther von Speyer u. a. 6 Fruchtscheunen und Meierhöfe, darunter auch einen solchen in „Kezs“. Unter die bemerkenswerten ortschronologischen Daten fällt das Jahr 1195, von dem das Bestehen der Ketscher Rheinfähre berichtet wird, die jahrhundertlang eine wichtige Passage auf dem kürzesten Weg zwischen Heidelberg — Speyer und Neustadt/Pfalz darstellte²⁶⁾. Anhaltspunkte sprechen sogar für eine Güterverladestelle an diesem Rheinübergang, auf den sich die Hauptstraßen

konzentrieren und in dessen Nähe der Ort seinen Ausgang nahm.

Den mit Hörigen besetzten und sich allmählich ausdehnenden Bau- oder Meierhof, welcher bereits 1249 eine Kirche hatte, erwarb 1329 das Domkapitel Speyer käuflich. Daraufhin löste sich der ursprüngliche Gutshof in mehrere Einzelhöfe auf, ein Vorgang, der die Entwicklung zum Dorf einleitete²⁷⁾. Diese und die nachfolgende Zeit ist geprägt von allgemein in der Umgebung grassierenden pestilenz- und seuchenartigen Krankheiten, von zunehmender Bedrückung der bäuerlichen Bewohner und schließlich auch von ersten Ansprüchen der Kurfürsten von der Pfalz als machtentfaltende Nachbarherrschaft. Noch anno 1408 respektiert König Ruprecht als Pfalzgraf die Rechte des Domkapitels auf Ketsch und Teile der Mark, sucht aber gleichzeitig erste Einflüsse durch

die Beschirmung des Ketscher Waldes zu gewinnen. Ab diesem 15. Jahrhundert, in dem das kleine Straßendorf von der Ecke Schulstraße/Schwetzingen Straße bis zur katholischen Kirche und von da bis zur Bruchgasse reichte, litten die Einwohner immer mehr unter den sich mehrenden Ansprüchen der Kurpfalz, die es auf den Wald, die Jagd, den Weidgang, auf die Gerichtsbarkeit, auf die Fähre, den Zoll und auf andere Gerechtsame und Besitztümer abgesehen hatte.

Dieser Wirrwarr der oft zuwiderlaufenden Kompetenzen zwischen dem Bischof als Landesherr von Ketsch, dem Domkapitel als Grund- und Eigentumsherren, der Vogteiverwaltung und der „Schutzmacht“ Kurpfalz war für das kleine Gemeinwesen nicht förderlich. Dazu kam, daß Hockenheim und Reilingen nach der Schlacht bei Seckenheim 1462 gänzlich an Kurpfalz gefallen waren²⁸⁾ und Ketsch dadurch zu einem Grenzort gestempelt wurde, dessen Gemarkungsgebiet einem von drei Seiten eingeschnürten Staatszipfel entsprach, der dazu noch den Nachteil hatte, daß der Rheinwald westlich des Altstrombogens zur Gemeinde Otterstadt gehörte. Bezeichnenderweise hielt diese brisante Lage bis 1803 an. Während der frühen Bauernerhebungen von 1497—1502 zählte Ketsch und der ganze Umkreis von Schwetzingen zur Unruhezone des Bruhrains²⁹⁾. Im Jahre 1502 wird dem Bischof von Speyer der Aufruhr von Bauern von diesseits des Rheines gemeldet, womit Einwohner von Altlußheim und Insultheim gemeint waren. Letzteres gehörte wie der Angelhof als Stabhaltereier zur Gerichtsgemeinde Ketsch und wurde in der badischen Zeit Hockenheim angegliedert³⁰⁾. Lußheim und Ketsch mußten einen Schatzungsbeitrag zur Deckung der Schäden leisten, die während dieser dem Bauernkrieg vorausgegangenen Unruhen entstanden sind³¹⁾.

In dieser von Not und Fron des Bauernstandes gekennzeichneten Geschichtsphase lebte der Enderle von Ketsch. Er ist von 1558—1583 Schultheiß, 1586 Fährmeister³²⁾

und verkörpert als Zentralfigur eines reichen Sagenstoffes, vor allem in der volkstümlich-dörflichen Fassung, die in Ketsch, Schwetzingen und Heidelberg handelt, den Freiheitswillen des geknechteten Bauernvolkes gegen feudale Willkür. Parallel hierzu haben sich Urformen gebildet, die in den mysteriösen und mythenhaften „Wundergesprächen“ des Zisterzienser-Mönches Caesarius aus dem Kloster Heisterbach im Siebengebirge wurzeln. Diese Urbilder pflanzen sich über Professor Jungnitz, die Freiherren von Gemmingen, über Merian u. a. als Wandersage fort, ehe sie in Scheffels Gedicht „Das Lied vom Enderle von Ketsch“ die dämonische und meerverbundene Verwandtschaft mit dem Fliegenden Holländer eingeht. Der mythenhafte Sagenkreis ist es auch, von dem das Gesamtzenarium dieser vielschichtigen Volksüberlieferung einen deutschen und europäischen Rahmen erhält.

Bis lange nach dem Dreißigjährigen Krieg, während dem Ketsch durch seine Zugehörigkeit zum katholischen Hochstift Speyer eine exponierte Lage an der Grenze der protestantisch regierten Kurpfalz einnahm, stagnierte die Entwicklung des Dorfes. 1695, während des Orléanschen Krieges, verfolgt Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, der „Türkenlouis“, mit seiner Armee ein französisches Heer, um es beim Übergang bei Ketsch zu vernichten. Die Franzosen vollführten aber ein Täuschungsmanöver und entwichen in die Festung Mannheim³³⁾. Erst nach 1700 entstand an der Hockenheimer Straße um das Gasthaus „Zum Pflug“ ein aus wenigen Häusern bestehender Ortsteil, der wegen seiner abseitigen Schwerpunktbildung „Oberdorf“ geheißen wurde.

Das 18. Jahrhundert drückt der Lokalhistorie den Stempel von kriegereischen Drangsalen, Franzoseneinfällen, Einquartierungen, Teuerungen, Holzknappheit, hoher Sterblichkeit u. a. Unbilden auf. Im Jahre 1730, als das Hofgut Ketsch aus 11 Teilgütern zu je 100 Morgen Anbaufläche bestand, die von 28 erblichen Hofbauern bewirtschaftet wurde,

lebten 295 Seelen im Ort, davon 43 auf dem Angelhof. 262 Bewohner waren katholisch. Außerdem lebten 27 Juden und 6 Andersgläubige hier³⁴). Es wurden 17 Taufen, 7 Eheschließungen und 15 Beerdigungen registriert. Im Jahre 1732 verhielt sich die Zahl der Taufen und der Sterbefälle 17:18. Die katastrophalen Zeitverhältnisse spiegeln sich jedoch in den Standeszi­ffern der Jahre 1756 und 1794 wider³⁴), in welchen den 18 bzw. 16 Taufen : 2 und 1 Eheschließungen : 42 und 59 Begräbnisse gegenüberstehen. Um 1800 bewohnten 80 Familien, das waren 437 Einwohner, Insultheim und Angelhof mit eingeschlossen, 75 Häuser³⁶).

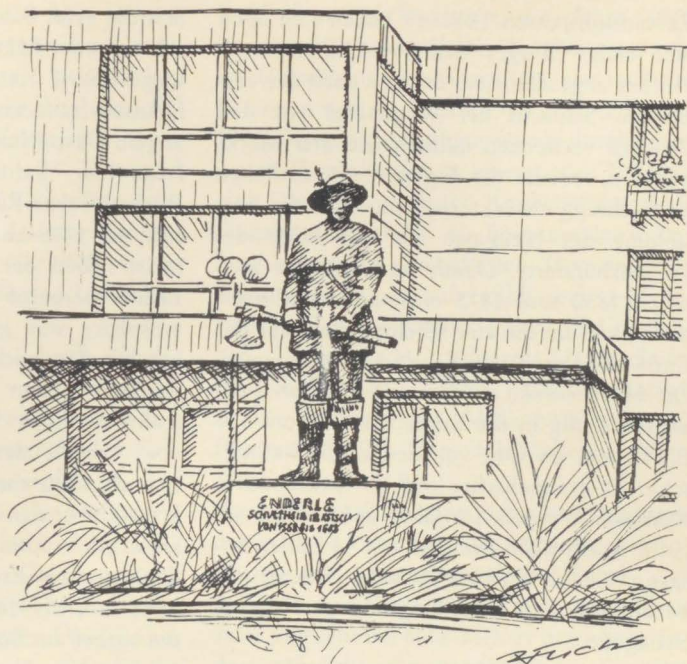
Französische Revolutionsheere und die Ära Napoleons veränderten teilweise sehr einschneidend das politische Kartenbild Europas und Deutschlands. Dies wirkte sich in ganz besonderem Maße auf solche Rheingemeinden wie Ketsch aus, das durch die im Frieden von Lunéville 1801 besiegelte Abtretung des linken Rheinuferes an Frankreich zu einer Grenzstation an der Reichsdemarkationslinie wurde. Im Zuge der Säkularisationsphase von 1802/03 wurde Ketsch dem Großherzogtum Baden angegliedert und dem Großherzoglichen Bezirksamt Schwetzingen unterstellt. Denkwürdig an dieser von französischer Militärmacht diktierten Zäsur, der nicht nur die weltgeistlichen Gebiete, sondern auch Kurpfalz zum Opfer fielen, ist die Umkehrung der Grenzlage von Ketsch, denn der Öffnung nach Osten stand die drohende Zementierung nach Westen gegenüber. Der badische Zollstock an der Ketscher Fähranlegestelle hatte sein Pendant am Westufer des Rheinbogens, an dem französische Grenzgardisten ein Zollhäuschen, das jetzt noch bestehende Försterhaus, errichteten³⁷). Der Flurname Franzosenbuckel erinnert an schanzenartige Absperrungen, die zur damaligen Zeit am Fährweg auf der Ketscher Rheininsel bestanden. Aus dem ehemaligen, oft problemgeladenen Grenzanrainerverhältnis zwischen Schwetzingen und Ketsch ist durch diesen Wandel in der Ge-

schichte eine gemeinsame badische Landes­zugehörigkeit geworden.

Für die Bevölkerung von Ketsch bestand indes wenig Grund zum Jubel über diese Einvernahme des Dorfes durch das Herrscherhaus Baden, denn das Untertanenverhältnis blieb vorerst bestehen. Daran änderte auch die formaljuristische und zu späte Abschaffung der Leibeigenschaft nicht viel. Zwei Maßnahmen mögen hauptsächlich zu erkennen geben, daß einige unmittelbare Eingriffe sogar eine gewisse Abneigung gegen den neuen Staat heraufbeschworen. Zum einen erhitzte eine nicht gerechte und schlichtweg als manipuliert empfundene Gemarkungseinteilung die Gemüter der vom bäuerlichen Erwerb abhängigen Gemeindebewohner. Ein Großteil der vormals hochstiftlich-speyerischen Niederungsfläche, westlich und südlich der Ketschau, mit Insultheim und Angelhof, war nämlich Hockenheim zugesprochen worden. Ketsch als Gebiets- und Nutzungsgemeinde des alten Ärariums mit vorerblich einzustufenden Anwartschaften, wurde auf eine Rumpf- oder Schrumpfgemarkung von etwa 700—750 ha zurückgedrängt, im Vergleich zu Hockenheim, dessen Bodenfläche durch die Reform auf 3485 ha anwuchs. Wahrscheinlich resultiert daraus eine Verstimmung zwischen Gemeinde und Bezirksbehörde, die in etlichen Überlieferungen ihren Niederschlag fand³⁸).

Nachteilig wirkte sich die Angliederung des Ortes an das Großherzogtum Baden auch hinsichtlich der Aushebung von kriegstauglichen Männern aus, die bis 1813 als Rheinbündler und „Waffenbrüder“ Napoleons und danach als Verbündete der deutschen und alliierten Truppen an verschiedenen Feldzügen teilnahmen. 7 junge Männer aus Ketsch nahmen 1812 am Rußland-Feldzug Napoleons teil, von denen 2 als vermißt gelten. Außerdem erhielten 20 Veteranen die von Großherzog Leopold 1830 gestiftete Felddienstauszeichnung³⁹). Das Dorf war im Verlauf der Napoleonischen Kriege durch starke Einquartierungen, Kriegsfron, Kriegssteuer,

Robert Fuchs,
Enderle-Denkmal vor
dem Ketscher Rathaus



Durchmärsche, Kontributionen u.ä. von Freund und Feind sehr bedrängt. Wie der Renovationsplan vom Jahre 1812 zeigt, waren bis dahin etwa 10 Anwesen entlang der Dorfstraße nach Schwetzingen neu erstellt worden. Nach der Rückgewinnung des linken Rheinufer bildete der Strom die Grenze zwischen dem Königreich Bayern und dem Großherzogtum Baden. Ketsch blieb noch eine Weile Zollstation. Die drei Abschnitte der Tulla'schen Rheinkorrektion in unserem Raum: der „Angelhöfer Durchstich“, der „Otterstadter Durchstich“ und der „Ketscher Durchstich“ am Koller wurden in den Jahren 1826—1833 in Angriff genommen⁴⁰). Der mittlere Teil des Regulierungsbereichs betraf den Otterstadter Gemeindevald und die direkt an Ketsch vorbeiführende „Altrhein-

krümme“. 1846 wurde der zur Insel gewordene Rheinwalddistrikt, heute bekannt als Ketscher Rheininsel, unter die polizeiliche und gemarkungsrechtliche Obhut der Gemeinde gestellt.

Um die gleiche Zeit etwa löste sich die Gemeinde durch Zahlung von hohen Beträgen aus der Jagdfron und aus der Zehntpflichtigkeit. Die Allodifikation der in 44 „Gebäu“ (= Bauäcker, Bauhof — Erbhof — Schreibweise in Akten!) zerfallenen Erbhöfe erforderte für die darauf lastenden Gülden⁴¹) die Ablösesumme von 12 328 Gulden 45 Kreuzer, die von den Hofbauernerben im Verhältnis ihres Anteils aufgebracht werden mußte. Damit war dann auch die endgültige Auflösung des ursprünglich als unteilbar erklärten Fronhofes besiegelt. In den badischen

Revolutionsjahren 1848/49 haben sich auch hier einige Bürger den Freischaren unter Hecker angeschlossen, die sich nach der verlorenen Schlacht bei Waghäusel vor den Preußen verstecken mußten. Zu den Merkpunkten, welche die Eigenart der örtlichen Entwicklung charakterisieren, zählt die Entstehung der Neugasse vor der Mitte des 19. Jahrhunderts. Damit und mit der zwischen 1850 und 1875 einsetzenden Ortserweiterung um die vier Rheinstraßen war das Ende des alten Straßendorfes gekommen. Die Häuserzeilen wuchsen von nun an auch haufenförmig in die Breite. 1840 lebten 880 Einwohner im Ort, von denen 850 katholischer, 3 evangelischer und 27 israelitischer Konfession waren. Im Jahre 1853 waren sogar 8 israelitische Familien mit 44 Seelen ansässig. Ketsch wird als jüdische Urgemeinde bezeichnet und hatte bis 1938 eine eigene Synagoge.

Während um 1825/33 die ersten Dampfschiffe Ketsch passierten, um Mitreisende aufzunehmen, griff die Rheinbegradigung mit der Verlegung der Fähre nach Brühl tief in die Struktur des Dorfes am Strom ein. Uralten Berufen, wie die des Schiffsreiters, der Treidler und Goldwäscher, wurde der Boden entzogen und die reichen Salmenfanggründe hörten auf zu bestehen. Ende der 1850er Jahre wurde unter großen Opfern der Gemeinde die Mündung der Kraich an den Ketscher Altrhein verlegt, der Rheindamm (bis Altlußheim) ausgebaut, verstärkt und befahrbar gemacht.

Die bescheidenen Verhältnisse in dem kleinen finanzschwachen Dorf ließen erst 1705 den Bau eines Hirtenhauses⁴²⁾ zu, in dem die „Winterschule“ abgehalten wurde. Ein eigentliches Schulgebäude mit zwei Unterrichtsräumen wurde 1839/40 errichtet. Bis dahin diente das alte Gemeindehaus als Ersatz für das fehlende Schulhaus. In diesem Vorgängeranwesen des Rathauses befand sich auch die Gerichtsstube, ehe 1858 ein massives, zweistöckiges Verwaltungsgebäude erstellt werden konnte. 1895 erfolgte schließ-

lich die erste Baustufe der heutigen Grundschule in der Schulstraße.

Insgesamt 47 Ketscher Einwohner waren im Deutsch-französischen Krieg 1870/71 eingezogen. Davon standen 42 im Feldeinsatz. Infolge der industriellen Entwicklung im Rhein-Neckar-Raum stieg die Einwohnerzahl auf 1808 an. Der im Familienkreis und meist neben der Landwirtschaft ausgeübte Leineweberberuf mit seiner Spinnstubenatmosphäre war gerade eingegangen. Dafür brachte das reiche Angebot an Weidengewächsen in den Rheinauen das für Ketsch früher typische Korbmacherhandwerk hervor. Anstelle der einstigen Fähre schwang sich ab 1890 eine romantische Holzpilebrücke über den Altrhein zum Verhandlungsporn der Rheininsel hinüber. Ein recht denkwürdiges Ereignis⁴³⁾ stellte sich im Jahre 1896 ein, als durch staatliche Verordnung die vorher zur Sondergemarkung Oftersheim gehörenden Flurbezirke Karl-Ludwig-See, Griebhardt, Brühlerhardt, Zentmayershardt, Seeäcker, Taläcker in die Ketscher Gemarkung integriert wurden, wodurch das historisch bedingte schmale Korsett an der „Taille“ des Ortsgebietes endlich, als eine Art von Wiedergutmachung, der an Einbußen reichen Vergangenheit angehörte. Seitdem umfaßt die Gemarkungsfläche 1652,46 ha.

Bis 1900 ist der Ort auf 2349 Einwohner angewachsen. Zwei Männer aus der Gemeinde sind im gleichen Jahr bei der Niederwerfung des Boxeraufstandes in China beteiligt. 1904 fällt ein Bürgersohn im damaligen Deutsch-Südwestafrika. 1904/06 wurde die jetzige St. Sebastianskirche der kathol. Kirchengemeinde erbaut. Mit dem Stromanschluß im Jahre 1910 erhält Ketsch eine Straßenbahnverbindung nach Schwetzingen, die 1938 wieder eingestellt wird. Von 1912 bis 1966 besteht eine Nebenbahn über Brühl nach Mannheim-Rheinau. Die Errichtung des Wasserwerks und die Verlegung der ersten Wasserleitungen fallen in die Jahre 1912/14. Aus dem 1. Weltkrieg kehrten 91 Väter und

Söhne nicht mehr heim. 1932 kam es zwischen opponierenden Bürgergruppen und NS-Kampfstaffeln zu einer gefährlichen Rauferei, die als „Ketscher Saalschlacht“ Aufsehen erregte. Der 2. Weltkrieg forderte unter der Einwohnerschaft 177 Tote und Vermißte und hinterließ 255 zerstörte oder beschädigte Gebäude durch Luftangriffe und Artilleriebeschuß. Am 30. 3. 1945 wurde Ketsch nach kurzem Gefecht von US-Streitkräften besetzt.

Staatspolitische Grenzfragen, durch die das Gemeindeland von Ketsch vornehmlich geprägt wurde, tauchten erst wieder 1919 auf, als die Provinznachbarn westlich der Ketscher Neurheinstrecke „Rheinpfälzer“ und später „Saarpfälzer“ hießen. Die Gründung des Bundeslandes Baden-Württemberg 1952 hat an der stromseitigen Grenzlage von Ketsch nichts geändert, nur werden seitdem die vom „Talweg“ geschiedenen Überreiner „Rheinland-Pfälzer“ genannt. Durch die Lage am Rheinstrom wird Ketsch nicht nur permanent von der Landesgrenze, sondern auch von der westlichen Außenlinie des Kreises tangiert. Das war schon vor 1924 so, ehe das Bezirksamt Schwetzingen aufgelöst⁴⁴⁾ und mit dem Bezirksamt Mannheim vereinigt wurde. Auch im 1939 entstandenen Landkreis Mannheim, mit seiner späteren Unterteilung „Südbezirk“, behielt Ketsch seinen westlichen Außenposten bei. Selbst als im Jahr 1973 der großräumigere Rhein-Neckar-Kreis geschaffen wurde, blieb der Ort seiner traditionellen Grenzlage am Westrand des Landes, des Kreises und des Bezirks treu. Infolge der starken Bautätigkeit nach 1949/50 hat sich der Ortsetter in Richtung Schwetzingen bis zum Saum des Ketscher Waldes, im Süden teilweise schon über die alte Gemarkungsscheide vorgeschoben. Von 5032 Einwohnern im Jahre 1950 schnellte die Bevölkerungszahl bis 1984 auf 12 245 hoch. Mit dem Zuzug von Evakuierten⁴⁵⁾, Vertriebenen und Wahlbürgern nach dem Kriege hat sich das konfessionelle Verhältnis auf 60,5% Katholiken, 29,8% Evangelische und

9,6% Sonstige korrigiert. Im Jahre 1956 konnte die evangelische Kirchengemeinde ihr Gotteshaus einweihen. 626 ausländische Personen wohnten Ende 1984 in Ketsch. Das 1962 abgerissene Rathaus wurde durch einen neuen Verwaltungsbau ersetzt, der 1981/82 eine Erweiterung durch Angliederung eines Flügeltraktes erfuhr. Als Beispiele der in der Nachkriegszeit geschaffenen Gemeindevorrichtungen mögen aufgezählt sein: 1 Mehrzweckhalle (Rheinhalle), 1 Frei- und Hallenbad, Totenhalle, Neurott-Hauptschule, Realschule Brühl-Ketsch, Großkläranlage Bezirk Schwetzingen, Müllumschlagstation, Feuerwehrhalle, Gemeindebücherei, Neurott-Sporthalle u. a.

Parallel zum Rückgang der meist ausgesiedelten Landwirtschaft, der auch die Verringerung der Anbauflächen von Tabak und Spargeln zur Folge hatte, ist in den letzten zwei Jahrzehnten eine intensiv betriebene Industrieansiedlung zu verzeichnen. Das Berufsbild, welches um 1900/30 von kleinen und mittleren Landwirtsbetrieben, von vielen nebetätigen Zwergbauern und von meist ungelerten Fabrikarbeitern geprägt war, ist heutzutage breit gefächert und umfaßt ein solides Spektrum bis hin zu höchsten Ausbildungsstufen.

Die Sprache des Ketschers ist innerhalb des Rheinfränkischen dem badisch-pfälzischen Mundart-Nahbereich zuzurechnen. Um die Ausdrucksweise der Ortsbewohner von Ketsch auf einen kurzen Nenner zu bringen, muß man sie als melodios und mit den tief gesprochenen Vokalen „a“ (= Määdle) und „o“ (= Borjemönschta) sowie mit dem aus „o“ gebildeten Doppellaut „ou“ (= Kouhle) vorstellen. Die örtliche Eigenart zeigt sich auch im Umgang mit vielen Uz- und Beinamen und in der Erhaltung einiger markanter Volksbräuche, wie beispielsweise Osterierschucken, Kerweabholen- und begraben, Rübenlichter, Kinderspiel „Lubbat“ (Lupus) u. a. Den Menschenschlag zeichnet ein Hang zur Geselligkeit und ein heiterer Lebenssinn aus. Diese Tugenden manifestieren sich in ei-

nem vielfältigen und regen Vereinsleben und im sprichwörtlichen Zusammengehörigkeitsgefühl. Daraus erwächst die vitale Kraft, die im Schmelztiegel einer zur Großkommune entfalteten und sich immer wieder erneuernden Dorfgemeinschaft, die ureigene Wesensart bewahrt!

Quellenverzeichnis

- 1) K. Wörn, Schwetzingen — lebendige Stadt u. a. Flußkarte nach Mone
- 2) Eberhard Geiser, Am Oberrhein, 1960, Verlag Jaeger, Speyer
- 3) Dr. Rößler, Vortrag i. Geol.-Paläontol. Institut Heidelberg
- 4) Eug. Seyfried, Heimatgeschichte des Amtsbezirks Schwetzingen
- 5) Badische Fundberichte
- 6) E. Brauch, Hockenheimer Heimatbuch (K. Baumann, Urgeschichte v. MA, Sprater, Gruber)
- 7) Franz Volk, Oftersheim — ein Dorf und seine Geschichte
- 8) Bad. Fundber., Dr. Gropengießer, Reißmuseum Mannheim, Einzelbericht mit Zeichnung
- 9) Dr. Rößler, Geol.-Paläont. Institut Heidelberg; E. Brauch, Hockenheimer Heimatbuch
- 10) K. Baumann, Urgesch. v. Mannheim u. Umgebung; E. Brauch, Hockenheim — Stadt im Auf- und Umbruch; Wagner, Funde und Fundstätten in Baden
- 11) Badische Fundberichte, Presseartikel
- 12) Dr. Ernst Wagner, Funde und Fundstätten in Baden, S. 199
- 13) Badische Fundberichte
- 14) Dr. E. Wagner, Funde und Fundstätten in Baden, S. 199
- 15) Krieger, Topographisches Wörterbuch von Baden
- 16) Prof. Carlo Schmid, Festrede anlässlich der 1200 Jahrfeier von Schwetzingen
- 17) Herkunftswörterbuch von Duden
- 18) Eug. Seyfried, Heimatgeschichte des Amtsbezirks Schwetzingen, S. 290
- 19) Dr. Max. Huffs Schmidt, ZGO 5, 207; Gebrüder Grimm
- 20) Max Kotterer † u. Rektor in Ketsch: Oberdt. Flurnamenbuch
- 21) Wahrig, Wörterbuch
- 22) Verschiedene Lexikawerke
- 23) Histor. Atlas von Baden-Württemberg; Gruber, Vom Odenwald zur Haardt
- 24) Auszug aus dem Lorscheider Kodex; Mitteilung Bayer. Hauptstaatsarchiv München
- 25) Franz Xaver Remling, Urkundenbuch der Bischöfe von Speyer
- 26) Eug. Seyfried, Heimatgeschichte des Amtsbezirks Schwetzingen
- 27) Eug. Seyfried, Heimatgeschichte des Amtsbezirks Schwetzingen
- 28) Histor. Atlas von Baden-Württemberg; Eug. Seyfried, Heimatgeschichte des Amtsbezirks Schwetzingen, S. 96; Gruber, Vom Odenwald zur Haardt
- 29) Heimatatlas von Baden 1935
- 30/31) Eug. Seyfried, Heimatgeschichte des Amtsbezirks Schwetzingen, S. 97/308
- 32) Eug. Seyfried, dto.; Dr. Huffs Schmidt, ZGO; Kommersbücher
- 33) Platz und Schulte, Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden
- 34) Akten des Gen.Land.-Archivs Karlsruhe: Abschrift, M. Kotterer, Rektor
- 35) Kirchenbücher der kathol. Pfarrei Ketsch
- 36) Eug. Seyfried, Heimatgeschichte des Amtsbezirks Schwetzingen
- 37) Akten d. Gen.Land.-Archivs Karlsruhe
- 38) E. Brauch, Hockenheim — Stadt im Auf- und Umbruch: Bestech. franz. Generäle — Einflußreichtum der Abgeordneten der 2. bad. Kammer, Joh. Georg Fuchs; Mündliche Mitteilungen v. K. Familien
- 39) Badische Veteranenchronik
- 40) Akten des Gen.Land.-Archivs Karlsruhe
- 41) Akten des Gen.Land.-Archivs Karlsruhe; Eug. Seyfried, Geschichte des Amtsbezirks Schwetzingen
- 42) Eug. Seyfried, Geschichte der Amtsbezirks Schwetzingen
- 43) Akten des Gen.Land.-Archivs Karlsruhe
- 44) Karl Wörn, Schwetzingen — lebendige Stadt; E. Brauch, Hockenheim — Stadt im Auf- und Umbruch
- 45) Statistischer Jahresbericht 1984, Nachrichtenblatt — Amtsblatt der Gemeinde Ketsch

Das Seckenheimer Ried und seine Riedgemeinde als Beispiel einer Weidegenossenschaft in der Rheinaue

Hansjörg Probst, Mannheim

Vorbemerkung

Wenn wir an die Geschichte der Landwirtschaft in der ehemaligen kurpfälzischen Rheinebene denken, machen wir uns meist ein zu einfaches Bild, indem wir stillschweigend voraussetzen, daß hier der Ackerbau seit jeher vorgeherrscht habe. In Wirklichkeit ist diese Erscheinung erst relativ jungen Datums: das Übergewicht des Ackerbaus, vor allem des Anbaus von Handelsgewächsen wie Tabak, Hopfen und Mais, ist eine Folge der Intensivierung der Landwirtschaft, die sich in der Überwindung der Dreifelder durch die Fruchtwechselwirtschaft in den Jahrzehnten um 1800 vollzog. Erst damals wurden die umfangreichen Wiesen- und Weideflächen — besonders in der Talaue des Rheins — und große Teile des Weidewaldes gerodet und unter den Pflug genommen: die in fast allen Gemarkungen anzutreffenden „Neurott“stücke.

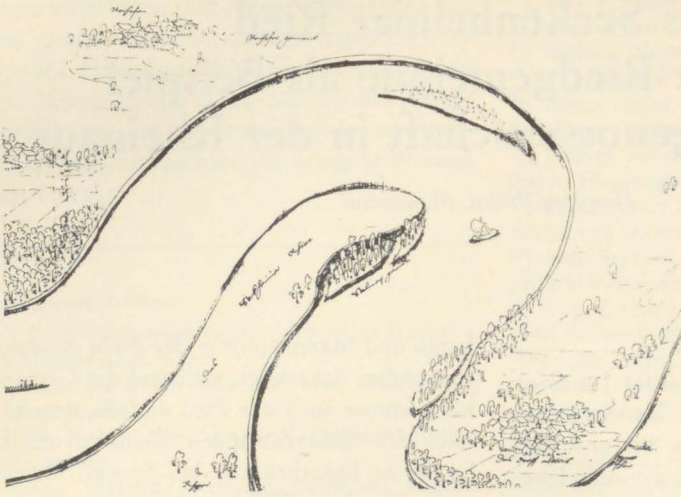
Wie zahlreiche Flurnamen erweisen (allein auf Seckenheimer und Neckarauer Gemarkung über 40), hatte in den Jahrhunderten des Mittelalters und der frühen Neuzeit in unserer Gegend die Viehzucht eine ebenso große Bedeutung wie der Ackerbau, ja man kann im Bereich der Talaue des Rheins und des Neckardeltas geradezu von einer Grünlandwirtschaft sprechen, wenn man von den Auwäldern im Überschwemmungsbereich absieht. So haben alle Gemarkungen der alten Ortschaften in der vordersten Reihe links und rechts des Rheins an beiden Landschaftsformen Anteil: der Ortsetter liegt auf der Niederterrasse (Ausnahmen sind Nek-

karau und Mannheim), in der Zone des vorwiegenden Ackerbaus, während die Gemarkung immer auch das Ried umfaßt, den Bereich der vorherrschenden Weidewirtschaft. So ist es linksrheinisch bei Speyer, Otterstadt, Walzheim/Waldsee, Neuhofen, Rheingönheim und rechtsrheinisch bei Hockenheim, Ketsch, Schwetzingen, Brühl-Rohrheim/-hof, Edingen und Seckenheim. Manchmal ist sogar das jeweilige Ried von der Hauptgemarkung räumlich getrennt wie bei Schwetzingen und Edingen. Auf Grund einer guten Quellenlage ist die Geschichte des Seckenheimer Riedes darzustellen, die für die Art der Riedbewirtschaftung exemplarisch sein dürfte für ähnlich strukturierte Gemeinden, darunter auch Schwetzingen.

Die topographischen Verhältnisse und der Rheindurchbruch von 1590

Die überdurchschnittlich große Seckenheimer Altgemarkung (rund 3000 ha) reichte vom Neckar gegenüber Ilvesheim bis an den Rhein gegenüber Neuhofen. Sie umfaßte somit nicht nur Ackerland auf dem Neckarschwemmkegel und einen großen Bereich der bewaldeten Dünenlandschaft der Niederterrasse, sondern auch einen beachtlichen Teil des Riedes von rund 950—1000 Morgen (300—320 ha). Das gesamte Seckenheimer Ried war durch den „Sandrain“, der gegenüber dem „Altriper Eck“, einer spitzwinkligen gefährlichen Rheinkehre, den „Sandberg“ bildete, scharf von der übrigen Gemarkung gesondert; es reichte über

„Ausschnitt aus der Karte
des Rheinlaufs von 1580“



Diese alte Rheinkarte (GLA 77/5713) ist ein Produkt der regelmäßigen Rheinbefahrungen. Der Ausschnitt zeigt: die Ortschaften Walzheim/Waldsee, Neuhofen und Altrip mit der großen Rheinschlinge um „das Seckheimer Rbiet“. An dem zum Ried gehörigen Inseln Großer und Kleiner Eiserwörth (Außer-) ist ein „Salmen grundt“ verzeichnet, bei Altrip der Rheinübergang, „das fhar“.

Weiler, Gräben und Seitenarme hinweg bis zum offenen Strom, der das hintere Seckheimer Ried in einer immer enger werdenden Schlinge von Süden kommend westlich und nördlich beinahe vollständig umfloß. Nur gegen Rohrhof setzte sich das Ried ohne natürliche Begrenzung nach Süden hin fort.

Dieses gesamte Ried zerfiel in drei ungleiche Teile: das obere, das vordere und das hintere Ried, vom Seckheimer Ortsetter aus gesehen. In unserem Zusammenhang interessiert das hintere Ried, das bis ins ausgehende 19. Jahrhundert, als es schon lange links des Rheines lag und schon 100 Jahre nicht mehr zu Seckenheim gehörte, als „Seckheimer Ried“ bezeichnet wurde. Es hatte ursprünglich also die Gestalt einer Halbinsel von rund 550 Morgen Umfang, bis ein wahrscheinlich künstlich herbeigeführter Rheindurchbruch im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts diesen wertvollsten hinteren Teil des Riedes auf die linke Rheinseite versetzte. Über das genaue Datum dieses spektakulären Ereignisses sind wir zwar nicht unterrichtet, wohl aber über seinen Ablauf. Der Pfälzer Kurfürst ließ in unregelmäßigem Abstand Rheinbefahrungen von Selz bis

Caub durchführen, um seine Hoheitsrechte über den Rhein festzustellen und Veränderungen am Strom aufzunehmen. Über diese Rheinbefahrungen wurden Protokolle verfertigt. Im Protokoll von 1575 heißt es vom Seckheimer Ried: „Vnden baß (mehr) herab ufm Seckheimer Ried gegenüber Neuhöfer werth Ist der Rhein so nahe beyeinand, daz man darfür halt, daß er diß jarß wol zusammen zubringen, dieweil der Platz darzwischen über 70 Ruten (290 m) nit braidt; durch solches würde nit allein die beide gemeinden Newhof(en) vnd Altrip bey Iren gütern vnd gemarkungen verbleiben, sondern es würde auch die grasse (starke) Krümme deß Rheins abgeschafft vnd ein herrlich groß Altwasser. Dann der Rhein, wie er Jetzt ist vnd fleusst (fließt), In Newhofer feldern merklichen schaden thut, vnd nach außgang derselben gemarkung durch Altrip . . . vnd alßdan dem Dorf Neckerauw, Schloß vnd dorf Manheim vnd Rheinhausen großen schaden zufügt . . .“ (77/5712)

Da die Gefahr eines unkontrollierten Durchbruchs zu groß erschien, empfahl die Rheinkommission im Jahre 1580 die Durchschro-

tung der 290 m. Der Durchbruch muß dann zwischen den Befahrungen von 1580 und 1590 geschehen sein; denn 1590 wurde festgestellt: „... Vorbemeltes Seckenheimer riedt ist nunmehr an dem ort, wie in voriger alten beschreibung angedeutet worden, durchgebrochen, also daz der volle Rhein seinen lauf stracks durch hat; vnd gibt die Krümme nunmehr ein herrlich gut altwasser ...“ (77/5711 S. 43)

Um auf den abgetrennten Gemarkungsteil zu kommen, wurde den Seckenheimern eine Fähre, „das Seckenheimer Riedt fahr“ (77/5711 S. 124 v. 1607), genehmigt, die dem lokalen Verkehr diente und vom Riedschütz betrieben wurde. Im 30jährigen Krieg wurde sie weggeschleppt. Nach der Schwedenzeit wurde die Riedfähre wieder hergestellt, von der es 1636 heißt: „Hanß Göllner (der Altschultheiß) hat 6 fl zu dem Fahr nach Riedt gelihen“ (StA Ma, Abschrift aus dem verlorenen Wehrbuch).

Die alte Gemarkungsgrenze — nunmehr im Verlauf des neuentstandenen Altrheins — blieb erhalten bis zum Untergang der Kurpfalz in den Revolutionskriegen; mit der Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich 1797/1801 gingen auch die linksrheinischen Gemarkungsteile rechtsrheinischer Gemeinden verloren: die Mannheimer Rheinschanze und das Seckenheimer hintere Ried. Die Gemarkungshoheit über das letztere fiel an Altrip.

Herrschafts- und Rechtsverhältnisse auf dem hinteren Ried

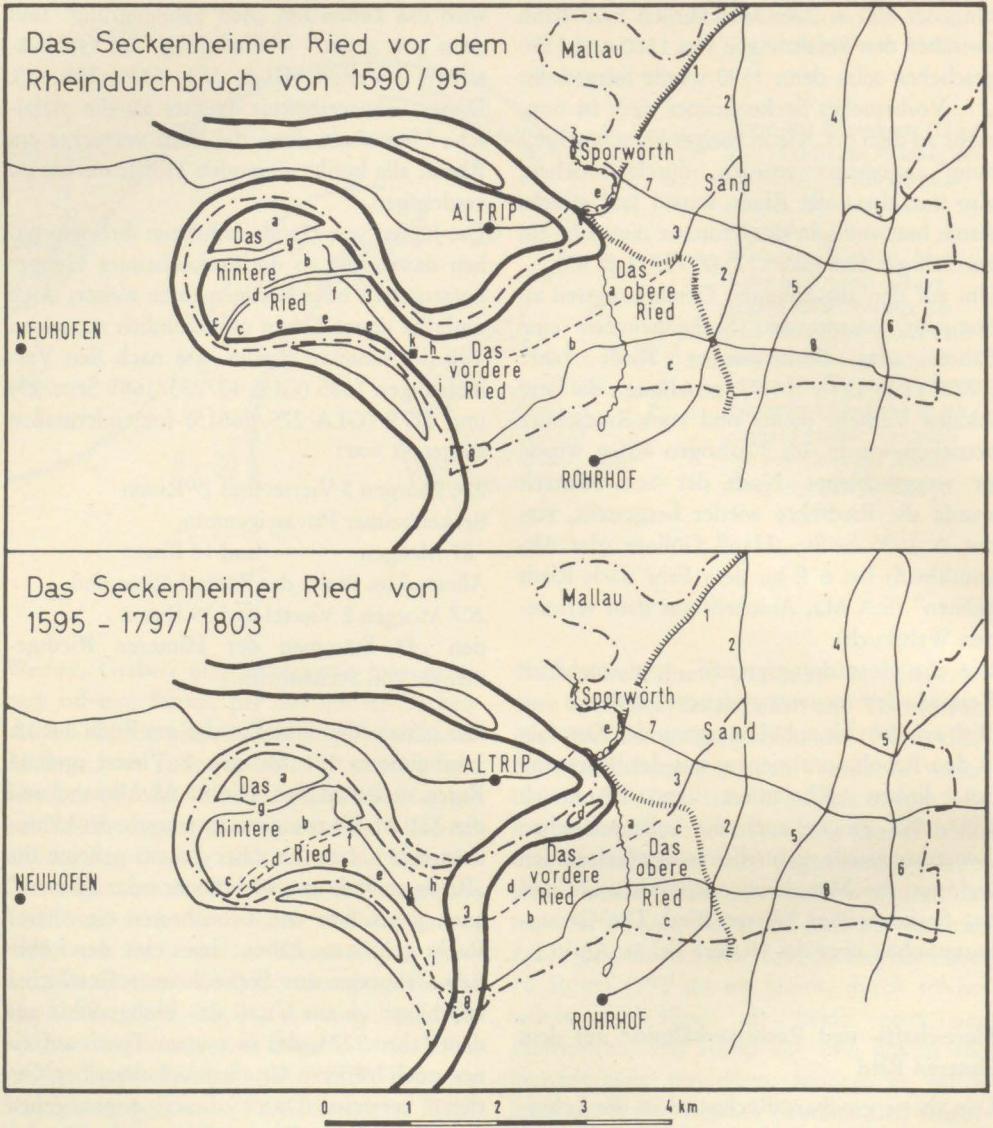
Der älteste greifbare Rechtstitel ist die Lehnherrschaft des Bischofs von Speyer über das hintere Ried, die wahrscheinlich vom König als dem Herrn des Rheines stammte. Die Bischöfe verlehnten das Ried an den Adel, seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert an die Junker von Handschuhsheim. In 22 Belehnungs-urkunden, die aus den Jahren 1405 bis 1589 (GLA 183 und 184) erhalten sind, wird den Herren von Handschuhsheim die niedere Gerichtsbarkeit über das hintere Ried verlehnt und das Recht auf Gült und Fischfang. 1479

wird das Lehen um „den Salmengrund“ und „den golt grunt“ — Lachsfang und Goldwäscherei erweitert (GLA, 183, 1479, Feb. 2.). Dieses Lehnsverhältnis ist älter als die pfälzische Herrschaft, denn die Pfalz versuchte am Rhein, alle konkurrierenden Hoheitsrechte zu verdrängen.

Die Junker von Handschuhsheim ihrerseits gaben das Lehen an die Seckenheimer Hubgenossenschaft oder Riedgemeinde weiter; doch umfaßte dieses Lehen offensichtlich nur einen Teil des hinteren Riedes, das nach den Vermessungen 1685 (GLA 43/233/1685 Sept. 29) und 1779 (GLA 229/96615) folgendermaßen aufgeteilt war:

226 Morgen 3 Viertel und 17 Ruten
Seckenheimer Privateigentum,
87 Morgen und 18 Ruten
Allmend im Besitz des Riedschützen und
207 Morgen 2 Viertel und 39 Ruten
den „48 Stämmen der Hinteren Riedt-
gemeinde von Seckenheim.“

Das ganze Ried umfaßte also am Ende des 18. Jahrhunderts 521 Morgen 2 Viertel und 34 Ruten neuen Maßes. Die 87 M Allmend und die 221 M Einzeleigentum waren von Lehnsansprüchen frei. Darüber hinaus scheint die „Riedgemeinde der 48 Hübner oder Stämme“ auch gegenüber den Lehnsherren ein älteres Recht gehabt zu haben; denn eine der frühesten Urkunden zur Seckenheimer Geschichte überhaupt ist ein Urteil des Hubgerichts aus dem Jahre 1274, das in seinem Tenor auf einen noch früheren Urteilsspruch desselben Gerichts verweist. Durch diesen angezogenen Spruch hatte das Kloster Schönau Ländereien im Bereich des hinteren Riedes und damit unter der Gerichtsbarkeit des Hubgerichts, die ihm offenkundig lästig war, gegen Wiesen im vorderen Ried getauscht. Recht sprachen die „mansionarii in Sickenheim — die Hubgenossen in Seckenheim“ unter dem Vorsitz ihres Schultheißen Diemar. Ein Lehnsherr war entgegen den Vorschriften des 200 Jahre jüngeren Weistums von 1481 damals nicht beteiligt. Offensichtlich waren also im 13. Jahrhundert



Karten des alten und neuen Zustandes

noch viele ältere gemeindliche und genossenschaftliche Rechtsverhältnisse von der Feudalisierung frei. Auf diese wichtige und bisher zu wenig beachtete Tatsache (vgl. auch die Forschungen von Blickle) verweist auch das auffällige Vorgehen der Pfalzgrafen, die sich bei

ihrer territorialen Ausbreitung im unteren Neckarraum gerade im 13. Jahrhundert in erster Linie der dörflichen Amtsträger wie Schultheissen und Gerichte bedienen. Diese erscheinen als Partner und Zeugen von Rechtsgeschäften. Weitere Hinweise auf das hohe Al-

ter, ja die Ursprünglichkeit der Seckenheimer Riedgemeinde liegen einmal in der Bezeichnung „die Seckenheimer“ wenn von der Riedgemeinde die Rede ist, und zum anderen im Datum des Richtspruchs: das Hubgericht tagte damals am St. Veitstag, dem 15. 6. 1274; Nach dem Weistum von 1481 hatte das Gericht alljährlich am Mittwoch nach Pfingsten zu tagen. Schließlich zeigt sich die Schwäche der Lehnherrschaft über das Seckenheimer Ried auch darin, daß nach dem Aussterben der Handschuhsheimer im Jahre 1599 keine Belehnung mehr durch den Speyerer Bischof stattfand. Die Riedgemeinde zahlte lediglich „alljährlich auf St. Lucastag (18. Oktober) einen gewissen grundtziß“ (GLA 229/56570) an den Bischof von Speyer, der 1620 20 Pfennige betrug, wobei allerdings unklar ist, ob jeder der 48 Hübner diesen Betrag zahlte oder die Riedgemeinde insgesamt (GLA 66/7975).

Die Hubgenossenschaft selbst wurde ursprünglich von Hübner gebildet, die jeweils einem Los oder Stamm entsprachen. Später konnte ein Stamm von mehreren Personen oder mehrere Lose von einer Person gehalten werden. An der Spitze der Riedgemeinde stand der Riedschultheiß oder -bürgermeister, der die Lose vergab und dem Hubgericht vorsah. Die Polizei- und Aufsichtsgewalt hatte der Riedschütz, der auf dem Ried im Riedhof — heute der „alte Riedhof“ auf Altriper Gemarkung — wohnte und dem neben seinem Los in der Riedgemeinde die 87 Morgen Allmende zustanden. Riedschultheiß und Riedschütz hatten auch Aufsichts- und Weisungsbefugnis gegenüber den privaten Grundbesitzern auf dem hinteren Ried, so daß man geradezu von einer Gemeinde in der Gemeinde sprechen kann. Zwei Listen der 48 Stämme sind erhalten; die ältere stammt aus dem Jahre 1705, die jüngere von 1786 (STA Ma Nachlaß Wolber). Zwischen 1705 und 1786 sind nur fünf Lose in derselben Familie geblieben, nämlich die Nummern 4, 5, 17, 19 und 44.

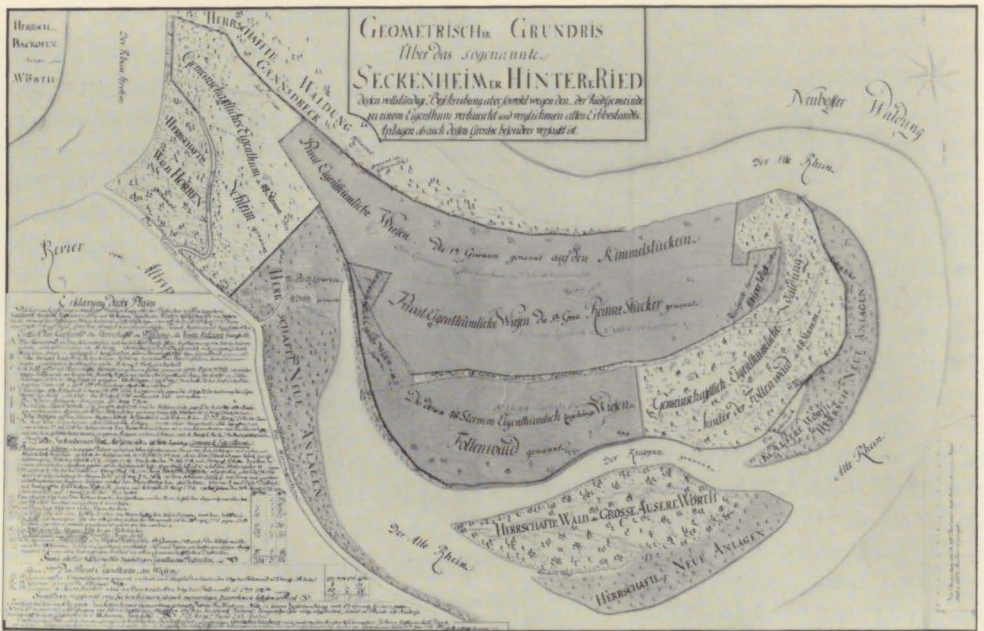
Das Hubweistum vom 12. Mai 1481

Dieses Weistum ist 1979 von Karl Kollnig in „Die Weistümer der Kirchheimer Zent“ unter der Nummer 202 auf Seite 233 abgedruckt worden. Diese textkritische Ausgabe beruht auf drei erhaltenen Abschriften des Weistums, die in den Seckenheimer Ortsakten des Generallandesarchivs vorliegen. Die älteste Abschrift stammt aus dem Jahre 1627 (229/22495). In ihr ist die altertümliche Sprachgestalt des 15. Jahrhunderts an einigen Stellen verderbt, wie ein Vergleich mit dem im Original erhaltenen Edinger Hubweistum von 1484 ergibt. Dieses Edinger Weistum gibt auch inhaltlich ergänzenden Einblick (Kollnig, a. a. O. Nr. 34, S. 55ff.).

1) Gebot und Verbot

[1.] Eß weißet der hübner zue Seckhenheim uff der Grüben die junkern von Hendtschüßheim faute und herren mit gebott und verbott in dem Seckhenheimer Riedt. Und waß da gefrevelt würd, das haben die junkern zu straffen ohne totschläg, die gehören unserem gnädigsten churfürsten und herren zu.

Die Weisung (Rechtsspruch) des Hubgerichts geschieht „auf der Grube zu Seckhenheim“. Damit ist der tiefliegende Anger — die heutigen „Planken“ gemeint, die ursprünglich einen alten Neckararm darstellen, was ihre ungewöhnliche Breite erklärt. In diesem trockengefallenen Flußarm stand auch das „Spielhaus“ (1463), das spätere Rathaus, wahrscheinlich ein Fachwerkbau mit offenem Untergeschoß, zwischen den einzelnen Ortsteilen, die auf Neckarinseln lagen, z. B. der „Wörth“, der wegen seiner langgestreckten Form Hunsrück genannt wurde und noch wird. In der Arena der trockenen Grube konnte die Versammlung der 48 Hübner bequem abgehalten werden. Die immer wieder bei Hochwasser von der Schachtel her überschwemmte Grube war dadurch häufig mit Unrat gefüllt, was noch im 18. Jahrhundert beklagt wurde. Erst mit dem Bau der Chaussee Heidelberg-Mannheim, die an dieser Stelle durch Seckhenheim führte,



Riedkarte aus dem Jahre 1782 (GLA H/Seckenheim 4). Deutlich zu erkennen ist das Eigentum der 48 und die privaten Wiesen. Auch die Nutzung ist ablesbar: Wiesenland innerhalb und Arwälder außerhalb der Deiche. Die Karte ist gesüdet.

wurde die Grube endgültig trockengelegt, indem man sie mit Kies auffüllte. Der Hübner meint hier nicht einen einzelnen Hubgenossen, sondern das Hubgericht; weisen heißt Recht sprechen oder das Recht verkünden. Das Gewohnheitsrecht der Weistümer wurde jedes Jahr auf dem Hubgericht öffentlich vorgelesen und neu beschworen. Die Junker von Handschuhsheim hatten die niedere Gerichtsbarkeit „Gebot und Verbot“; sie hatten die „Frevel“ – geringere Vergehen zu bestrafen. Die Kapitalgerichtsbarkeit stand dem Landesherren zu. Dessen Bezeichnung als Kurfürst zeigt übrigens, daß das Weistum beim jährlichen Lesen modernisiert wurde; denn im 15. Jahrhundert war die gängige Bezeichnung des Pfälzer Landesherrn Herzog oder Pfalzgraf oder einfach gnädiger Herr.

2) Dingpflicht

[2.] Item es soll ein jeglicher hübner gehorsam sein ongepotten uf mitwoch nach dem h.

Pfingstag alten calenders zu sein uff der Gruben zu Seckenheim. Tut er daß nit, so hat er ein wayd verloren, daß ist fünfthalb untz fünf alb. fünf d. Daß würd dem herren des gericht. Auch der Hinweis auf den alten Kalender ist ein Zeugnis für die Modernisierung des Textes; denn die Kalenderreform durch Papst Gregor XIII. geschah im Jahre 1582, war aber von der reformierten Pfalz nicht eingeführt worden. Die Einführung erfolgte erst, nachdem die Pfalz im 30jährigen Krieg an Bayern gefallen war; nach 1650 wurde sie wieder rückgängig gemacht. Ungebotenes Erscheinen bedeutet, daß die Hübner ohne besondere Aufforderung zum Gerichtstag erscheinen müssen, auf dem alle Frevel geahndet werden, die im Lauf eines Jahres auf dem Ried vorgekommen sind. Erscheint einer nicht, dann hat er den Herren des Gerichts, den Junkern von Handschuhsheim, eine Geldstrafe von 4 1/2 Unzen (die fünfte halb) oder 5 Albus oder 5 Denare-Pfennige zu

zahlen. In diesen altertümlichen Angaben haben wir auch einen Beweis, daß die mündliche Überlieferung des Weistums über das 13. Jahrhundert hinaus reichen muß; denn eine Unze war der 8. Teil einer Kölner Mark von 220 gr ungemünztem Silber, hatte also 26 gr Bruchsilber. Das Rechnen mit ungemünztem Silber nach Gewicht herrschte in unserem Raum um 1100 vor. Der Albus oder Weiß(Silber)pfennig war eine Münze aus dem 14. Jahrhundert, als sich der Rheinische Gulden als die gemeinsame Währung der vier rheinischen Kurfürsten durchgesetzt hatte in folgender Stückelung: 1 fl = 15 Batzen = 26 alb, eine zweite häufige Stückelung des Guldens war: 1 fl = 20 Schilling/ß = 240 Denare/d(Pfennige). Es ist also leicht erkenntlich, daß 1 alb fast zehnmal soviel war wie 1 d. Dasselbe gilt für das Verhältnis Unze zu Albus. Das bedeutet, daß schon im 15. Jahrhundert eine große reale Verminderung der Abgaben eingetreten war, da man nicht umrechnete, sondern die absoluten Zahlen eingehalten wurden.

3) Wiesenzinsen

[3.] Item hat einer ein mannßmat wiesen, das zinst einen heller, zwey auch einen heller, so sie in einer hand seint, drey mannßmat zwen heller, vier mannßmat auch zwen heller. Und wer sein zinß nit gibt uff obgenannten tag bei dem claren sonnenscheinen, der hat daß graß verloren ohn der herren gnad daß jahrs. Kombt er in dem andern jahr und bringt seinen zweyfeltigen zinß vor gericht, so kombt er seinem graß und boden zu hülf. Tut er daß aber nit, so hat er daß graß aber verloren ohne der herren gnad. Kombt er an dem dritten jahr und pringt seinen dreyfeltigen zinß vor gericht, so kombt er seinem graß und boden zu hülf. Tut er daß nit, so hat er daß graß und boden miteinander verloren und würd den herren des gericht.

Der Heller war der Pfennig der Münzstätte Schwäbisch Hall und wurde ebenfalls nach Pfunden gerechnet. Die Hellerwährung war

im 15. Jahrhundert die gängigste, doch war der Wert des Hellers so gesunken, daß man ihn nur noch als die Hälfte des Pfennigs ansah. Es galt die Stückelung: 1 Pfund Heller = 20 ß hlr = 240 hlr. 1 Rheinischer Gulden entsprach also 2 Pfd hlr. Nach der Reichsmünzordnung von 1563 galt 1 Reichstaler = 1 fl = 15 Batzen = 60 Kreuzer/x = 240 d = 480 hlr. Daraus ergibt sich der geringe Wert des Wiesenzinses im 17. Jahrhundert Wiesen wurden in Mannsmahd gemessen = was ein Mann am Morgen/Tag mäht.

Eine Mannsmahd war rund 1 1/2 Morgen also rund 45 ar. Für knapp einen ha Wiesen mußte ein Heller und für 2 ha Wiesen 2 Heller Zins gezahlt werden: eine lächerliche Summe. Der Zins war am Gerichtstag bei Tageslicht fällig. Bei Zahlungsverzug verliert der Hübner sein Heu, es sei denn die Herren lassen Gnade walten. Bei dreimaligem Verzug verliert er seinen Stamm und scheidet damit aus der Hubgenossenschaft aus.

4 und 5) Erbschilling und Allmendrecht.

[4.] Welche güeter sich veranderen, der gibt ein jedweiderer erb drey schilling heller, auch welcher gelobt auch drei schilling heller, die hören zu dem hübner.

[5.] Auch wan man die almen außgeben will, so soll man keinem geben, er habe dann ein mannßmat wiesen in der allmen und habe ein jahr zu Seckhenheim rauch gehalten. Item geben sie keinem priester oder wittib nichts in der allmen.

Zuerst ist hier die Veränderung der Güter durch Todesfall gemeint: Jeder Erbe hat drei Schilling Heller: 3 ß hlr = 36 hlr für den Stamm zu zahlen. Das gilt auch für anderweitig neu Eintretende, die beim Eintritt ein Gelöbnis zu leisten haben. Die Hubanteile können sowohl vererbt, als auch verkauft und gekauft werden. Der Eintrittsschilling fällt dem Hubgericht zu. Die Allmendgüter im hinteren Ried, die im Umfang von 87 Morgen in späterer Zeit dem Riedschützen zustanden, konnten damals nur Seckenhei-

mer Bürger (Rauch halten heißt einen Haushalt führen) erhalten, wenn sie schon mindestens eine Mannsmahd Wiesen in der Riedallmend hatten. Das zeigt, daß die Riedgemeinde die Oberhoheit über das ganze Ried hatte. Priester, das heißt der Pfarrer und die Frühmesser, dürfen über ihre Pfründen hinaus keine weiteren Allmendgüter bewirtschaften, ebensowenig Witwen über ihren privaten Besitz hinaus.

6) *Fischfang*

[6.] Item weiset der hübner die obgenante junkern, daß die recht haben in der fischerey und salmengrund. Item hat der allmender recht, uff den salmengrund zu fahren und zu fischen von dem Pffingstabend an biß uff den Pffingstag zu mitag. Und sollen die salmenzieger darzu helfen und ihre garnen und zueg darzu leyhen.

Auch das Fischereirecht auf dem Rhein war hierarchisch gegliedert. Die Störe als die wertvollsten Fische standen ausnahmslos dem Pfalzgrafen als dem „Herrn des Rheines“ zu, ebenso ein Großteil der Salmen oder Lachse. Dieser wertvolle Fisch, der den Rhein Jahr für Jahr sehr zahlreich zum Laichen aufsuchte, fand sich zu Hunderten an flachen, mit Sand- und Kiesbänken besetzten Gleithängen der Rheinschlingen ein, um dort im sonnedurchwärmten, glasklaren, ruhigen Wasser abzulaichen. Das Seckenheimer Ried auf der Innenseite einer großen Rheinschlinge hatte einen kilometerlangen Salmengrund. Das Recht, hier Lachse zu fischen, stand den Junkern erst seit der Belehnung von 1479 zu. Der Fang der einfacheren Fische war den Fischerzünften von Altrip und Mannheim verpachtet, die ihre Fänge vermarkteten. Die Junker von Handschuhsheim nahmen dieses wertvollste und einträglichste

Recht auf dem hinteren Ried — denn von der Viehzucht der Hubgenossen hatten sie ja nur minimale Erträge — durch einen oder mehrere Fischer, die Salmenzieher, wahr, die in der Saison auf dem Ried in der „Salmenhütte“ (auch ein Flurname) lebten, in der die Fische hauptsächlich geräuchert wurden. Das ältere Recht der Riedgemeinde — der Allmender — kommt darin zum Ausdruck, daß sie in der Laichsaison eine Nacht und einen halben Tag (von Pffingstabend bis Pffingstmitag) fischen dürfen und die junkerlichen Salmenzieher ihnen dazu „Zeug und Garn“ — Boote und Netze leihen müssen. Im Edinger Ried ist das Fischereirecht der Hübner in der Weise begrenzt, daß sie so viele Fische fangen dürfen, wie sie mit ihrem Gesinde und ein bis zwei geladenen Nachbarn bei einem Mahl verzehren können, aber nur dann, wenn das Rheinhochwasser ihre Wiesen überschwemmt.

7) *Der Riedschütz und seine Rechte*

[7.] Item weißet der hübner, daß die herren des gerichtes mögen die schützen in daß obgenant Ried mit wissen und willen des hübners und der hübner, auch mit wissen und willen der junkern dinge. Und ist der schützen lohn von einem außmann von einem jeden pferd ein heller, so oft er auß dem Riedt fährt. Und die schützen sollen den weg alß gut halten von den legerstatt an biß an den Rhein. Füget einem, der darauß fährt, der mag sein gabel in den wagen stoßen. Und geschehe einem schaden des weg es halber, den schaden sollen die schützen auszurichten schuldig sein dem, so der schaden weg es halber widerfährt.

Die Junker von Handschuhsheim und der Riedschultheiß als das Hubgericht stellen

Luftaufnahme des hinteren Riedes, heute Altripser Gemarkung. Immer noch sind der Rheinlauf (Neuhofener Altrhein), die ehemalige Insel Eiserwerth (Äußerer Wörth von Seckenheim aus gesehen), der Krappen und die Längsteilung des Riedes durch die große Keble zwischen der Riedgemeinde und den privaten Grundstücken zu erkennen. (Foto v. Albrecht Brugger, Freigabe: Innenministerium BW Nr. 2/27652, aus Altrip, Porträt eines Dorfes, 1970, S. 253).



den Schützen an, und zwar gleichberechtigt, so daß keiner ohne den anderen rechtsgültig handeln kann. Ein Ausmann ist ein Grundbesitzer, der nicht zur Riedgemeinde gehörte, aber auf dem hinteren Ried Grundstücke hatte. Da die Hälfte des Riedes in Privatbesitz war, gab es nicht wenige Ausleute, wodurch der Riedschütz nicht unbeträchtliche Einnahmen hatte. Von diesen Gebühren mußte er den Hauptweg von seiner „Legerstatt“ = Schlafstelle = Riedhof am Anfang des hinteren Riedes bis zum Rhein unterhalten (vgl. Abbildung 2 und 3 Nr. 3). Der Wegbenutzer darf seinen Heuwagen voll laden = Gabel in den Wagen stoßen, weil nichts mehr darauf geht. Erleidet er Schaden wegen Schlaglöchern oder sonstigen Wegeschäden, dann muß der Schütz für den Schaden aufkommen und darf nicht sagen; hättest du nicht voll geladen, dann wäre der Wagen nicht gekippt oder die Achse gebrochen.

8 und 9) Brückenbau und -unterhaltung, Pflege der Gräben

[8.] Item weißet der hübner, were es not oder will man es haben, so sollen der brücken drei sein. Und die mittelste bruck solle sein zwölf schuhe weit zwischen den bändriemen und außwendig den bändriemen uff jeglicher seiten zwen schuhe, daß ist zusammen sechzehn schuhe, und die andere zwo brücken soll jegliche acht schuhe weit sein zwischen den bandriemen und außwendig den bendriemen uff jeglicher seiten zwen schuhe, das ist zusammen zwölf schuhe. Und sollen die Herren von Schönau die brücken alle drey im bau halten. Und wenn sie holz darzu fuhren, sollen die schützen ihnen das helfen laden, ob sie das begehren und ihnen darzu ruffent. Darumb haben sie von Schönau, daß ihre hoffleut frey auß und in daß obgenant Riedt fahren des schützenlohnß halber.

[9.] Item sollen die herren von Schönau den obern graben halten und die schützen den ndern.

Der Hauptweg ins hintere Ried führte über

drei Gräben oder Wasserarme, von denen der Mühlgraben und die Kehle namentlich überliefert sind. Die Brücken über die Gräben mußten von den Mönchen des Klosters Schönau errichtet und unterhalten werden. Das Kloster, nach der Reformation die Pflege Schönau, war Eigentümer des großen Hofgutes Rohrhof und besaß umfangreichen Grundbesitz im vorderen und oberen Ried sowie im Seckenheimer Wald: Flurname „Münchwälder“. Wie oben bemerkt, hatte das Kloster vor 1274 auch Grundeigentum im hinteren Ried. Von diesem ehemaligen und dem aktuellen Grundbesitz her rührte die Baupflicht des Klosters an den Brücken. Die Breite der Brücken war festgelegt und durch Seile (bändriemen) markiert, so daß die Baupflichtigen sich nicht durch Fußstege aus der Pflicht stehlen konnten. Die Riedschützen waren verpflichtet, bei der Bauholzzufuhr zu den Brücken zu helfen, wenn ihre Hilfe angefordert wurde. Das Holz kam aus den Auwäldern auf dem Eiserwörth. Dafür sind die Hofleute = Pächter des Klostergutes Rohrhof, gebührenfrei, wenn sie aus dem Ried ausfahren. Die Unterhaltung der Gräben war auf die Riedgemeinde und das Kloster Schönau aufgeteilt. Darunter verstand man das Freihalten der Gräben von Bewuchs und Verschlammung, damit das Wasser abfließen konnte und die Wiesen nicht versauerten; diese Arbeit war Sache des genannten Seegräbers.

10) Mißbrauch des Weiderechts

[10] Item wiessen sie, daß die einung seye ein anlauf bey tag zwen schilling heller, ein mutwillig zehn schilling heller [bei nacht fünfzehn schilling heller]. Und soll man die pfand gehn Seckhenheim treiben. Und funden die herren des gerichtts oder ihre knecht etwaß zu schaden gehen, dieselbe pfand sollen sie auch gehn Seckhenheim treiben und die vertrinken mit dem allmender vor die obgelmelte einung und nit höher und sonst nirgend anderst.

Einung bedeutet Vertrag oder Regelung; ein Anlauf ist das Überschreiten der Weidegrenzen durch das Vieh. Dieser Weidemißbrauch ist ein Frevel, der mit 2 ß oder 24 hlr geahndet wird, wenn er bei Tag vorkommt, mit 10 ß oder 120 hlr, wenn er mit Absicht geschehen ist, und mit 15 ß oder 180 hlr, wenn er bei Nacht entdeckt wird; denn dann nimmt man an, daß besondere Absicht dahintersteckt. Das Vieh wird als Pfand einbehalten und nach Seckenheim getrieben. Diese Mühe wird dem Gericht und seinen Knechten mit einem Trinkgeld vergütet, das jedoch die Höhe der Strafe nicht übersteigen darf.

11) Nutzungsanteil am Ried im Hinblick auf die Verköstigung am Gerichtstag.

[11.] Item würd etwaß in dem obgenannten Riedt außzugeben, wann dann die herren deß gerichts ein teil nemmen, so seint die andere teil alle gleich frey, die uff daß mal außgeben werden. Nemmen sie aber kein teil, so gibt jeglich teil alß andere güter im Ried, wie obgeschrieben stehet, von den zinßen. Solches stehet zu der herren willen. Und die teylung gehört, wer seßhaft zu Seckenheim. Und soll daß geschehen mit der obgenannten herren wissen und willen.

Diese Stelle ist wohl verderbt; es hilft auch hier ein Blick auf das Edinger Weistum. Etwas ausgeben heißt wie heute auch noch, jemanden mit Speis und Trank freihalten. Gemeint ist damit die Sitte, am Gerichtstag die fällige Verköstigung gemeinsam einzunehmen. Wenn die Junker teilnehmen, sind alle Stämme von ihnen freizuhalten; nehmen sie nicht teil, werden die Kosten nach Maßgabe der Zinsen, die ein jeder Stamm zahlt, auf alle umgelegt. Die Junker können darüber befinden, wie jedesmal zu verfahren ist. Teilnehmen darf, wer in Seckenheim wohnt.

12) Weiderecht für die Pferde während des Heuladens.

[12.] Und wer in die allmend fährt heu holen, hat er sechs pferd, der mag vier außsto-

sen und lassen weyden. Hat er vier pferd, der mag zwey außstosen und soll vor sich laden ungeferlich. Und wenn er kompt zu dem hintersten haufen, den er auf daßmal laden will, soll er die pferd alle wieder einspannen /:Ist vor etlich jahren dieser böser gebrauch von dem schultheissen und ganzen hübner abgestellt worden, das keiner mehr fug und macht hat, sein pferd außzustosen oder solle sie an den wagen oder einen baum anbinden, damit keinem ander schaden geschehe:/ und hinwegfahren.

Wenn einer mit zwei oder drei Gespannen (Wagen) ins Heu fährt, darf er ein oder zwei Gespanne abwechselnd weiden lassen, während er jeweils einen Wagen belädt, und zwar bis zum letzten Heuhaufen, den er noch laden kann. Dann soll er die Pferde wieder einspannen und nach Seckenheim fahren. Diese ältere Regelung ist als „böser gebrauch“ vom Hubgericht abgestellt worden: nunmehr müssen die Pferde eingespannt bleiben oder an einen Baum gebunden werden, damit keinem geschadet werde.

13) Wiesennutzung

[13.] Und were es, das jemants ein wiesen wolt fegen oder räumen, der ein außmann were, der soll sein hecken vor zusammenbinden, das er niemands kein schaden tue, er habe es dann mit laub der herren des gerichts oder ihres schultheissen in vorgemeltem gericht. Wolte aber jemants seine wiesen etzen in dem obgenannten Ried, der solle das tun ohne ander leut schaden. Auch hat niemants kein recht, sein viehe darein zu treiben, er sey dann zu Seckenheim gesessen. Auch so hat kein außmarker recht, darin zu holzen. Auch soll man raumen zu St. Geörgentag und vor St. Michelstag niemants darein fahren mit dem viehe zu etzen, dan wie obgeschrieben stehet, so einer heu holt.

Dieser Abschnitt enthält einige widersprüchliche, also wohl verderbte Stellen. „Vegen und räumen“ heißt reinigen oder in Ordnung

bringen, auch Äcker im Herbst abräumen. Die einzelnen Wiesenlose waren mit Hecken eingezäunt; wenn nun ein Ausmann (hier einer, der Privatbesitz auf dem hinteren Ried hat) seine Wiesenhecke abräumt: Weiden- und Haseltriebe zum Korbflechten erntet oder sie gar ausrodet, dann muß er so verfahren, daß er dem Nachbarn nicht schadet, indem er die Gerten oder die ganzen gerodeten Sträucher sorgfältig zusammenbindet, es sei denn, daß ihm das vom Hubgericht erlassen wird. Wenn jemand seine Wiesen in Weiden umwandeln (etzen) will, dann kann er das tun, ohne anderen zu schaden, daß heißt, er muß darauf sehen, daß sein Vieh auf seiner Weide bleibt. Aber nur Seckenheimer dürfen das tun. Ebenso darf kein Ausmärker Holz aus den Auwäldern des Riedes holen. Der letzte Satz gibt keinen Sinn: denn es heißt, man solle räumen (Holz schlagen oder Gerten schneiden) zum 23. April (St. Georgstag) und nicht vor St. Michaelstag (29. 9.) das Vieh weiden lassen. Es muß wohl umgekehrt sein; denn die Weidezeit ist im Sommer von Ende April bis Ende September und die Zeit zu holzen ist im Winterhalbjahr.

14) Zins und Schlußformel

[14.] Item weißet der hübner, daß der zins noch also groß in der vordere Auw alß im Ried der hindern Auw. Dessen zu wahrer urkund so seint dieser weyßtum gleichlautend auß dem alter den zwölften May im jahr deß herren der weniger zahl achtzig und einß geschriebenem weißtum durch mich entsbemelten notarium publicum et renovatorem zwey neue geschrieben und außeinander geschnitten, den herren des gerichtß daß eine und das ander den hubern behändigt worden. Geschehen, den 24. May im sechzehnhundert sieben und zwanzigsten jahr.

Fürstlich Speyr. renovator am Bruhrein anno 1627

Nicolaus Noldt Notar: pub. subsc.

Der Zins im vorderen und im hinteren Ried ist gleich. Der fürstbischöflich speyerische

Renovator (Katasterbeamter) im Bruhrein (Gebiet um Bruchsal) Nicolaus Noldt bezeugte, daß er am 24. Mai 1627 zwei Abschriften auf ein Blatt gefertigt hat. Diese beiden Abschriften wurden in einem gezackten Schnitt getrennt, ein Exemplar verblieb bei der Riedgemeinde, das hier vorliegende, das andere nahm der speyerische Beamte für den Lehnsherren, den Bischof von Speyer, mit. In Streitfragen bei der Auslegung mußten beide Parteien ihr Exemplar mitbringen und an der gezackten Schnittstelle zusammenhalten, damit man erkannte, daß kein falsches Exemplar untergeschoben worden war.

Schlußbemerkung

Wie aus der Analyse des Weistums von 1481 erkenntlich ist, handelte es sich im hinteren Ried ausschließlich um Wiesen- und Weideland, das von der Riedgemeinde der 48 Stämme und den Privatbesitzern zur Viehzucht benutzt wurde. Neben dem Grünland des hinteren Riedes gab es auch sonst auf der Gemarkung große Weideflächen, wie auch die Flurnamen erweisen: das vordere und obere Ried, die Mallau und das Niederfeld. Die Wiesen des hinteren Riedes waren besonders wertvoll deswegen, weil sie durch Deiche vor dem Hochwasser des Rheines geschützt waren, während zum Beispiel vom vorderen Ried mehrmals berichtet wird, daß seine Wiesen überschwemmt gewesen seien (66/6560). Wenn man zu diesem Befund noch hinzunimmt, daß auf dem großen Hofgut des Pfalzgrafen in Seckenheim Jahr für Jahr 50 Ochsen für die Küche des Heidelberger Schlosses gemästet wurden (das Heu dazu kam unter anderem aus dem Herzogenried) (229/96436), daß es auf der Gemarkung zwei Schafherden gab, die des Dorfschäfers und die des Herrenschafters (u. a. Kollnig, a. a. O. Nr. 204), und in Seckenheim 1620 bei 130 Hausgesäßen = Haushaltsvorständen und Steuerzahlern rund 250 Pferde gezählt wurden (229/96436), dann zeigt das,

welch großen Umfang die Grünlandwirtschaft in den früheren Jahrhunderten hatte. Es sprengt den Rahmen dieses Beitrages, die Geschichte des hinteren Riedes vom Rheindurchbruch von 1590 bis in das 19. Jahrhundert hinein zu verfolgen. Statt dessen sollen hier zwei Abbildungen für sich sprechen.

Quellen und Literatur

GLA Karlsruhe: Urkunden 183, 184; 43/233/1685—Sept—29. Beraine 66/6560—7975 Akten 77/7711—12—13; 229/96 436—495—570—615. Kollnig, Karl, Die Weistümer der Kirchheimer Zent, in: Badische Weistümer und Dorfordnungen, Band 3, 1979.
Die Stadt- und Landkreise Heidelberg und Mannheim, amtliche Kreisbeschreibung, Band I und III, 1966 und 1970.
Altrip, Porträt eines Dorfes, Gde. Altrip, 1970.
Probst, Hansjörg, Seckenheim — Geschichte eines Kurpfälzer Dorfes, 1981.

Legende zu Abbildung 2 und 3

Wege

- 1 Altripper Weg (Kloppenheimer Str./Wachenburgstr.) und Altripper Fahr
- 2 Pfaffenweg — Hallenweg nach Rohrbhof
- 3 Riedweg/Hewweg — Seckenheimer Riedfahr
- 4 Holzweg
- 5 Straße von Ladenburg nach Speyer — alte Speyerer Straß
- 6 Heckweg — Weg nach Schwetzingen
- 7 Alte Heidelberger Straß — Heerstraße
- 8 Edinger Riedweg — Edinger Kleinried — Sandrain

Flurnamen des hinteren Riedes

- a — Äußerer Wörth
- b — Füllenweide
- c — Hoher Hamm, Hochacker
- d — Große Kehle
- e — Kimmelstücker
- f — Rheinstücker
- g — Krappen
- h — Schleim
- i — Horren
- k — Riedhof (Wohnung des Riedschützen)

Flurnamen des vorderen und oberen Riedes

- a — Mühlgraben
- b — Riedwiesen
- c — Dürre Wiese, Wasengeding
- d — Backofen, Backofenwörth
- e — Geheugraben

Aussagen — Pfade in die Vergangenheit der Gemeinde Plankstadt

Eugen Pfaff, Plankstadt

Archivierte Vernehmungsniederschriften konfrontieren uns oft mit nur vage bekannten Einzelheiten aus der Geschichte eines Gemeinwesens, die sich aber im Verein mit dem heutigen Wissen zu einem lebendigen Geschehen runden. Ist ein solches Protokoll dann noch über 300 Jahre alt, können die festgehaltenen Aussagen von Ortsbürgern und sonstigen Personen zur wertvollen lokal- und regionalgeschichtlichen Quelle werden.

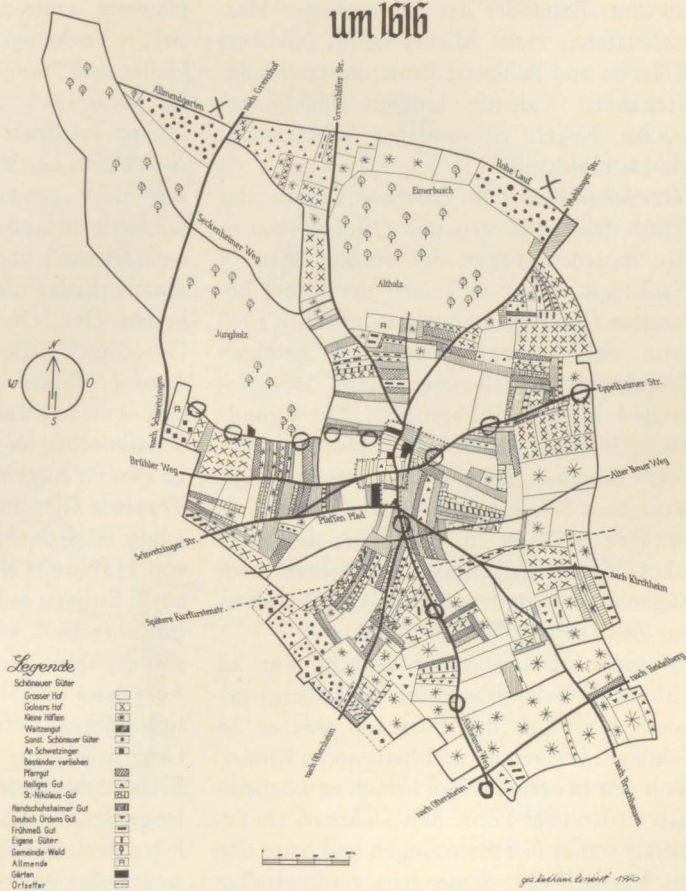
Angesprochen ist ein Protokoll aus dem Jahre 1682¹⁾, das mit Aufzeichnungen vom 28. Juli in Plankstadt selbst beginnt und über mehrere Sitzungstage in Heidelberg berichtet. Anlaß dieses umfangreichen Verhörs war ein fast banales Geschehen, eine Schlägerei. Es stand aber auch ein altes, fundamentales Dorfrecht Pate. Die Plankstädter fühlten sich nämlich durch das Vorgehen der Herrenschäfer und ein drohendes Waldweideverbot in ihrer Viehhaltung eingeengt und damit in ihrer Lebensgrundlage wesentlich beschnitten.

Am Mittwoch, dem 26. Juli 1682 fuhr der Plankstädter Wirt Hans Jakob Weber nach Rohrbach, um Wein zu kaufen. Nachmittags ging er auf sein Gerstenfeld. Sein Sohn hatte die Gerste „zusammengezogen“ und der Wirt wollte sie zu Garben binden. Er traf den Schafknecht der Schwetzinger *Herrenschäferei*, Friedrich Marx, auf der sogenannten *Bannweide* an. Der Wirt war sehr erbost und ließ in seinen Worten den Ärger der gesamten Bevölkerung laut werden. Er schrie den Schafknecht an: „Du Flegel, warumb treibstu die Schaafe auf meine Gersten, siehestu nicht die *Zeichen*, wie es *abgestecket* ist, Du

Schelm und Dieb, Du begehest ja die arme Leuth mit Muthwillen zu verderben.“ Der Schafknecht antwortete im Beisein des Schafjungen, er sei auf Geheiß seiner Herren hier. Daraufhin nannte Weber auch sie Schelme und Diebe und ging drohend auf den Schafknecht zu. Er stieß ihn an die Brust und wollte mit dem Bindnagel, ein Gerät zum Getreidebinden, nach ihm schlagen. Der Schäfer hat nach eigener Aussage ihm mit dem Schafstecken auf den Kopf geschlagen und als der Wirt nicht abließ „... und Ihm umb seiner ledig zu werden abermahlen mit dem Schafstecken einen Streich auf den Kopf und noch 2 alß einen auf den Arm und den anderen auf das Bein gegeben...“. Das ist ein Teil seiner Aussage bei der Vernehmung, die einen kleinen Schimmer auf seine gesellschaftliche Stellung wirft: „Wie Er sich das alß Ein vorgebend armer Knecht hatte so frefentlich gelüsten lassen dörfen... Hans Jakob Weber, Gemeindsmann... mit seinen in Händen habenden Schafstecken so übel zu tractieren...“. Der Gutachter machte am 14. August 1682 den bemerkenswerten Vorschlag, daß die Strafe für den Schafsknecht „am Leibe mit Gefängnuß oder Arbeitshauß stehen solte“. Der Wirt hatte offenbar eine Menge Schläge einstecken müssen, denn er schrie lauthals. Sein Geschrei hörte der Gerichtsmann Hans Jakob Schlampp, der mit seinem Sohn auf einem benachbarten Feld arbeitete und Weber mit der Gabel zu Hilfe kam, weil ihn der Schäfer „... ohne Zweifel gar Todt geschlagen haben würde...“. Schlampp ergriff den Schafknecht und führte ihn in das Dorf, wo er arretiert wurde. Das Plankstädter Rathaus wird im Jahre 1616

Lage der Plankstädter Güter um 1616

Die Pläne wurden vom Verfasser aufgrund des Kartenmaterials beim Generallandesarchiv (66/6609), der Güterrenovationen und Lagerbücher (GA B 82—99), der Schatzungs- und Steuerbücher (GA B 100—106) und der Grundbücher (GA B 107—133) erarbeitet. Die Ergebnisse wurden mit neueren Gemarkungsplänen und Grenzsteinfunden auf der Feldgemarkung und im Ortsetter auf ihre Richtigkeit überprüft. Auf der gesamten Gemarkung sind bis auf wenige Ausnahmen die alten, um 1570 gültigen Grenzen noch heute in weiteren Zusammenhängen zu erkennen.



1) Auf der Gemarkungskarte nach den Verhältnissen von 1616 sind die Grenzen der drei Felder mit nachträglich angefügten größeren Ringen markiert. Die Grundstücke „so etwa Egerten gewest“ wurden mit X gekennzeichnet.

Legende

Schönauer Güter	□
Großer Hof	□
Goleiners Hof	□
Neuer Hof	□
Waltzengut	□
Sonst. Schönauer Güter	□
Alt Schwetzingen	□
Besitzer verfallen	□
Pflanzgut	□
Heiliges Gut	□
St. Nikolaus-Gut	□
Hendrichsholmer Gut	□
Deubach, Urdens Gut	□
Frühholz Gut	□
Eigene Güter	□
Gemeinde-Wald	□
Allmende	□
Gärten	□
Ortsetter	□

erstmalig genannt²⁾, bestand aber zweifelsohne schon lange Zeit vorher. Es lag vor der heutigen evangelischen Ortskirche und ragte in den Straßenraum hinein³⁾. Die Grundfläche des alten Rathauses ist noch heute auf amtlichen Lageplänen erkennbar. Es beherbergte im Erdgeschoß die Dorfschmiede, eine Aufbewahrungsmöglichkeit für Brandlöschgeräte und den Ortsarrest, den „gehorsam“, wie es im damaligen Sprachgebrauch hieß. Hier sperrte man also den Schafknecht Friedrich Marx bis zum Verhandlungsbeginn

am 28. Juli 1682 ein. Der Schultheiß Valentin Treiber schickte einige Männer auf das Feld, um die Schafherde ebenfalls ins Dorf zu bringen.

Menschen in dieser „Geschichte“

Nun sind wir also bereits einigen Menschen begegnet und es ist ganz natürlich, daß wir sie und weitere doch etwas näher kennen lernen wollen. Das soll sich aber im wesentlichen auf die für die Plankstädter Familienge-

schichte interessanten Personen beziehen. Es seien darüber hinaus noch folgende Namen erwähnt: Beständer der Schwetzingen Herrenschäferei: Hans Michel Groß, Nikolaus Willersin und Balthasar Ernst; Beständer des Grenzhofs: Valentin Linßler; Schafjunge: Bastian Kegel; ein anderer Schafknecht: Mathis Hofmann.

Hans Jakob Weber. Im Protokoll wird er „der Würth des Orths“ genannt. Offenbar war er also in jenen Tagen der einzige Wirt in Plankstadt. Er ist in keinen der bisher bekannten Unterlagen erwähnt. Im Jahre 1570 hatte ein Andreas Weber die heutigen Grundstücke Eppelheimer Straße 5/Scipiostraße 1 bis 5 in Erbbestand⁴⁾. Die Grundstücke bildeten damals *einen* Hof. Erst für 1743 ist eine Teilung nachweisbar. Das Wohnhaus Scipiostraße 1 gehört heute Philipp Weber. Ob er ein Nachfahre des Hans Jakob Weber ist, läßt sich mit Sicherheit im Augenblick nicht feststellen. Am Ort leben zur Zeit etwa 60 Namensträger.

Friedrich Marx. Der Schafknecht war zu Hilsbach (Waldhilsbach bei Heidelberg) geboren. Zur Zeit des Prozesses war er 35 Jahre alt, verheiratet und hatte sechs Kinder. Von den Herrenschäfern bekam er wöchentlich 45 Kreuzer Lohn. Seit Lichtmeß (2. Februar) war er in Schwetzingen und hatte sich bis Michaeli (29. September) verdingt. Ihm wurde außerdem vorgeworfen, als er in Hilsbach bei seinem Vater als Schafknecht tätig war, zwölf Schafe gestohlen zu haben und mit ihnen „durchgegangen“ zu sein. Das verneinte er. Es sei „ein ander Kerl“ gewesen, der aus Kirchhausen (bei Heilbronn?) stammte und Marx' Vater die Schafe um 28 Gulden verkauft habe, ohne zu sagen, daß sie gestohlen gewesen seien. Der Amtschreiber erinnerte in diesem Zusammenhang, „daß Deponent wie Er zu Hilsbach examinieret werden sollen damahlen durchgegangen, sein Weib und Kinder sitzen lassen, alßo daß Er viele Unmutzhändel Vor dießem angestellet...“. Auch Theobald Seitz aus Schwetzingen bezeichnete den Schafknecht

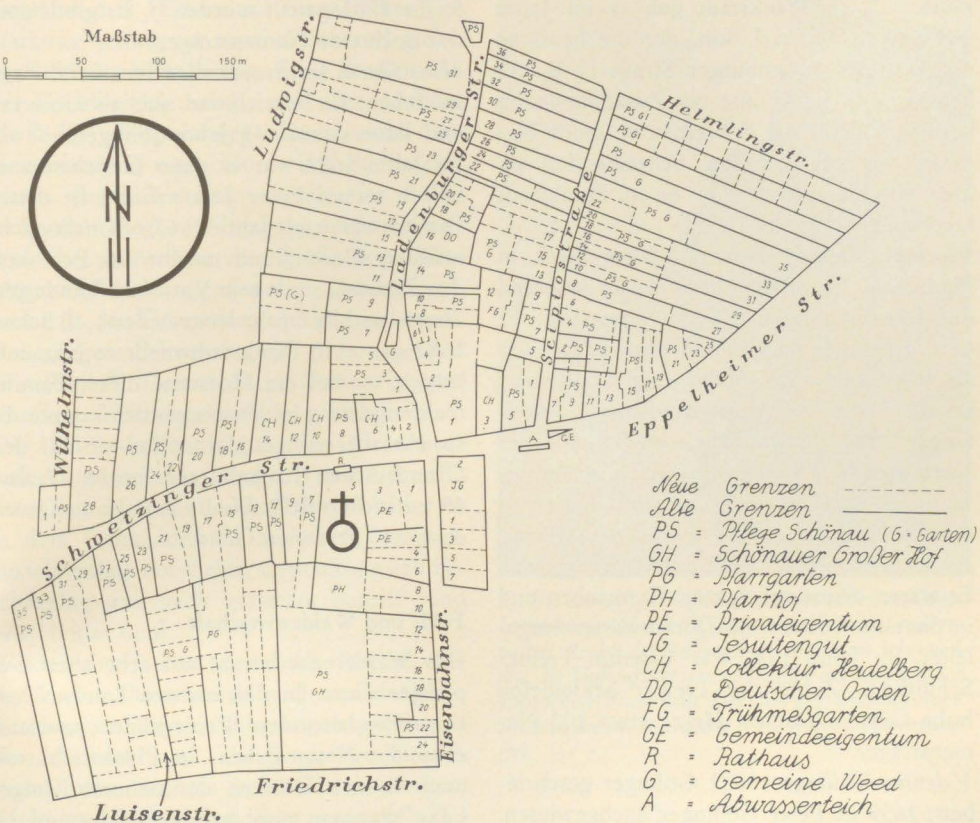
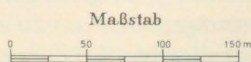
als einen leichtfertigen Gesellen, „so auch im Bruhrhein zu Diehlen (Dielheim) 11 Stück Hammel entfremdet, welches Er auch auf... Vorhalten gestanden, aber solche bey Heller und Pfennig bezalt habe“.

Im Jahre 1713 gab es in Plankstadt einen Philipp Friedrich Marx, 1683 geboren, der von Wörth bei Weißenburg zuwanderte. Er war der „gemeine Schmitt“. Die Dorfschmiede befand sich damals noch in Gemeindehand⁵⁾ und war, wie wir bereits wissen, im Erdgeschoß des Rathauses untergebracht. Der Schmied bewohnte das heutige Grundstück Ladenburger Straße 76⁶⁾ und war dann Feldhüter in der Gemeinde⁷⁾. Ob es sich um einen Verwandten des beschuldigten Schafknechts handelte, muß offen bleiben. Es gibt im Augenblick zehn Namensträger.

Theobald Seitz. In Plankstadt ist dieser Name schon länger bekannt. Ein Steuerverzeichnis von 1439 weist einen „Sitz von Swezzingen“ aus⁹⁾. Er hatte in Plankstadt Güter gepachtet. Im Jahre 1603 wird Christian Seitz aus Oppau erwähnt, der Erbpächter von 9 Morgen Ackerland im „Seiderich“ war¹⁰⁾. Es handelt sich dabei offensichtlich um dieselben Grundstücke, da man aus dem Wortlaut des Erbbestandsbriefes vom 28. Januar 1603 eine lange Bestandstradition der Familie Seitz ableiten darf. Der erste Namensträger in Plankstadt selbst ist Lorenz Seitz, der am 3. November 1733, 64jährig verstarb. Er war mit Anna Kunigunde verheiratet, deren Geburtsname unbekannt ist¹¹⁾. Sie sind wahrscheinlich die Stammeltern der Plankstädter Seitz. Die Familie bewohnte die heutigen Grundstücke Schwetzingen Straße 11 und 13¹²⁾. Heute etwa 50 Namensträger.

Im Verlauf des Prozesses wurden fünf, man könnte sagen Hauptzeugen zu allen Fragen, hauptsächlich jedoch das Weiderecht betreffend, ausführlich vernommen. Man wollte von ihnen die alten und jetzigen Weidegepflogenheiten wissen. Im Protokoll heißt es „... sind einige Elteste des Orths Planckstatt nach genugsamer Erinnerung und Vermeidung des Mainaidts...“ gehört worden. In

PLANKSTADT im Jahre 1743



gez. Karlheinz Renkert 1969

2) Der Ortsetter von 1743 hatte sich seit dem Jahre 1682 nicht nennenswert verändert. Das Dorfende war jedenfalls in den aufgezeigten Grenzen zu sehen. Auf dem Plan sind die heutigen Hausnummern vermerkt. So werden auch Grundstücksteilungen sichtbar. Auch die Lage des Rathauses vor der heutigen evangelischen Ortskirche, der ehemaligen Dorfkirche, kann man erkennen.

diesem Zusammenhang sei gesagt, daß wörtliche Zitate in leicht veränderter Schreibweise wiedergegeben werden. Das gilt auch für das bisher Angeführte.

Georg Born. Er war nach seinen Aussagen von 1636 bis 1673 in Plankstadt wohnhaft und hat das halbe Pfarrgut bewirtschaftet. Geboren war er in „Zipfenfeldt (?) Amt Stah (?), dem Herrn Grafen von Naßau ge-

hörig“. Als alter Mann lebe er nun in Heidelberg bei Herrn Richelier und zwar seit dem „letzten Frantzösischen Krieg“. Gemeint sind wahrscheinlich die durch den Frieden von Nimwegen 1678/1679 beendeten Auseinandersetzungen. Georg Born war zur Zeit des Prozesses 76 Jahre alt. Die bittere menschliche Seite in seinem Leben kommt in den eigenen Worten zum Ausdruck, denn er

„... könne nicht mehr schaffen, sondern halte Ihn ermelter Richelier umb seiner Armuth...“. In Plankstadt gab es im Jahre 1613 einen Michael Bon, der die heutigen Grundstücke Ladenburger Straße 11 bis 15 bewohnte¹³). Es könnte ein Zusammenhang bestehen, denn die Schreibweise eines Namens hing oft von dem Schreibenden ab. Den Familiennamen gibt es in Plankstadt nicht mehr.

Valentin Treiber. Der im Jahre 1620 in Plankstadt geborene Treiber war während des Dreißigjährigen Krieges abwesend. Er sagte zur Frage nach dem Wohnort: „... seit ao 1649 wehre Er wieder nach Planckstatt kommen...“. Das Hausgrundstück Schwetzinger Straße 20 war schon im Besitz seiner Vorfahren¹⁴). Es trug übrigens die interessante Lagebestimmung: „... stößt hinten uf die Keesgrüben...“¹⁵). Man sagt in Plankstadt noch heute im Volksmund „Keesgrieb“. Es waren ursprünglich zwei Kiesgruben und in die eine wurden die Dorfabwässer eingeleitet. Im Jahre 1682 war Valentin Treiber Schultheiß. Zahlreiche Treiber bekleideten hohe Gemeindeämter. Heute etwa 100 Namensträger.

Valentin Gollinger. 1682 Gölinger geschrieben; 1659 ist Peter Gollinger nachgewiesen. Valentin Gollinger war um 1620 in Plankstadt geboren und Bauersmann. Ein Wohnhausbesitz konnte bisher nicht ermittelt werden. Im Jahre 1680 war er Beständer des „Gütleins bey dem alten Bildt“¹⁶). Gemeint war ein Bildstock, von dem nur noch die Lage bekannt ist¹⁷). Es stand am westlichen Grundstücksende Schwetzinger Straße 79. Dieses Pachtverhältnis erklärt vielleicht auch, daß er im Ortsetter keine Hofreite besaß, denn das kleine Gut konnte keinesfalls den Lebensunterhalt sichern. Heute gibt es etwa sieben Namensträger.

Hans Jakob Schlampp. Er war Bauer und Gerichtsmann und um 1626 in Plankstadt geboren. Sein Vater, Adam Schlampp, wird im Jahre 1653 genannt und bekleidete 14 Jahre lang das Amt des Schultheißen. Er bewohnte

die heutigen Hausgrundstücke Schwetzinger Straße 2 bis 6 und Ladenburger Straße 1 bis 5, die 1743 geteilt wurden¹⁸). Es gibt heute nur noch eine Namensträgerin.

Hans Gund. Im Protokoll wird „Kundt“ geschrieben. Er bezeichnete sich als Untertan und Bauersmann, 43 Jahre „ohngefahr“ alt. Im Jahre 1688 war er dann Gerichtsmann. Durch seinen Vater Jakob Gund ist dieser Familienname im Jahre 1663 erstmals nachweisbar. Hans Gund machte im Protokoll den Zusatz „... da sein Vatter ins Landt gezogen, und Er 3 Jahr alt gewesen...“. Schon 1682 gab es in Plankstadt mehrere Namens-träger, so daß die Hofstätte dieser Familie nicht eindeutig lokalisiert werden konnte. Es spricht aber einiges dafür, daß sie auf den Grundstücken Ladenburger Straße 17 und 19 zu suchen ist¹⁹). Heute nennen sich noch etwa 110 Personen Gund.

Feld- und Weidewirtschaft

Das Weiderecht beruht auf sehr alten Gepflogenheiten. In den meisten Landstrichen bestanden besondere Weidegründe, so wie es eben die Natur zuließ. In Plankstadt, wie auch in den Dörfern der näheren Umgebung, war man meist auf die Wälder und die Brache im Rahmen der Dreifelderwirtschaft angewiesen. Es soll kurz ins Gedächtnis gerufen werden, daß bei der Dreifelderwirtschaft ein Gemarkungsdistrikt mit Winterfrucht (Roggen, Spelz), ein weiteres Feld mit Sommerfrucht (Gerste, Hafer und mit fortschreitender Zeit auch Hackfrüchte) bebaut waren. Die dritte Flur lag brach. Im folgenden Jahr wurde die Brache mit Winterfrucht, das Winterfruchtfeld mit Sommerfrucht bestellt und das Sommerfruchtfeld wurde zur Brache. Dieser Turnus wurde streng eingehalten und schlug sich auch in Bestandsverträgen, gleich welcher Art, nieder. Sie wurden auf eine Anzahl von Jahren abgeschlossen, die durch drei teilbar war (6, 9, 12 usw.). Solche Gepflogenheiten sind langlebig. Noch heute schließt die Gemeinde Plankstadt für

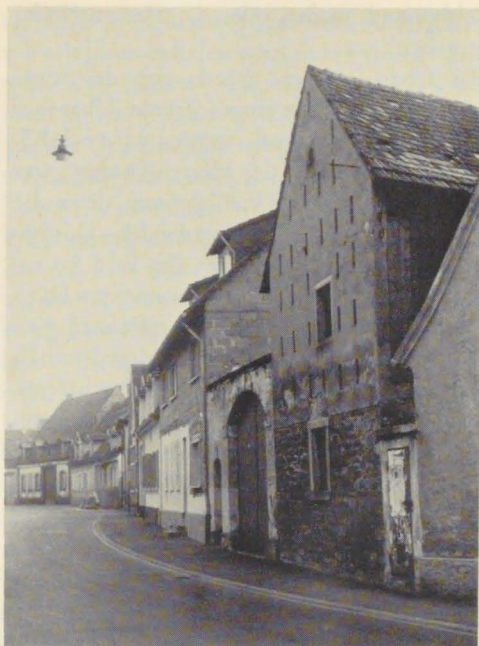
gemeindeeigenes Ackerland Pachtverträge auf neun Jahre ab.

Von den drei Feldern auf Plankstädter Gemarkung waren nur zwei annähernd gleich groß. Man muß sich eine Linie denken von der Eppelheimer Landstraße über Moltkestraße — Antoniusweg. Damit wäre die Gemarkung in einen Nord- und Südbereich geteilt. Im Süden ist nochmals eine Achse Alsheimer Weg — Eisenbahnstraße zu ziehen. Die südöstliche Flur hieß „gegen den Hegenich“ (oder: „gegen dem Gebürg“, gemeint ist der Odenwald) und die südwestliche „gegen Schwetzingen“ (oder: „gegen dem Rhein“). Der nördliche Gemarkungsteil war vom Flächengehalt her umfangreicher. Die Flur wurde „gegen den Grenzhof“ (oder: „gegen den Necker“) bezeichnet²⁰. Der Grund für das Ausmaß der Nordflur ist in dem Gemeindewald zu sehen, der sich ausschließlich auf diesen Gemarkungsteil beschränkte und nach späterem Begriff rund 270 Hektar maß.

Weidrechte waren verbrieft Rechte. Bei der Verhandlung wurde auch nach solchen schriftlichen Niederlegungen gefragt. Es gab sie nicht mehr: „... die Briefe des Viehbetriebs halber wehren in dem dreißjährigen Krieg zu Speyer verlohren gängen.“ Die Plankstädter hatten außer Feld und Wald keinen Weidetrieb. Die Kühe durften den Sommer über bis zur Ernte in bestimmte Waldgebiete getrieben werden. Wenn abgerentet war, herrschte im Wald wegen des Wildes Weideverbot für Rinder. Nun war zu hören, daß die Jäger ein totales Weideverbot im Wald durchsetzen wollten. Das beunruhigte natürlich die Bevölkerung. Ob man eventuell auch die Eichel- und Buchelmast (Eckerich) der Schweine abschaffen wollte, wird in der Niederschrift nicht gesagt.

Herrschaftliche Schafweidrechte

Offiziell werden herrschaftliche Schafweidrechte erstmals im 15. Jahrhundert erwähnt. Sie sind aber mit Sicherheit weiter zurückzu-



3) Die ehemalige Hofreite des Deutschherren-Gutes, Ladenburger Straße 16. Die Grundfläche ist rein erhalten. Rechts das Stallgebäude mit einem Scheunenteil, die Hofeinfahrt und schließlich das ursprünglich einstöckige Wohnhaus. Das Bild gibt überdies einen Blick in die im Dorfmund bezeichnete „Bauerngasse“ frei.

datieren und scheinen sich aus Privilegien der Grundherrschaft entwickelt zu haben. Schon im Spätmittelalter ist die Herrenschäfferei jedoch als Ausfluß der Territorialherrschaft zu sehen. In unserer näheren Umgebung gab es in Schwetzingen, Kirchheim und Dossenheim herrschaftliche Schafhöfe. Für Schwetzingen ist er schon im Jahre 1382 bezeugt. Der Schafhof mit Wohngebäuden, Stallungen und Scheunen war in der Nähe des Schlosses. Er hatte Weidrechte in Schwetzingen, Plankstadt, Oftersheim, Grenzhof und im Koller. Die alten Plankstädter nannten bei ihrer Vernehmung noch Ketsch, Brühl und die Hardt „so weit es herkömmlich ist“. Schafe, Gebäude und Rechte des herrschaftlichen Schafhofes waren in

Zeitbestand an den oder die Herrenschäfer vergeben.

Das Übertriebsrecht wurde von der sogenannten Bannweide eingeschränkt. Über ihre Funktion und Ausmaße werden wir noch hören. Die Ausübung der Herrenschäferei war Anlaß zu vielen Mißhelligkeiten, denn die immer selbstbewußter werdenden Dorfbewohner wollten eben über ihr Feld in zunehmendem Maße selbst bestimmen. Dazu kam noch durch neue Kulturpflanzen eine Durchlöcherung der Dreifelderwirtschaft und letztlich noch die Gemeindeschäferei. Als dann die Brache immer intensiver bebaut wurde, erwachsen den Zehntberechtigten neue Einnahmequellen, die höher anzusetzen waren, als der Ertrag aus dem Schaftrieb und so wurde das Schäfererecht immer mehr eingeeengt. Bemerkenswert ist, daß ungeachtet des Spannungsverhältnisses der Mist aus den Pferchen sehr begehrt war. Es gab regelrechte Pferchbestimmungen, die eine Bevorzugung herrschaftlicher Güter und Gemarkungen, auf denen sich der Schafhof befand, festhielten. Für Plankstadt wurden ähnliche Bestimmungen erst mit dem Aufkommen der Gemeindeschäferei interessant. Der Bauer selbst hatte durch die Bepferchung so gut wie keinen Nutzen, denn diese Felder wurden mit einem besonderen Zehnten belegt, oder aber auch die Grundstückspacht erhöht. Durch einen Vertrag mit der kurfürstlichen Hofkammer hat sich die Gemeinde Plankstadt um 80 Gulden jährlich die herrschaftlichen Übertriebsrechte für die Jahre 1782 bis 1802 gesichert und so waren die Plankstädter für diese Zeit allein weideberechtig²¹⁾. Die Sicherung des Übertriebsrechts durch die Gemeinde nutzte allerdings nicht allen Dorfbewohnern, sondern nur den „Begüterten“, die nun für einen gewissen Zeitraum Herr der Schafweide waren und . . . die Streitigkeiten gingen munter weiter. Es traten in der Folgezeit noch einige Änderungen des Schafweiderechts ein. Verfeinerungen sozusagen, die Auseinandersetzungen aber eher förderten. Wann letztlich die Stunde des Schafauf-

triebs auf die abgeernteten Felder schlug, läßt sich eindeutig nicht ausmachen. Im Jahre 1812 bat die Gemeinde, den Schäferetrieb ganz aufgeben zu dürfen. „Wir sehen dem Ende des Zeitbestandes der dahiesigen Schäfererei sehnsuchtsvoll entgegen . . .“ Es wurde noch erwähnt, daß so gut wie kein Feld mehr als Brache liegen bliebe. Damit hätte der Schafweidebetrieb seinen Sinn verloren²²⁾. Mit Sicherheit ist nicht das Ende der Schäfererei gekommen, aber die Dreifelderwirtschaft dürfte nach dieser Feststellung doch wohl ausgelaufen sein. Noch im Jahre 1865 liest man in der Gemeinderechnung von Pachteinnahmen aus der Schäfererei²³⁾. Es ist offensichtlich, daß sich die Gemeinde im Grunde nur gegen das herrschaftliche Übertriebsrecht wehrte.

Die Bannweide

Die Frage der Bannweide spielte in den Auseinandersetzungen sozusagen die Hauptrolle. Ihr galt demgemäß ein großer Teil der an die Zeugen gestellten Fragen. Es sollte ja herausgefunden werden, ob sich der Schafknecht bestimmungswidrig verhalten hatte. Interessant ist in diesem Zusammenhang eine Schilderung von Paulus Gaa. Die Herrenschäfer sind nach seiner Aussage kurze Zeit vor dem Vorfall „Von Schwetzingen herüber zu geritten . . .“. Dabei habe Wildersin gesagt „wie Sie bey der Heerdt Schafe vorbey kommen, das wehren Ihre Schafe . . . was das vor eine schöne Bannwaydt seye, so die Bauern abgestecket haben . . .“. Darauf habe Michel Groß geantwortet: „ . . . wann Sie Ihm folgen wollen, so muß man morgen die gantze Heerdt Schaaf durch das gantze Feldt, biß an das Dorf hintreiben, maßen auch des folgenden Tags geschehen . . .“ Er hat dies „vor der gantzen Gemeinde erzehlet . . .“ und betrachtete diese Äußerungen als die eigentliche Ursache des Streites.

Valentin Linßler, der Beständer des Grenzhofes sagte aus, daß er vor ein paar Wochen und zwar noch vor der Ernte „drey Haufen

Schaaf in selbig Feldt kommen, welche der Schütz angetroffen, und mit dem Dabey befundenen Knecht gezanket, daß Er die Schaafe in die Frucht gehen und so großen Schaden thun laßen“. Es gab ebenfalls eine tätliche Auseinandersetzung.

Der Schafknecht Friedrich Marx gab an, die Bannweide sei abgesteckt gewesen, aber er sei nur „hineingefahren“, weil die Schaaf des Theobald Seitz bereits aufgetrieben gewesen wären. Daher leitete er das Recht ab, auch seine Schaaf in diesem Bereich weiden zu lassen. Wieso auch Theobald Seitz mit seiner Schafherde auf das Feld kam, wurde im Protokoll nicht erläutert. Er schien ein Sonderrecht besessen zu haben. Man frug den Schafknecht, ob er angewiesen worden wäre, in das „Stupfeldt“ und in die Bannweide zu fahren. Er bejahte dies mit der Begründung, es sei auf der üblichen Weide „nichts mehr zu fressen gewessen“.

Hans Michel Groß sollte am 16. August 1682 gehört werden. Er wurde wegen Unpäßlichkeit in seiner Wohnung zu dem Sachverhalt befragt und bestritt die Weisung, die Weide bis an das Dorf auszudehnen. Weiter gab er an: „... er habe nur gesagt, Er sehe alhier, daß die Plankstatter Ihr Feldt abgesteckt, Er könne sich niemalen erinnern, daß eine solch große Bannwayde abgesteckt ...“ gewesen wäre.

Die Zeugen wurden gefragt, ob die Gemeinde „je und allezeit“ berechtigt gewesen sei, eine Bannweide „umb das Dorff herumb zu stickeln“. Dies wurde voll und ganz bejaht; „... sowohl bey Bayerischen Zeiten, alß auch hernachher ...“. Die Kenntnis um diese Übung beruhte durchweg auf mündlicher Überlieferung.

Die Dorfbewohner hatten offensichtlich das Vorrecht, ihr Vieh zuerst auf das abgeerntete Sommerfeld zu treiben. Der Weidebetrieb auf dem Sommerfeld sei bis Ägidius (1. September) gestattet. Außerdem bestätigten die Zeugen, daß es sich bei dem Recht, um das Dorf eine Bannweide zu legen, um ein altes Herkommen handle. Die Schäfer aber küm-

merten sich nicht um dieses Recht und „fuhren mit jhren Schafen anjetzo hin wo sie wolten“. Den ganzen Sommer über zogen sie auch in den Wald. Die Wälder, die mit Vieh aus der Gemeinde betrieben werden durften, waren für den Herrenschafer „zugemacht“. Dieses Herkommen sei jedoch nunmehr in Frage gestellt. So die einhellige Aussage der Zeugen. Das weiter unten genannte Gutachten nimmt auch zu dieser Frage Stellung und es wird ganz klar gesagt, „daß die Schäfer allein in die brach und äckerte fahren dürfen, nicht in den Waldt“ und es sei ihnen zu befehlen, „daß sie sich des Waldts ... zu enthalten“ haben. Selbst vor den nichtabgeernteten Feldern machten die Schäfer nicht halt. Für die Dörfler sei dieses Verhalten von „größestem Verderben“. Sie kamen sogar mit drei oder vier Schafherden, einander folgend. Jeden Tag finde ein Übertrieb statt, so daß für das Zugvieh des Dorfes „nichts mehr überbleiben könnte“. Durch die tägliche Einfuhr könnten die Bewohner kein Vieh mehr halten „Und so fern dießes nicht geändert würde, müßten Sie darüber crepiren“.

Bei der Untersuchung wollte man noch wissen, aus welchen Gründen die Schäfer ihre Eingriffe zu beschönigen suchten. Einer der Schäfer deutete an, daß der Schaftrieb um 300 Gulden erworben worden wäre und aus diesem Grund könnten sie ihre Schaaf weiden lassen wann und wo sie wollten. Ein anderer Zeuge meinte, die Schäfer täten es „halß starriger weißer“ und ein anderer, sie würden es nur „thun, um Sie arme Leuthe zu verderben“. Die Plankstädter erklärten, daß sie sich nur vom „Feldtbau“ unterhalten würden und große Lasten zu tragen hätten. Das ist in der Tat nicht als grundloses Gejammer zu werten, wenn man bei solchen Aussagen auch sehr vorsichtig sein muß, denn bei diesen Gelegenheiten wird gerne übertrieben. Ein Blick auf die Belastungen der Bewohner zeigt uns aber die Richtigkeit ihrer Behauptungen. Von einem etwas späteren Zeitpunkt wissen wir, daß sie zu 17 verschiedenen Abgaben, einschließlic den an die eigene

Gemeinde herangezogen wurden, darüber hinaus auch breitgefächerte Fronleistungen. Daneben waren selbstverständlich noch Bodenzinse für Häuser und Felder an die Grundherren zu berappen.

Festlegung der Bannweide

Wir erfahren aus dem Protokoll, wie die Bannweide abgesteckt wurde. Zum Zeitpunkt wird einmal gesagt, nach dem Einbringen der Winterfrucht. Das wäre nach heutigen Begriffen etwa Mitte August. Nach einer anderen Aussage: „sobaldt der Zehendte aus dem Feldte geweßen“. Eine Zeitmarke also, zu der die Frucht zumindest nicht mehr auf dem Halm stand. Der Erntevorgang und das Einsammeln der Zehntgarben geschah meist ohne wesentliche Zwischenräume. Man kann also sagen, daß die Bannweide erst dann abgesteckt wurde, wenn auf den Feldern nur noch Stoppeln waren. Die Art des Abstekens wird aus zwei Aussagen recht deutlich. Der Personenkreis könnte sich durchaus verschoben haben, denn die eine Aussage stammt von Georg Born, der von 1636 bis 1673 in Plankstadt wohnte. Er sagte, daß die Bannweide vom Bürgermeister und „etlichen auß der Gemeindt mit Mayen abgestickelt“ worden sei. Valentin Treiber lebte während des 30jährigen Krieges außerhalb, war aber zur Zeit des Verfahrens Schultheiß zu Plankstadt. Er gab an, daß die beiden Bürgermeister und die Schützen „hinaus“ gingen, Maien abhauten und die Bannweide abgesteckt haben und zwar betraf diese Maßnahme das halbe Stoppelfeld. Diese Aussage zeigt ein Stückchen Selbstverwaltung der Gemeinde. Nicht der Schultheiß nahm diese Aufgabe wahr, sondern die beiden Bürgermeister und die Schützen. Der eine Bürgermeister stammte zwar aus dem Kreis der Gerichtsmänner und wurde deshalb oft Gerichtsbürgermeister genannt. Er hatte bei dieser Prozedur wahrscheinlich die Interessen der Herrschaft zu vertreten. Der andere war ein Deputierter, also reiner Gemeindevertre-

ter, deshalb auch „gemeiner Bürgermeister“. Aus späteren Gemeinderechnungen wird sichtbar, daß der Gerichtsbürgermeister bei der Rechnungslegung an sich federführend war. Trotzdem war die Kennzeichnung der Weidegründe Sache der Gemeinde. Das Beisein der Schützen unterstreicht die Bedeutung. Auch der Gerichtsbürgermeister dürfte wohl nicht gegen das Wohl der Dorfgemeinde und damit gegen sein eigenes entschieden haben.

Zeitdauer und Umfang der Bannweide

Es erhob sich auch die Frage, wie lange die Bannweide bestehen blieb. Die Angaben der Zeugen bezogen sich auf den konkreten Fall, nämlich des Schafweidens im Sommerfeld. Dieses wurde nach der herrschenden Auffassung mit der Hafer- und Gerstenernte zur Brache. Nach heutigen Verhältnissen wird die Gerste Ende Juli/Anfang August geerntet. Das scheint auch damals der Fall gewesen zu sein, denn das Protokoll trägt das Datum vom 28. Juli 1682. Die Haferernte ist heute auf den Monat August anzusetzen. Die Brache hat also von diesem Zeitpunkt an bis zur Aussaat der Winterfrucht bestanden. Das wäre der Monat Oktober des folgenden Jahres. Die Winterfrucht wird heute ebenfalls im August geerntet. Da das Winterfruchtfeld zum Sommerfeld wurde, lag dieses Feld bis zur Aussaat der Sommerfrucht im März des nächsten Jahres brach. Aus dem Protokoll wird deutlich, daß das Winterfruchtfeld bis zur Haferaussaat beweidet werden durfte. Wenn man also den Dreifelder-Zyklus in der Reihenfolge Winterfrucht — Sommerfrucht — Brache sieht, war das Feld doch erheblich lange nicht mit Früchten bestanden. Eine Fruchtfolge Sommerfrucht — Winterfrucht — Brache hätte etwa acht Anbaumonate insgesamt mehr gebracht. Bei dieser Betrachtung müssen wir aber die fast fehlende Düngung und den Vorteil für die Viehhaltung sehen.

Der Umfang der Bannweide wurde von den Zeugen unterschiedlich angegeben. Man sagte 3, 2 oder 3, 3 bis 4, 1 bis 1½ und 3 bis 4 Ackerlängen vom Dorffetter entfernt. Nun ist eine Ackerlänge nach heutigem Verständnis ein unbestimmtes Maß und wohl auf örtliche Gewohnheiten abgestellt. Einer der Zeugen sprach von „Äckerlin“. Um das Dorf herum lagen einige vom Ausmaß her ungewöhnliche Güterteile, der größte maß 54 Morgen. Wenn man aber die Verniedlichung des Ackerbegriffs in Betracht zieht und die spätere Parzellierung berücksichtigt, so dürfte unter einer Ackerlänge nach unseren Maßen etwa 150 bis 200 Meter verstanden worden sein. Das vorgeschlagene Urteil über die Entfernung der Bannweide vom Dorf dürfen wir vorwegnehmen. Nach Berücksichtigung der Aussagen und der Grundstückslagen wurde die Begrenzung auf eineinhalb Ackerlängen vorgeschlagen. Das wären also rund 220 bis 300 Meter um den damaligen Dorffetter, der im Süden bis zur heutigen Friedrichstraße reichte, im Westen bis zur Straßengabel Schwetzinger Straße — Brühler Weg, im Norden bis zur Straßengabel Grenzhöfer — Wieblingler Straße und war im Osten etwa mit der heutigen Bebauung identisch.

Wie kam nun der Gutachter zu dem Vorschlag, die Bannweide auf eineinhalb Ackerlängen festzusetzen? Er bezog sich auf die Aussagen der fünf Zeugen mit den recht unterschiedlichen Angaben bezüglich der Zahl der Ackerlängen und führte aus: „... weil nun in den Zahlen die kleineren unter den größeren begriffen ist, so stimmen bey dieser variation alle außagen auf die geringste, nemlich 1 oder höchsten anderthalb Ackerlänge überein.“ Den Plankstädtern sei zu „befehlen“, dieses Maß einzuhalten, da „also das übrige Stoppelfeld außer den bannen oder Verbott bleibt und demnach unter der Schäferey Befugnuß gehören“. Weiter meinte er sie anzuweisen, „biß auf weitere Verordnung dabey zu bleiben, im übrigen aber und außer solcher Bannweyden den Schäfern keinen Eintrag zu tun, — und ih-

nen den ungestörten Übertrieb — wan sie wollen (außer wan die Früchte oder der Zehnde noch im Felde liegt) wieder zulaßen...“. Das waren klare Worte, zumal auch noch deutlich wurde, „daß kein Schäfer vor Laurentij Tag (10. August) nicht dürfe auf das Stoppelfeld fahren...“. Die Zeugen wollten darüber hinaus wissen, daß die Übertriebsrechte der Schäfer lediglich für zwei Tage in der Woche bestanden. In einem „Waidbüchlein“ von 1535 waren diese Rechte festgehalten und wie folgt umrissen: *Schwetzingen*: „das ganze Jahr auf Brach, Egerten (Grasgärten), Wiesen nach Martini (11. November) bis St. Georg (23. April), auch im Bruch wie in den Wiesen“.

Oftersheim: Brache, Egerten das ganze Jahr, „Wiesen und Wasen biß St. Georgs Tag“ (23. April).

Plankstadt: Brache und Egerten, das ganze Jahr.

Ketsch: Brache und Egerten, das ganze Jahr „und die Wiesen und Wasen nach Martini (11. November) bis St. Jörg Tag“ (23. April).

„*Brüel*“: Wie Ketsch.

Robrhof: Brache und Egerten das ganze Jahr. „Wiesen und Wasen nach Michaeli (29. September) bis St. Georg“ (23. April).

Grensheim: Brache und Egerten das ganze Jahr.

Die Schlägerei

Es war sicherlich schwierig, in diesem Falle zu einer Rechtsfindung zu kommen. Man berücksichtigte offenbar eine Anweisung des Theobald Seitz: „Er habe seinen Knechten schon befohlen, wan hiernechst wieder ein Schütz oder Bauer zu Ihnen komme, Sie schlagen oder ein Schaaf nemmen wolle, So solten Sie sich wehren so gut Sie können... Und wan Sie schon jemand gar darüber Todtschlagen würden, wolte Er es schon verantworten.“ Die Herrenschäfer, und das mußte der „Deponent“ eingestehen, hatten dem Schafknecht zwar befohlen „die be-

rechtigte Orth täglich, jedoch jeder Mann ohne Schaden, zu befahren“.

Die Gutachter behielten, trotz aller Ungeheimtheiten, oder gerade wegen ihnen, einen kühlen Kopf und schlugen ein wahrhaft salomonisches Urteil vor. Der Wirt Hans Jakob Weber mußte sich nach der Schlägerei durch den „Chirurgus“ Philipp Kaspar Zobel aus Heidelberg behandeln lassen. Zobel spezifizierte in seiner Honorarforderung vom 9. August 1682 die Blessuren des Weber: „... alß habe ich dieselbe am 26. July daß erste mahl verbunden, zwo Wunden hinderhalb das Haupt die erste Woche granicum eines großen Breit plos gelegen, die andter welche biß auf das granicum gelegen, aber nicht bloß befunden diß beyder Haupt wunden ziemlich mit einer Hölligkeit begriffen, an beyde arme habe ich in verbunden wo die nähmlich ziemlich zerschlagen das dieselbe herauf geloffen dardurch er etliche Tage den Kleinfinger nicht wohl bewegen können, an der rechten Fus an denen Ehr uf die verhaulich der Wadre ziemlich zerschlagen das er etliche Tage nicht wohl gehen können, verbunden.“

Am 14. August 1682 schrieb er „er hätte acht Tage nach Plankstadt „hinaus gehen“ müssen, um den Wirt zu verbinden, „da sich solches zur Besserung geschickt“.

Auf jeden Fall entstanden Arztkosten in Höhe von 19½ Gulden. Der Schafknecht hatte auf Geheiß seiner Herren die Weidebestimmungen mißachtet. Sie und der Knecht sollten nach Meinung der Gutachter alle Kosten je zur Hälfte tragen. Aber auch der Wirt kam nicht ungeschoren davon. Es wurde die Meinung vertreten, da der Knecht sowieso nicht zahlen könne „hat der beschädigte Wirth solches zu leiden . . . und hat sich dessen um so viel weniger zu beschwehren weil Er gar großen Anlaß hierzu geben“. Weiter waren die Gutachter der Auffassung: „... darüber die schläge bekommen, also gar nicht unbillig, wann Er ein Theil an den Unkosten da der Knecht sie nicht bezahlen kann, tragen muß.“

Damals — fast wie heute

Eine kleine Nachlese sei noch genannt. Im Protokoll sind einige Wörter aufgetaucht, die man im Plankstädter Dialekt noch heute ähnlich ausspricht. Natürlich klingen sie auch in der näheren Umgebung Plankstadts annähernd gleich auf. In der anschließenden Übersicht steht dem hochdeutschen Wort das im Jahre 1682 geschriebene und das Wort in der heutigen Aussprache gegenüber:

Äckerchen	= Äckerlin	= Eggalinn
anders	= anderst	= annaschd
auf	= uf	= uf
auf dem	= ufm	= uffim
aussäen	= ausseen	= auseä
Dielheim	= Diehlen	= Diehlä
dürfen	= dörfen	= deafä
eher	= ehender	= ähnda
gehabt	= gehatt	= ghatt
genug	= genung	= genunk
geschimpft	= geschennt	= gschännt
Grenzhof	= Grienzhof	= Grienshouf
herauf	= heruf	= ruff
heraus	= hiernauß	= naus (raus) (Ortsbestimmung)
herüber	= herieber	= riwwa
nehmen	= nemmen	= nämmä
niemand	= nimmand	= nimmand
Stoppeln	= Stupfeln	= Schdubbl
überlaufen	= überloffn	= iwwerloffä
Vater	= Vatter	= Vadda
wäre er	= wehre Ehr	= weh-ra (zusammengezogen)
werfen	= schmeißen	= schmeissä

Wir wissen im Augenblick nicht, ob das Urteil den Vorschlägen der Sachverständigen entsprach. Aber das Protokoll hat uns doch vieles erzählt, wenn auch manchmal nur zwischen den Zeilen: aus dem Alltag der Menschen in jener Zeit und über Gepflogenheiten im dörflichen Leben.

Literatur

Bader, Karl Siegfried, Das mittelalterliche Dorf als Friedens- und Rechtsbereich. — Dorfgemeinschaft und Dorfgemeinde. Studien zur Rechtsge-

schichte des mittelalterlichen Dorfes (Das Dorf II.), Köln — Graz 1962
Die Stadt- und Landkreise Heidelberg und Mannheim. Amtliche Kreisbeschreibung, Band I. 1966, Band III. 1970
1200 Jahre Entwicklung und Geschichte — Plankstadt, 1970

Anmerkungen

- ¹⁾ Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA): 229/83312 „Plankstadt Weidgang von der Gemeinde — Bannweide um das Dorf“. Aus dieser Akte sind die wesentlichen Bestandteile der Abhandlung entnommen. Andere Quellen werden besonders genannt.
²⁾ Gemeindearchiv Plankstadt GA): B 82
³⁾ GA B 91 in Verbindung mit weiterführenden Forschungen des Verfassers.

- ⁴⁾ GA B 91
⁵⁾ GA B 100
⁶⁾ GA B 91
⁷⁾ GA R 23/24
⁸⁾ GA B 91
⁹⁾ GLA 66/3482
¹⁰⁾ GA B 82
¹¹⁾ GA B 100
¹²⁾ GA B 91
¹³⁾ GA B 91
¹⁴⁾ GA B 91
¹⁵⁾ GA B 82
¹⁶⁾ GA B 91
¹⁷⁾ GA B 91
¹⁸⁾ GA B 91
¹⁹⁾ GA B 91
²⁰⁾ GA B 91
²¹⁾ GA R 161
²²⁾ GA R 195/196
²³⁾ GA R 302/303

Friejohr

*Drauß wäär schun Nacht
un schdill
un pletzlich hot-sich
uf-im Schreibdisch
was bewegt.*

*Gewöhnlich bewege sich
uf-im
un um-in rum
blouß Gedanke
un die sieht ma erschd,
wann sie uf-im
Papier schdähne.*

*Awwer dess,
wu do gekrawwelt isch,
wäär ä Herrgottskefferle,*

*vum Friebling
durch in Fenschderschpalt
gschickt.*

*Ä bissel matt
bot's die Fliegel
ghoowe
un dann hot sich's
binner in Kuggelschreiwerr
gelegt
un isch eigschloofe.*

*Ja,
sou in blutjunger Friebling
wärd halt
ball mied.*

Eugen Pfaff

Literaturverzeichnis

1. *Schwetzingen* zusammengestellt und weitgehend nach Themenkreisen geordnet von Wilhelm Heuß, Schwetzingen.
1. Grundriß einer Geschichte der Stadt, des Schlosses und des Gartens von Schwetzingen von Josef Stöckle (mit Beigabe „Die Schwetzinger Altertumsfunde“ von A. F. Maier), Verlag Moriell, Schwetzingen 1890
2. Heimatkunde für den Amtsbezirk Schwetzingen von Simon Eichstätter, Druck und Verlag Max Pichler, Schwetzingen, 1898
3. Heimatgeschichte des Bezirks Schwetzingen von Eugen Seyfried, Eigenverlag des Verfassers, Ketsch 1925
4. Die Kunstdenkmäler Badens — Stadt Schwetzingen — von Kurt Martin, Verlag C. F. Müller, Karlsruhe 1933
5. Die Katholische Stadtpfarrkirche zu Schwetzingen, Festschrift zum 200jährigen Jubiläum 1939, Herausgeber Kath. Stadtpfarramt Schwetzingen
6. Heimatbriefe der Stadt Schwetzingen 1941/1944, Herausgeber Stadtverwaltung Schwetzingen, Druck und Verlag Alfons Stemmler.
7. Der Ortsname Schwetzingen — Die Straßennamen von Schwetzingen von W. Heuss, Schriftenreihe Stadtarchiv Schwetzingen Nr. 10, 1979
8. Schwetzingen — eine Geschichte der Stadt und ihre Häuser — von Hermann Blank (2 Bände), Schriftenreihe des Stadtarchivs Schwetzingen Nr. 8 und 9
9. Schwetzingen — Lebendige Stadt, von Karl Wörn, Schimpverlag Schwetzingen, 3. Aufl. 1980
10. 1200 Jahre Schwetzingen — Zeittafel von Ernst Römer, Schriften des Stadtarchivs Schwetzingen Nr. 1, 1965
11. Zeittafel der Stadt Schwetzingen von 766 bis 1982 von Hans Sperber, Schwetzingen 1983
12. Finanz- und volkswirtschaftliche Probleme einer Kleinstadt, von Herbert Bertsch, Diplomarbeit 1955
13. Die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt Schwetzingen, von Horst Brettle, Diplomarbeit 1959
14. Versuch einer stadtgeographischen Betrachtung, von Lothar Freudenberg, Diplomarbeit 1962
15. Akten, Urkunden, Bilder, Gemeinderatsprotokolle, Bücher und Pläne des Stadtarchivs Schwetzingen
16. Akten und Urkunden des Badischen Generallandesarchivs Karlsruhe
17. Schwetzinger Festspiele 1952—1966 (von Willy Grüb), herausgegeben vom Süddeutschen Rundfunk Stuttgart
18. Schwetzinger Festspiele 1967—1971 von Willy Grüb, herausgegeben vom Süddeutschen Rundfunk Stuttgart
19. Kurfürst Carl Theodor und das deutsche Theater, von Stephan Pflicht, Verlag Ehresmann, Reichling/Obb., 1976
20. Die Welt der Oper in den Schloßgärten von Heidelberg und Schwetzingen von Lili Fehrle-Burger, Verlag G. Braun, Karlsruhe, 1977
21. Badische Geschichte von Friedrich von Weech, Verlag A. Bielefeld'sche Hofbuchhandlung Liebermann u. Cie, 1890, 1. Reprintauflage 1981 im Verlag Horst Bissinger
22. Historischer Atlas von Baden-Württemberg. Herausgeber Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg (seit 1972)
23. Statistisches Jahrbuch für das Großherzogtum Baden, Jahrgänge 1882 bis 1911
24. Statistische Mitteilungen für das Land Baden, Jahrgänge 1922/1923
25. Die badischen Eisenbahnen 1840—1940 von Albert Kuntzenmüller, Selbstverlag der geographischen Institute der Universitäten Freiburg und Heidelberg, 1940
26. Das Großherzogtum Baden, Verlag Horst Bissinger, Photomechanischer Nachdruck 1968 der Ausgabe von 1885
27. Badische Geschichte von Rolf Gustav Häbler, Verlag G. Braun, Karlsruhe, 1951
28. Vogteien, Ämter, Landkreise in Baden-Württemberg, herausgegeben vom Landkreistag Baden-Württemberg, Verlag Kohlhammer Stuttgart, 1975
29. Baden — 1000 Jahre europäische Geschichte und Kultur von Helmut Bender, Verlag Friedrich Stadler, Konstanz, 2. Aufl. 1977
30. Badische Geschichte vom Großherzogtum bis zur Gegenwart, herausgegeben von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, Verlag Konrad Theiss, Stuttgart, 1979
31. Baden Land-Staat-Volk 1806—1871, herausgegeben vom Badischen Generallandesarchiv Karlsruhe, Verlag der Gesellschaft für kulturhistorische Dokumentation, 1980
32. Regesten der Pfalzgrafen 1214—1508
33. Die Pfalz am Rhein, von Rudolf Haas, Verlag Dr. Haas KG, Mannheim 1967
34. Geschichte der Rheinischen Pfalz von Dr. Ludwig Häusser, unveränderter Nachdruck der 2.

Auflage 1856, Verlag Johann Richter, Pirmasens 1970

35. Lorsch Codex — Urkundenbuch der ehemaligen Fürstabei Lorsch, in der Bearbeitung von Karl Josef Minst, Verlag Laurissa, Lorsch, 1970

36. Neue Ausgrabungen und Funde im Mannheimer Raum 1961—1975 von Dr. Erich Gropengieser, herausgegeben vom Reiß-Museum Mannheim, 1976

37. 150 Jahre Schwetzingen, 1833—1983, W. Heuß, Herausgeber Bürgermeisterrat Schwetzingen 1983

II. **Hockenheim** zusammengestellt von Josef Hauck, Hockenheim, stellvertretender Bürgermeister.

1. Hockenheim — Stadt im Auf- und Umbruch von Ernst Brauch, Selbstverlag des Verfassers 1965

2. Aus zwölf Jahrhunderten, Geschichte Hockenhems von Ernst Brauch, Hockenheim 1933

3. Hockenheim — Stadt zwischen gestern und morgen. Dokumentation der Stadt Hockenheim anlässlich ihres 1200jährigen Bestehens. Herausgegeben im Jubiläumsjahr 1969

4. Hockenheim-Bildband, Herausgeber und Verlag: Verkehrsverein Hockenheim e.V., 1. Auflage 1983

5. Hockenheim in alten Ansichten, herausgegeben in Zusammenarbeit mit dem Verkehrsverein Hockenheim e.V., Verlag Europäische Bibliothek, Zaltbommel/Niederlande 1982

6. Hockenheimring, Herausgeber Hockenheim-Ring GmbH 1982, 1. Teil: Biographie einer Rennstadt, 2. Teil: Sportchronik 1932—1981

7. Wie Hockenheim zu einer Rennstrecke kam von Ernst Christ. Herausgegeben 1978 vom Badischen Motorsportclub e.V., Hockenheim

III. **Ketsch** zusammengestellt von Robert Fuchs

1. Illustrationen zur Ortsgeschichte von Ketsch, von Robert Fuchs, Eigenverlag 1982

2. Der Enderle von Ketsch — Held einer deutschen Dorf- und Wandersage von Robert Fuchs, Eigenverlag 1984

3. Alle Jahre wieder ... Volksbräuche im Raum Schwetzingen — Hockenheim, von Robert Fuchs, Eigenverlag 1985

IV. **Oftersheim** zusammengestellt von Dieter Burkard.

1. Heimatchronik — ein Dorf und seine Geschichte, Franz Volk, Südwestdeutsche Verlagsanstalt GmbH Mannheim 1968

2. „Oftascha Schbroch und Gschischde“, Karl Frei, Herausgeber Gemeinde Oftersheim. Schwetzinger Verlagsdruckerei GmbH 1979

3. „Alt-Oftersheim im Bild“, Karl Frei, Herausgeber Bürgermeisterrat Oftersheim. Schwetzinger Verlagsdruckerei GmbH 1983

3. „Oftascha Schbroch und Schbrisch“, Karl Frei. Schwetzinger Verlagsdruckerei GmbH 1984

V. **Plankstadt** zusammengestellt von Eugen Pfaff.

1. „Die Mundart von Plankstadt“. Dissertation, Gottlieb Treiber, Walldorf 1931

2. „1200 Jahre Plankstadt 771—1971“. Plankstadt 1970

3. „1200 Jahre Entwicklung und Geschichte — Plankstadt“, Mannheim 1970

4. „Plankstädter Nachlese 1971.“ Plankstadt 1972

5. „Plankstadt in alten Ansichten“ von Eugen Pfaff. Zaltbommel/Niederlande 1977

VI. **Brühl** zusammengestellt von Dr. Volker Kronemayer.

1. „Liebes altes Brühl“, Peter Dewitz/Helmut Mehrer. Druck und Text Peter Dewitz, Ketsch 1983

2. „Brühl und Rohrhof heiter bis wolzig“, Hilde Mampel, Druck und Text Peter Dewitz, Ketsch 1985

Buchbesprechungen

Fuchs, Robert: „Alle Jahre wieder“, Volksbräuche im Raum Schwetzingen-Hockenheim mit den Orten Altlußheim, Brühl mit Rohrhof, Ketsch, Neuußheim, Oftersheim, Plankstadt und Reilingen. 83 Federzeichnungen aus der Hand des begeisterten Verfassers illustrieren und erläutern. Eigen-

verlag Ketsch 1985. 136 S. Gesamtherstellung Schwetzinger Verlagsdruckerei.

„Anerkennung verdient der Autor des Buches, der Ketscher Heimatforscher Robert Fuchs“, für diese Sammlung alter und neuer Bräuche in den Gemeinden des ehemaligen Schwetzinger Amtsbezir-

kes, schreibt Bürgermeister F. Schmid, Ketsch. Die Volksbräuche sind von alters her tradiert oder haben sich durch die vielschichtigen Veränderungen im gesamtgesellschaftlichen Bereich in den Erscheinungsformen geändert, andere haben sich erst jüngst herausgebildet. Dem allen trägt Robert Fuchs, Autodidakt und Heimatforscher aus Leidenschaft Rechnung, wobei die Passagen, die aus der engeren Heimat und aus dem Eigenerleben stammen, sprachlich lebendig und lebensnah profiliert sind. Der vorangestellten Grundlegung, die sich mit „altvölkischen“ Opferkulturen befaßt, hätte zum besseren Verständnis eine vereinfachende Systematisierung gut getan, zumal im weiteren Verlauf immer wieder erklärende Hinweise erforderlich werden. Die enge Verflechtung von Uraltbräuchen und neuzeitlichen Spielarten und Gepflogenheiten arbeitet Robert Fuchs akribisch heraus. Erstaunlich bleibt dem Leser die Tatsache, daß auf dem kleinen und dicht besiedelten Raum des alten Schwetzingen Amtsbezirks starke Unterschiede auftreten, die sich auch im Sprachlichen darstellen. Dabei hat Robert Fuchs eine Reihe engagierter Ermittlungshelfer gehabt (S. 136). Vermutungen liegen oft nahe, den Blick für erforderliche Erklärungen zu weiten und nach europäischen Volksstämmen und Volksgruppen zu sehen, wird gewiß nicht versäumt. Die protokollartige Festschreibung des heutigen Zustandes, die mitgegebenen Stationen erfassbarer geschichtlicher Daten, etwa beim Sommertagszug, beim Fastnachtstreiben oder gar dem fast ausgestorbenen militärischen Rekrutenritual und — was viel wichtiger ist — die Formen der Kinderspiele, machen das Buch im heimatlichen Bereich wertvoll. Der Verfasser will nicht zuletzt einem „Ausdünnen, Verflachen oder gar Aussterben von Volksbräuchen“ mit seinen Mitteln entgegenwirken. Deshalb hat er nach der Grundlegung inhaltlich nach dem Jahreslauf, mit der Fastnacht beginnend und mit Silvester/Neujahr aufhörend, brauchmäßig geordnet und damit eine neue Seite heimatkundlicher Literatur aufgeschlagen.

Karl Wörn

Kollnig, Karl: „Kurpfalz, Ereignisse und Gestalten“ mit 16 schwarz/weiß, 6 Vierfarbdrucke, Pappband, Titel fünffarbig, Format 14,8 x 21 cm, Eigenverlag, Heidelberg 1985, 117 Seiten, 22,— DM ohne Versand.

Das schön gestaltete Buch (Gestaltung, Satz und Druck in der Odenwälder Druckerei, Buchen-Walldürn), geschmückt mit interessanten, historischen Abbildungen, bereichert die umfangreiche Literatur über die ehemalige Kurpfalz. Der Verfasser, Karl Kollnig, ein Leben lang Professor für

Geschichte und Sozialkunde an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg, hat einige Studentengenerationen mit den Inhalten seiner Disziplinen vertraut gemacht. Seine wissenschaftlichen Leistungen fanden durch seine alleseits geschätzte Mitarbeit auch bei größeren Projekten Ausdruck. Z. B. seien die Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg genannt (1968 Die Weistümer der Zent Schriesheim; 1979 Die Weistümer der Zent Kirchheim; 1985 Die Weistümer der Zenten Eberbach und Mosbach). Sie haben Karl Kollnig zu großem Ansehen verholfen. Viele seiner Publikationen in renommierten Fachzeitschriften haben das pfälzische Volkstum zum Gegenstand. Seine treffenden Analysen dieses fränkischen Volksstammes basieren auf der großen Liebe, mit der der Pfälzer seinen Landsleuten begegnet. Schon 1938 beschrieb Karl Kollnig in dieser frischen Art, aber mit ebenso großen Akribie „Mannheim. Volkstum und Volkskunde einer Großstadt in ihren geschichtlichen Grundlagen.“ Seine Verwurzelung im pfälzischen Raum kommt auch in seinem jüngsten Werk deutlich zum Ausdruck. Er nennt es „Ereignisse und Gestalten“, weil er sich auf einige herausragende Themen beschränkt. Mit sicherer Hand hat er die Auswahl getroffen. Er beschreibt die Zeit Friedrich I., des Siegreichen, und die entscheidende Schlacht bei Seckenheim. Die Würdigung der Leistungen des Kurfürsten Ottheinrich und des Kurfürsten Karl Ludwig gibt zugleich ein farbiges Gemälde von Epoche und Schicksal. Mit Liselotte von der Pfalz, ihrem Leben am französischen Hof und vor allem ihren Briefen, läßt sich die Pfalz gar farbig wiedergeben — nach Gut und Böse. Christian Mayer, der Hofastronom und „Landvermesser“ Carl Theodors wird besonders gewürdigt. Die anderen Kapitel gehören dem Volkstum, seinem Werden, seinen Strukturen, seinen Wandlungen, seiner Sprache, seinen Rechtssetzungen, auch seinen Sitten und Gebräuchen. — Das liebenswerte Buch gibt einen eindringlichen und nachhaltigen Eindruck von herausragenden, historischen Gestalten und wichtigen Ereignissen der Kurpfalz. Es vermittelt lebendige Geschichte für Einheimische und Zugewanderte, für junge und alte Leser.

Karl Wörn

Rudolf Lehr, Sandhaiser Leit, Mundartliches aus Vergangenheit und Gegenwart, Illustration Bruno Kröll, 205 S., Heidelberg 1983

Der überaus produktive Schriftsteller und Mundartdichter Rudolf Lehr erweitert die Reihe seiner Publikationen mit diesem bemerkenswerten Buch. Bemerkenswert deshalb, weil es eine liebevoll zu-

sammengetragene kulturelle und volkskundliche Ortsgeschichte Sandhausens geworden ist und auf über der Hälfte der Seitenzahl im „Sandhaiser ABC“ ein ausführliches mundartliches Wörterverzeichnis enthält. Rudolf Lehr, der engagierte Verfechter der Mundart, hat erkannt, daß durch die wachsende Mobilität unserer Gesellschaft, welche mit die rasche Veränderung und Umwandlung unserer Dörfer und Städte verursacht hat, die Einwohner und Zugezogenen, auch Flüchtlinge durcheinandermischt, die gewachsene Mundart stark gefährdet ist, besonders in einer wenn auch großen Gemeinde in Großstadtnähe. Die hohe Zeit der Mundart scheint vorbei zu sein, die hohe Zeit der Mundartdichtung vielleicht auch, obwohl dieses Problem hier nicht erörtert werden kann. Um so mehr ist es notwendig, zu sichern, was noch unverfälscht vorhanden ist, und es ist erstaunlich, was Lehr gesammelt und aufgezeichnet hat. Abgesehen von dem höchst verdienstvollen „Sandhaiser ABC“ geben die Kapitel „Die Zeit von

geschdern un voorgeschedern“, „Baure, Wiggelmacher, Hopfzopfer“? „Reddisch un Muus-Gschichdlin un Uzereie“ die Atmosphäre des alten Sandhausen wieder (heute eine Stadt von 13 000 Einwohnern), erzählen in „Gschichdlin“, welche die geschickte Hand des Autors spüren lassen, von Pfarrern, Lehrern, Briefträgern, Ortsbütteln, von Bauern, Zigarrenmachern und Hopfenzopfern, von Originalen, wie sie früher jedes Dorf besaß, und von den Fehden mit den Nachbarorten. Eine facettenreiche, interessante örtliche Kulturgeschichte tut sich auf. Es ist das Verdienst Lehrs, daß dies alles nicht der Vergessenheit anheimgefallen ist, denn die Hochbetagten, welche ihm noch Auskunft geben konnten, werden zwangsläufig immer weniger. Man legt das gut gestaltete und illustrierte Buch mit dem Wunsch aus der Hand, daß es schön wäre, wenn in den Gemeinden unserer Heimat noch mehr solcher Schriften entstehen würden.

L. Vögely

Anschriften der Autoren dieses Heftes

Dieter Burkart

Albert-Schweitzer-Straße 21,
6836 Oftersheim

Prof. Dr. Clemens Eibner

Zähringerstraße 1, 6900 Heidelberg

Karl Frei

Robert-Koch-Straße 4, 6836 Oftersheim

Robert Fuchs

Bahnhofstraße 16, 6834 Ketsch

Leitender Regierungsbaudirektor

Gerhard Glockner

Staatliches Hochbauamt, L 4,
6800 Mannheim

Willy Grüb

Engelbergstraße 22, 7016 Gerlingen 2

Dr. Otto Kleinschmitt

Markgrafenstraße 7, 6830 Schwetzingen

Walter Koch

Richard-Wagner-Straße 10,
6830 Schwetzingen

Prof. Walter Krause

Schauinslandstraße 22, 6800 Mannheim

Dr. Volker Kronemayer

Ketscher Straße 34, 6831 Plankstadt

Eugen Pfaff

Im Altrott 18, 6831 Plankstadt

Landrat i. R. Albert Neckenauer

Kurpfalzring 59, 6830 Schwetzingen

Oberstudiendirektor Hansjörg Probst

Kurfürst-Friedrich-Gymnasium,
6800 Mannheim

Bürgermeister Gerhard Stratthaus

Rathaus, 6830 Schwetzingen

Bürgermeister Gustav Schrank

Rathaus, 6832 Hockenheim

Dr. Werner Steger

Viernheimer Weg 22, 6900 Heidelberg

Karl Wörn

Röntgenstraße 20, 6830 Schwetzingen

Günter Zöbele

Johann-Sebastian-Bach-Straße 12,
6831 Plankstadt

Wir danken dem leitenden Schulamtsdirektor a. D., Herrn *Karl Wörn*, für seine tatkräftige Mithilfe bei Zusammenstellung und Organisation des Heftes 1/86 anlässlich der Mitgliederversammlung des Landesvereins in Schwetzingen am 15. Juni 1986.

Die Ortsgruppe Schwetzingen der Badischen Heimat, dessen erster Vorsitzender Karl Wörn ist, wurde am 31. 1. 1979 gegründet und weist heute 150 Mitglieder auf.

Satzung

des Landesvereins Badische Heimat e. V.

gegründet am 1. Januar 1909

§ 1 Name und Sitz

Der Verein führt den Namen Landesverein Badische Heimat e. V. und hat seinen Sitz in Freiburg i. Br.

§ 2 Zweck

1. Der Verein will das überlieferte heimatliche Kulturgut erhalten, pflegen, wissenschaftlich erforschen und an seiner sinnvollen Neugestaltung mitwirken. Er widmet sich der ideellen Förderung des Umwelt-, Natur-, Landschafts- und Denkmalschutzes, betreibt Volks-, Heimat- und Landeskunde, regt genealogische Forschungen an und trägt zur Erhaltung der heimischen Mundarten bei.
2. Der Verein wirkt für die Zwecke vornehmlich durch:
 - a) Vorträge, Lehr- und Studienfahrten, Führungen, Besichtigungen, Konzerte, Tagungen und Kolloquien,
 - b) fachliche Beratung auf seinen Arbeitsgebieten,
 - c) Herausgabe der Zeitschriften „Badische Heimat“ und „Ekkhart“, volksbildender und wissenschaftlicher Schriften.
 - d) Zusammenarbeit mit Gesellschaften und Vereinen gleicher oder verwandter Zielrichtungen im Inland und benachbarten Ausland, sowie mit entsprechenden staatlichen und kommunalen Behörden, öffentlichen und privaten Körperschaften,
 - e) Sammlung des Schrifttums aus seinen Arbeitsgebieten.

§ 3 Gemeinnützigkeit

Der Verein verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnittes „Steuerbegünstigte Zwecke“ der Abgabenordnung.

Der Verein ist selbstlos tätig: er verfolgt nicht in erster Linie eigenwirtschaftliche Zwecke. Mittel des Vereins dürfen nur für satzungsmäßige Zwecke verwendet werden. Die Mitglieder erhalten keine Gewinnanteile und in ihrer Eigenschaft als Mitglieder auch keine sonstigen Zuwendungen aus Mitteln des Vereins. Sie erhalten bei ihrem Ausscheiden oder bei Auflösung oder Aufhebung des Vereins keinerlei Zahlungen oder Zuwendungen aus Mitteln des Vereins.

Es darf keine Person durch Ausgabe oder durch Verwaltungsaufgaben, die dem Zweck des Vereins fremd sind, oder durch unverhältnismäßig hohe Vergütungen oder Vergünstigungen bevorzugt werden.

§ 4 Mitgliedschaft

1. Mitglieder des Vereins können natürliche Personen und juristische Personen (körperschaftliche Mitgliedschaft) werden. Über die Aufnahme, die schriftlich zu beantragen ist, entscheidet der Landesvorstand.
2. Wer sich um den Verein und seine Ziele besonders verdient gemacht hat, kann auf Vorschlag des Landesvorstandes mit Zustimmung des Beirats von der Mitgliederversammlung zum Ehrenmitglied werden.

3. Die Mitgliedschaft endet durch Austritt, Ausschluß oder Tod.
4. Der Austritt ist nur auf Ende eines Geschäftsjahres zulässig und muß dem Verein mindestens drei Monate vorher schriftlich erklärt werden.
5. Ein Mitglied kann durch den Landesvorstand ausgeschlossen werden,
 - a) wenn es den Verein schädigt oder seinen Zwecken zuwiderhandelt,
 - b) wenn es mit der Entrichtung des Beitrages mehr als zwei Jahre im Rückstand bleibt.

Gegen den Ausschließungsbeschuß des Landesvorstands steht dem Mitglied das Recht zu, innerhalb eines Monats ab Zugang des Ausschließungsbeschlusses den Beirat anzurufen, der über den Ausschluß endgültig entscheidet.

§ 5 Beitrag

1. Jedes Mitglied hat einen Jahrsbeitrag zu leisten; Eheleute und Familien entrichten einen ermäßigten Beitrag. Die Höhe des Jahresbeitrages wird durch die Mitgliederversammlung festgesetzt. Der von körperschaftlichen Mitgliedern zu leistende Jahresbeitrag wird durch Selbsteinschätzung bestimmt; er soll mindestens das Doppelte des Jahresbeitrages der Einzelmitglieder betragen.
2. Der Beitrag ist zu Beginn des Geschäftsjahres fällig.
3. Ehrenmitglieder sind von der Beitragsleistung befreit.
4. Der Landesvorstand kann in besonderen Härtefällen teilweise Ermäßigung des Vereinsbeitrages gewähren.

§ 6 Geschäftsjahr

Geschäftsjahr ist das Kalenderjahr.

§ 7 Vereinsorgane

1. Organe des Vereins sind:
Die Mitgliederversammlung,
der Landesvorsitzende und der stellvertretende Landesvorsitzende,
der Landesvorstand,
der Beirat.
2. Der Landesvorsitzende und der stellvertretende Landesvorsitzende bilden den Vorstand i. S. des § 26 BGB. Beide sind einzeln zur Vertretung des Vereins berechtigt.

§ 8 Mitgliederversammlung

1. Die ordentliche Mitgliederversammlung findet alle zwei Jahre statt.
2. Eine außerordentliche Mitgliederversammlung ist einzuberufen,
 - a) wenn die Interessen des Vereins es erfordern,
 - b) auf Antrag des Beirats,
 - c) auf schriftlichen Antrag von mindestens einem Zehntel der Mitglieder unter Angaben der Gründe.
3. Die Einberufung der Mitgliederversammlung erfolgt durch den Landesvorsitzenden mindestens zwei Monate vor dem Termin unter Angabe der Tagesordnung durch die Zeitschrift „Badische Heimat“ oder durch Rundschreiben. Anträge, die zu begründen sind, und Anregungen der Mitglieder sind dem Landesvorstand spätestens sechs Wochen vor der Mitgliederversammlung schriftlich mitzuteilen. Die Anträge sind dem Beirat spätestens drei Wochen vor der Mitgliederversammlung zuzuleiten und mit ihm zu beraten.
4. Die Mitgliederversammlung wird von dem Landesvorsitzenden geleitet. Stimmrecht haben nur die anwesenden, bei körperschaftlichen Mitgliedern die in der Versammlung

vertretenen Mitglieder. Über wesentliche Vorgänge und die Beschlüsse der Mitgliederversammlung wird eine Niederschrift gefertigt, die vom Landesvorsitzenden und dem Schriftführer zu unterzeichnen ist. Der wesentliche Inhalt dieser Niederschrift ist in der Zeitschrift „Badische Heimat“ zu veröffentlichen.

5. Die Mitgliederversammlung hat die Aufgabe,
 - a) den Landesvorsitzenden, den stellvertretenden Landesvorsitzenden, den Schriftführer und den Landesrechner auf die Dauer von vier Jahren zu wählen; geheime Abstimmung hat zu erfolgen, wenn mindestens zehn anwesende Mitglieder oder ein Zehntel der anwesenden Mitglieder Antrag auf geheime Abstimmung stellen;
 - b) den Tätigkeitsbericht des Landesvorsitzenden, den Kassenbericht des Landesrechners und den Prüfbericht der Rechnungsprüfer entgegenzunehmen und dem Landesvorstand Entlastung zu erteilen;
 - c) Satzungsänderungen zu beschließen;
 - d) die Höhe des Jahresbeitrages festzusetzen;
 - e) zwei Rechnungsprüfer auf die Dauer von 4 Jahren zu wählen;
 - f) über sonstige wichtige Angelegenheiten des Vereins und über Anträge der Mitglieder zu beschließen;
 - g) die Auflösung des Vereins zu beschließen.
6. Das Ergebnis der Rechnungsprüfer, die alljährlich zu erfolgen hat, ist zwischen den Mitgliederversammlungen vom Landesvorstand dem Beirat mitzuteilen.

§ 9 Landesvorstand

1. Der Landesvorstand besteht aus dem Landesvorsitzenden, dem stellvertretenden Landesvorsitzenden, dem Schriftführer und dem Landesrechner. Der Landesvorsitzende führt die Bezeichnung „Präsident des Landesvereins Badische Heimat“.
2. Der Landesvorsitzende erledigt die laufenden Geschäfte des Vereins.
3. Sitzungen des Landesvorstandes werden von dem Landesvorsitzenden einberufen. Sie sind nach Bedarf, jedoch mindestens zweimal im Jahr durchzuführen. Wenn mindestens zwei Vorstandsmitglieder die Einberufung unter Angabe von Gründen schriftlich verlangen, muß eine Sitzung des Landesvorstandes einberufen werden.
4. Der Landesvorstand ist beschlußfähig, wenn mindestens die Hälfte seiner Mitglieder anwesend ist. Er scheidet mit Stimmenmehrheit, bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Landesvorsitzenden. Über Beschlüsse des Landesvorstandes, die mit Zustimmung aller seine Mitglieder auch im schriftlichen Verfahren herbeigeführt werden können, ist eine Niederschrift zu fertigen, die von dem Sitzungsleiter und dem Schriftführer zu unterschreiben ist.
5. Der Landesvorstand kann für bestimmte Aufgabengebiete des Vereins Ausschüsse berufen oder Einzelpersonen mit Sonderaufgaben betreiben.
6. Der Landesvorstand führt im Falle des Ablaufs der Wahlperiode die Geschäfte weiter bis zur Eintragung des neugewählten Landesvorstands im Vereinsregister. Scheidet ein Mitglied des Landesvorstandes während der Amtsperiode aus, so kann der Landesvorstand ein Ersatzmitglied für die restliche Amtsdauer des Ausgeschiedenen bestellen.
7. Der Landesrechner legt dem Vorstand zum 1. Februar des Geschäftsjahres einen Haushalts-Voranschlag zur Genehmigung vor.
8. Der Landesvorsitzende kann zu den Sitzungen des Landesvorstandes den Schriftleiter einladen.

§ 10 Beirat

1. Der Beirat besteht aus dem Ortsgruppenvorsitzenden, dem Schriftleiter und bis zu zwölf weiteren Mitgliedern. Die weiteren Mitglieder werden vom Landesverband auf vier Jahre berufen. Die Berufung ist durch die Mitgliederversammlung zu bestätigen. Bei der Auswahl der weiteren Mitglieder des Beirats sind die Aufgabengebiete des Vereins zu berücksichtigen.

2. Sitzungen des Beirats werden vom Landesvorsitzenden einberufen und geleitet; sie sollen mindestens zweimal jährlich stattfinden. Der Beirat muß einberufen werden, wenn mindestens fünf Beiratsmitglieder die Einberufung schriftlich vom Landesvorsitzenden verlangen. Es können gemeinsame Sitzungen des Landesvorstands und des Beirats stattfinden.
3. Der Beirat hat die Aufgabe, den Landesvorstand in wichtigen Vereinsangelegenheiten zu beraten. Der Beirat bildet seine Meinung durch Beschlußfassung, bei der die Mehrheit der abgegebenen Stimmen entscheidet. Über die Sitzung des Beirats ist eine Niederschrift zu fertigen, die vom Sitzungsleiter zu unterschreiben ist.

§ Ortsgruppen

1. Die Mitglieder einzelner örtlicher und räumlicher Bereiche können sich zur Förderung der Vereinszwecke zu Ortsgruppen zusammenschließen. Die Ortsgruppen pflegen den Zusammenhalt unter den Mitgliedern, sie unterstützen die Arbeit des Vereins in ihrem Bereich.
2. Die Ortsgruppen besitzen keine eigene Rechtsfähigkeit. Sie können sich im Rahmen der Satzung des Landesvereins eine vereinsmäßige Verfassung geben oder die Bestimmungen über die Organe des Landesvereins entsprechend anwenden. Die Ortsgruppen sind durch ihre Vorsitzenden im Beirat vertreten.
3. Die Ortsgruppen erhalten aus den Jahresbeiträgen der in ihnen zusammengeschlossenen Mitglieder für ihren Geschäftsbedarf eine Rückvergütung. Die Höhe der Rückvergütung wird durch den Landesvorstand im Einvernehmen mit dem Beirat festgesetzt.

§ 12 Satzungsänderungen

Satzungsänderungen werden von der Mitgliederversammlung beschlossen. Sie bedürfen einer Mehrheit von drei Vierteln der anwesenden Mitglieder. Anträge auf Änderung der Satzung müssen bei der Einberufung der Mitgliederversammlung schriftlich mitgeteilt werden.

§ 13 Auflösung und Anfallberechtigung

1. Die Auflösung des Vereins kann nur durch eine zu diesem Zwecke einberufene Mitgliederversammlung mit mindestens vier Fünfteln der anwesenden Mitglieder beschlossen werden. Die anwesenden Mitglieder müssen dabei mindestens ein Viertel aller Vereinsmitglieder darstellen.
2. Im Auflösungsbeschluß kann bestimmt werden, daß das Vermögen des Vereins einem als gemeinnützig anerkannten Verein gleicher oder verwandter Zielrichtung zufallen soll. Erfolgt ein solcher Beschluß nicht, fällt das Vermögen je zur Hälfte an die Universitäten Freiburg und Heidelberg mit der Bestimmung, dieses im Sinne der Zwecke des Vereins zu verwenden.
3. Die vorstehenden Vorschriften gelten entsprechend für den Fall, daß der Verein aus einem anderen Grunde aufgelöst wird oder seine Rechtsfähigkeit verliert.

§ 14 Inkrafttreten

Diese Neufassung der Satzung ist von der Mitgliederversammlung am 28. April 1985 beschlossen worden und tritt am Tage der Eintragung in das Vereinsregister in Kraft. Gleichzeitig tritt die Satzung in der Fassung vom 14. September 1975 außer Kraft.

(Die Satzung wurde am 2. Dezember 1985 in das Vereinsregister beim Registergericht Freiburg i. Br. unter Nr. 229 eingetragen.)